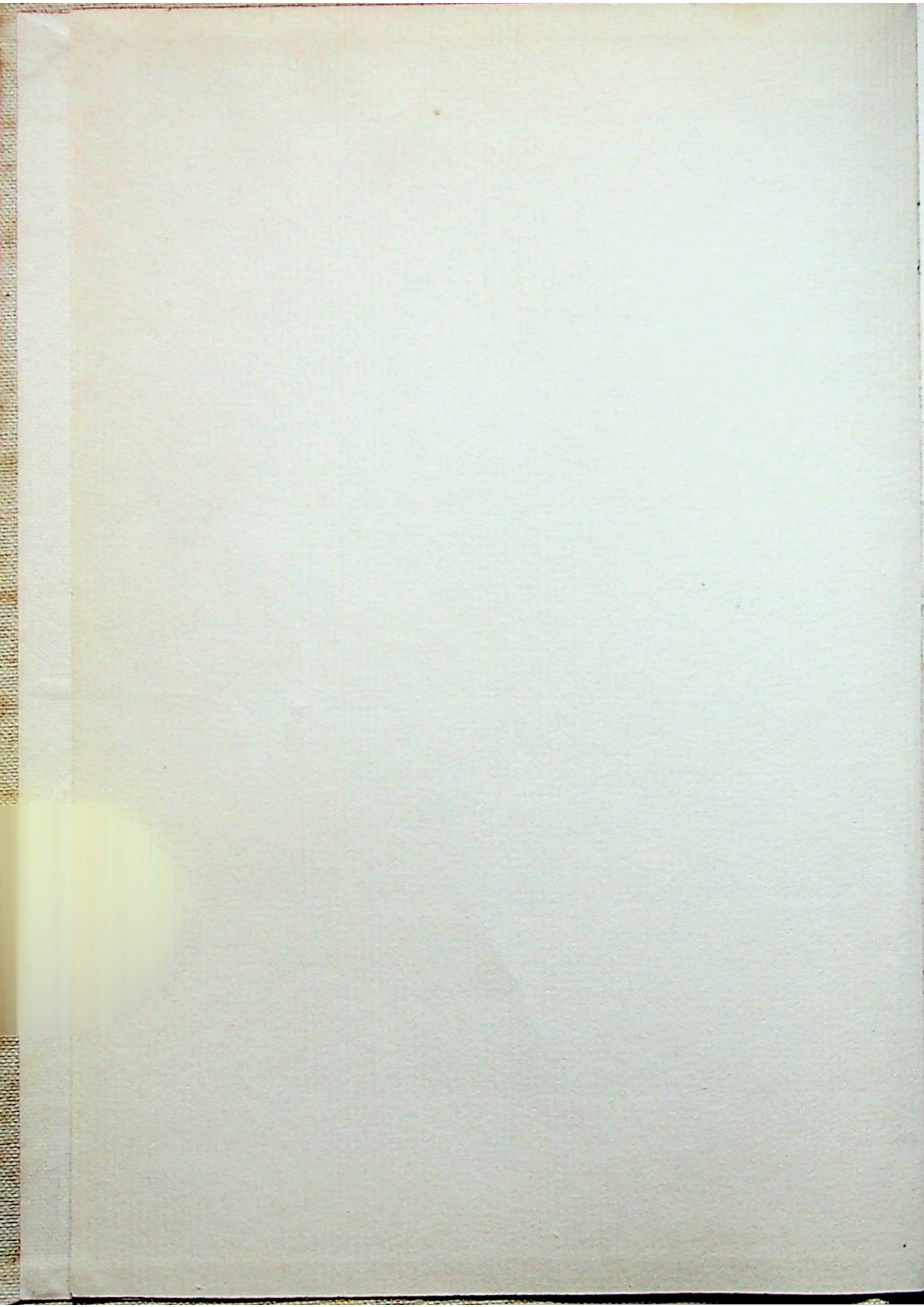


Horst Wessel

MDCXL



Hanns Heinz Ewers

Horst Wessel

Ein deutsches Schicksal



1 · 9 · 3 · 3

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

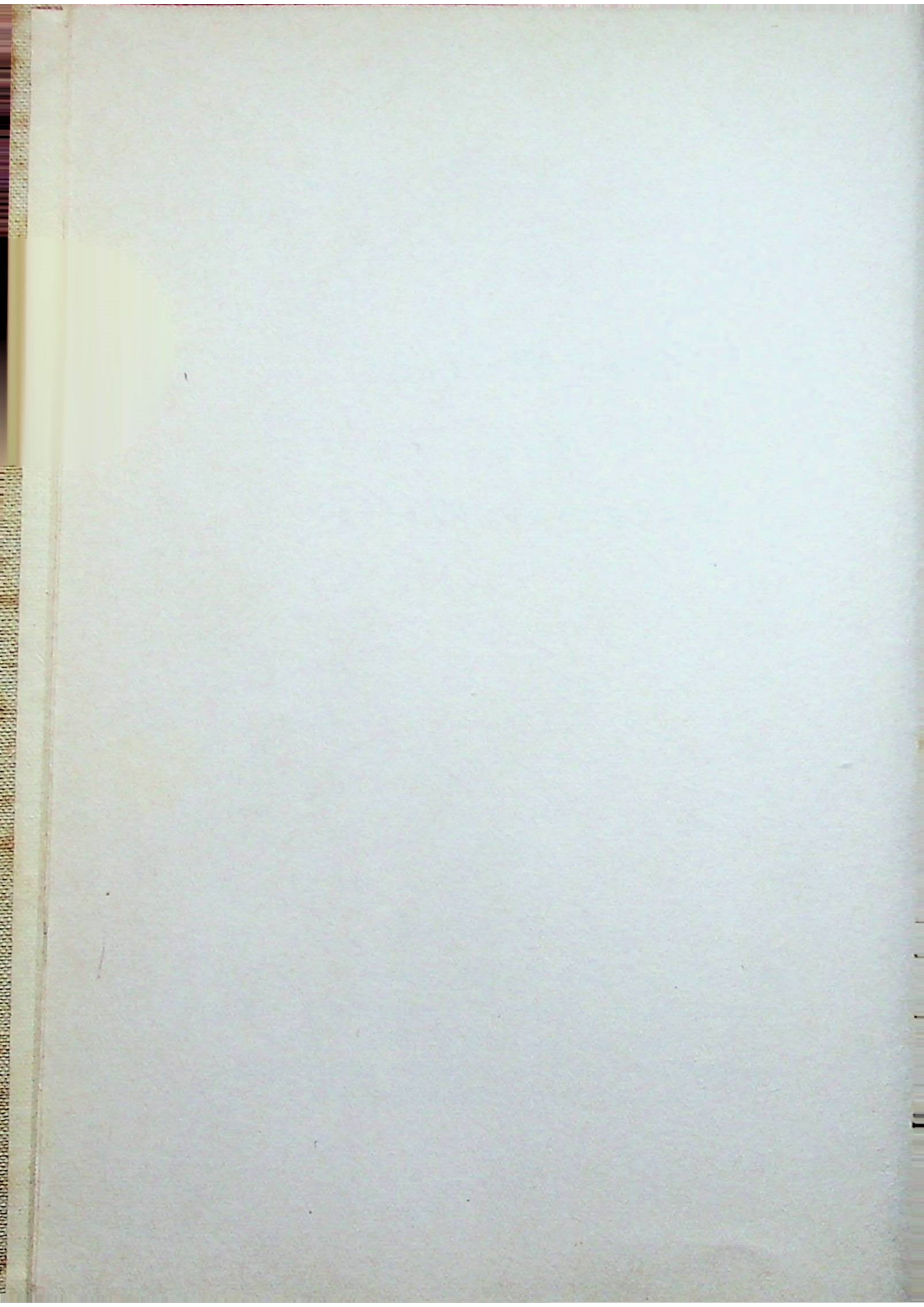
131.–140. Tausend

Einband und Bildnis Horst Wessels von Franz Peffer

Der Mutter

Frau

Margarete Wessel



I

Oktober 1928

Berlin bei Tag: zwei Studenten treffen sich an der Universität. — Am Abend: der Sturmführer und seine Mutter. — In der Nacht: Versammlungen und Irrfahrten; Rotfront und S.A. schießen auf den Straßen. — Wie Horst Wessel seinen Freund Sprengel aus dem Gefängnis holt.

Hellmut Mingard, cand. med., kam langsam die breite Treppe herunter. Er kannte kaum die Universität — die Mediziner hörten ja in andern Gebäuden; auch heute war er nur hier, seine Papiere zu holen. Da hieß es warten; vollgestopft war die Registratur bei dieser Überfülle der Studenten. Er fluchte; mitten im Examen stand er, brauchte jede Stunde zur Arbeit. Aber es half nichts — vor ein, zwei Stunden würde er nicht abgefertigt werden. So war er durch die langen Gänge geschlendert, dann mit einem Nachzügler in einen Hörsaal geraten.

Was las der Professor? Ach so, ein Historiker — Geschichte der erwachenden Freiheitsbewegung nach Preußens Sturz bei Jena. Was ging ihn das an — er war Mediziner. Langweilig, trocken redete der alte Herr; Mingard hörte nur halb hin. Nahm doch, gewohnheitsmäßig, Bleistift und Papier aus der Tasche, schrieb ein

paar Namen auf. Steffens, Dörnberg, Schleiermacher, Arndt, Fichte — Körner natürlich. Ja, und Friesen — die Stimme da vorne wurde warm, als sie von dem erzählte. Friesen, der mit Jahn die Turnerschaft schuf, als Lützows Adjutant die Freischar gründete — der junge, schöne, strahlende Friesen.

Fast vergessen sei der Name, sagte der Professor. Die Namen hätten Klang: Schill, Lützow — weil Dichter von ihnen sangen. Was aber wisse man heute von Friesen? Im Ardenner Wald sei er gefallen, meuchlings von Bauern erschlagen: kein Soldat hätte je gegen den Wehrlosen die Hand erhoben, so adlig war sein Blick. Heimlich verscharrte man ihn, fand nach Jahren die Stelle: der Freiherr von Viettinghoff nahm den Schädel mit, reiste mit ihm herum dreißig Jahre lang, konnte sich nicht trennen davon. So schön war der junge Friesen.

Der Mediziner lächelte. Romantik, dachte er, himmelblaue Romantik! Schädel? Die Mode ändert sich. Rauhe Germanenfürsten schlugen Feinden die Köpfe ab, machten Trinkbecher aus den Schädeln, soffen roten Wein daraus — hu, Feindesblut! Brave Bürger des Barock ließen sich Stilleben malen, und ein Schädel mußte darauf sein: 'Vanitas' hieß das — das erinnerte an die Vergänglichkeit alles Irdischen. Heute aber waren Schädel nur gut zum Anatomiestudium, für Studenten im ersten Semester.

Die Uhr schlug; der Hörsaal leerte sich — Mingard ging die Treppe hinunter. In der Halle blieb er stehn, warf einen Blick auf die bunten Schilder all der Studentenvereine und Verbindungen — meingott, was es nicht alles gab auf der Berliner Universität! Nationale

Studenten, sozialdemokratische, völkische, kommunistische — katholische, jüdische, protestantische — Turner, Landsmannschafter, Sänger, Sportler, Burschenschafter. — Sieh doch, da hing auch das Schild seines Bundes: Korps im Kösener S. C. Normannia, blau-silber-schwarz.

Butterbrotessende Studenten und Studentinnen, Bücher in der Hand, Brillen auf der Nase. Bleich die meisten, übernächtig, unterernährt. Er wand sich durch, trat hinaus in den rückwärtigen Garten, schritt zwischen Bänken und Bäumen in der hellen Oktobersonne. Hinten, an der Dorotheenstraße, das Denkmal der im Weltkrieg gefallenen Studenten; er blieb stehn, blickte auf die frischen Kränze. Man vergaß sie nicht, die Jugend von Langemarck —

Er ging über die Straße, hinüber zu dem stillen Hegelplatz, sah sich den Kram an, der auf dem Bücherkarren lag. Da rief eine Stimme, hell und klar: „Hallo, Mingard!"

Ein junger Bursch sprang hinüber, streckte ihm die Hand hin. „Tag, Hellmut, was machst du?"

Mingard legte das Buch aus der Hand. „Horst Wessel — du? Und hier bei der Universität — also soll die Arbeit doch endlich anfangen?"

Der Student lachte. „Nee, so weit ist's noch nicht. Komm zufällig hier vorbei."

Ein leichter Vorwurf klang aus Mingards Stimme. „Draußen im Grunewald läßt du dich auch nicht blicken — seit du zurück bist aus Wien hat dich keiner mehr im Korpshause gesehn. Zwei Bänder hast du nun — solltest dich wirklich mehr kümmern um die jungen Korpsbrüder."

Ein Schatten flog über das Gesicht des jungen Studenten; leicht zuckte die Oberlippe. „Wieviel Füchse sind da? Fünf, sechs vielleicht! Wenn's sechshundert wären! Sollen fechten lernen, Säbel, Rapier — sollen zur Mensur gegen Burschen, die so blank sind wie sie. Aber der wahre Gegner speit auf unsre Spielregeln. Trägt Stahlruten in der Tasche, Messer, Pistolen, ficht auf seine Art —" Er stockte plötzlich, fuhr langsam fort: „Diese Zeit, siehst du, diese Zeit —"

„Nun — was?" drängte Mingard. „Immer noch so verschlossen? Was treibst du eigentlich?"

Horst Wessel hielt seinen Blick. „Besuch mich mal" sagte er, „dann will ich dich mitnehmen."

„Wenn ich nur Zeit hätte!" antwortete der Ältere. „Du weißt ja, daß ich im Examen stehe."

„Freilich, freilich", nickte der Bursch. „Du mußt büffeln! Einer muß fechten, und der andre muß saufen. Der muß segeln und der muß bummeln und Berlin kennenlernen. Und keiner —"

„Keiner — was?" drängte der Mediziner. „Laß doch den Füchschen ihren Spaß, müssen bald genug ins Geschirr und den Brotkarren ziehn. Seit wann predigst du Moral?"

Sein Korpsbruder starrte ihn an. „Ich? Was hat das mit Moral zu tun? Begreifst du denn nicht, daß es nur um eins noch geht in diesen Tagen? Nur um das eine — Deutschland!" Sein Blick stach, zu Fäusten ballten sich seine Hände. Und flüsternd, gepreßt, kamen die Worte aus seinen Lippen: „Sturm! Sturm! Sturm! Läutet die Glocken von Turm zu Turm! Läutet die Männer, die Greise, die Buben, läutet die Schläfer aus ihren Stuben, läutet die Mädchen hinunter die Stiegen,

läutet die Mütter hinweg von den Wiegen! Läutet Sturm, daß die Erde sich bäumt unter dem Donner der rettenden Rache, wehe dem Volke, das heute noch träumt — Deutschland erwache!"

Mingard dachte: 'Der Junge brennt. In Flammen steht er.' Er fragte: „Was ist das für ein Lied?"

„Ein Dichter schrieb es — kein Mensch kannte ihn in Deutschland, solang er lebte, aber man wird ihn schon kennenlernen: Dietrich Eckart hieß er." Horst Wessel lachte. „Wir singen sein Lied so unter uns. Aber man sollte es weit durch alle Gassen schrein: dröhnen soll sie und gellen die Luft, rasen im Donner der Rache — läutet die Toten aus ihrer Gruft — Deutschland erwache!" Er griff des Freundes Hand, drückte sie fest. „Leb wohl, Hellmut — vielleicht hast du doch einmal Zeit, trotz aller Examensnöte!"

Er nickte ihm zu, sprang mit leichtem Tritt die Straße hinunter.

Mingard sah ihm nach: schlank war der Bursch, hochgewachsen. Barhäuptig war er, der leichte Morgenwind fegte durch das Blondhaar. Eine Lederjoppe trug er, kurze Lederhosen dazu; frei waren die Knie. An der Ecke blieb er stehn, wandte sich noch einmal um, winkte zurück mit der Hand. Wie ein rechter Junge lachte er — braungebrannt war das Gesicht, edel die scharfgebogene Nase. Hoch die Stirn, helleuchtend die Augen.

Mingard nickte ihm zu. „Friesen", murmelte er, „der junge, schöne, strahlende Friesen!" — Er ging hinüber zum Garten — lag da nicht ein neuer Kranz an dem Totenmal der Studenten? Sein Auge fiel auf die Inschrift, er las: Invicti victis victuri —

Etwas zog ihn zurück, riß ihn, dem Korpsbruder nach-

zueilen. 'Der Junge brennt', dachte er, 'er verbrennt!' Aber er zwang sich, beschleunigte den Schritt — hinein in die Universität. Gottverdammtes Examen!

* * *

Fischerstraße, Haus Nummer 30 — in der kleinen Stube saßen drei junge Burschen auf dem Bett; vor ihnen beugte sich eine alte Frau über die Nähmaschine. Wieder ging die Tür, ein vierter trat ein.

„Albert nicht da?" fragte er.

Die Frau wandte sich. „Richard Fiedler? — Nee, der Junge holt was, wird gleich zurück sein." Sie stand auf. „Na, denn will ich nich weiter stör'n, ick jeh in die Küche rüber mit dem ollen Trampelkasten." Sie faßten an, trugen ihr die Maschine hinüber. Es war immer dasselbe Bild: stets saß Frau Sprengel bei ihrer Nähmaschine, stets stand sie auf, ging in die Küche, wenn des Sohnes Kameraden sich sammelten. Sie fragte nicht, sagte kein Wort, ließ alles geschehn — aber sie wußte recht gut, was da vor sich ging.

Der Student kam, und mit ihm Albert Sprengel, der Sturmführer; in seinem Sturm 1 diente Horst Wessel, seit er aus Wien zurück war — auch sein jüngerer Bruder Werner, der Jura studierte wie er. Die Burschen sprangen auf, begrüßten die beiden.

Der Sturmführer gab seine Befehle: „Also acht Uhr Versammlung im Gemeindehaus in der Neuen Grünstraße. Doktor Goebbels spricht; Sturm 1 stellt den Saalschutz. Ich fahre erst mit Horst nach Charlottenburg, der hat dort den Kommunisten noch was zu sagen. Unsre Leute warten auf dem Jüdenhof; du, Richard, holst sie

ab, bringst sie zum Gemeindehaus, übernimmst die Leitung im Saal, bis ich eintreffe. Ich weiß, daß ich mich auf dich verlassen kann." Die beiden Burschen standen Aug in Aug; strohblond, blauäugig der Sturmführer Sprengel, dunkel, mit flammendem Blick sein Truppführer Fiedler. Er hob den Arm, klappte mit den Hacken zusammen. Machte stramm kehrt, ging mit den drei andern zur Tür.

Horst Wessel rief ihm nach: „Du! Richard! Mein Bruder kommt mit euch heutabend — paß mir auf den Jungen!"

Truf Fiedler sah ihn an, lachte. „Auf Werner? Keine Angst, den liebt jeder im ganzen Sturm — die Burschen lassen sich totschlagen für ihn."

Mutter Sprengel kam aus der Küche, brachte Butterbrote, für jeden zwei, hübsch in Papier gewickelt. „Abendbrot", sagte sie, „steckt's in die Tasche."

Fiedler und seine Leute sprangen die wacklige Stiege hinunter; die beiden andern folgten der alten Frau in die Küche. Kein bißchen Zeit verlor sie, hockte im Augenblick wieder über ihrer Nähmaschine. „Kannst du dir nicht ein wenig Ruhe gönnen, Mutter?" fragte der Sturmführer. „Ich hab doch nun eine Stellung, verdien doch jetzt."

Die Frau sah nicht auf. „Wer weiß, wie lange det dauert. Und denn — du weißt doch, Junge, daß es nich anders jeht. Ich muß klappern, das verscheucht trübe Jedanken. Wenn's mal nischt mehr is mit der Arbeit, könnt ihr mir gleich raustragen zum Kirchhof!"

Ihr Sohn lachte. „So eilig ist's ja nicht." Er küßte sie rasch auf die Stirn. „Nun muß ich gehn, Mutter."

Sie hob den Blick. „Gehst du mit Horst? — Dann ist's gut, dann bin ich ruhig."

* * *

Albert Sprengel saß in der Stadtbahn, fuhr zurück von Charlottenburg. Er war unzufrieden, hatte seinen Freund nicht mehr reden hören in der Kommunistenversammlung. Sie hatten Krach gemacht wie gewöhnlich, hatten immer wieder das Wort verlangt. Schließlich hatte man ihnen zugestanden, daß Horst Wessel später in der Aussprache reden könne — aber Albert durfte nicht länger warten, mußte zurück zu seinem Sturm. Er stieg aus, lief durch die Gassen, fand die Neue Grünstraße schwarz von Menschen, rings das Lokal von Rotfrontlern umstellt; Schupoleute dazwischen. Er schlich sich durch, kam ins Gemeindehaus, sagte Bescheid. Auch drinnen viele Kommunisten — da war nichts zu befürchten, solange Sturm 1 für Ordnung sorgte. Fiedler berichtete ihm: Krach und Geschrei natürlich, immer wieder war Doktor Goebbels unterbrochen worden; das war nun mal so, hüben wie drüben. Man nahm den Redner in die Mitte, zog hinaus in geschlossenem Zuge, Truf Fiedler an der Spitze, Albert hinten als letzter Mann — er nahm den gefährlichsten Posten. Rufe genug: 'Rot Front!', 'Heil Moskau!' — und dagegen: 'Heil Hitler!' und 'Deutschland erwache!' Aber man ließ sie durch, machte unwillkürlich Platz, nirgends kam es zu Zusammenstößen; die paar Schupos waren heilfroh, daß alles so ruhig sich abwickelte. Man kam zur Untergrundbahn: das galt immer als Sicherheit, wenn man glücklich durch die Sperre war. Auf jeder Haltestelle ließ der Sturmführer einige seiner Leute aus-

steigen, schärfte jedem Mann Vorsicht ein: meingott, das war ja die größte Schwierigkeit, ungefährdet nachhause zu kommen, wenn sie einzeln nachts durch die stockroten Straßen mußten, wo an allen Ecken Mordgefahr lauerte!

Auf der Rückfahrt war plötzlich ein Gerücht da, daß — weißderhimmel, wie diese Gerüchte aufkamen: immer wieder waren sie da, jeden Tag und jede Stunde, und kein Mensch wußte, wie und woher! Es hieß, daß Werner Wessel fehle, er und noch vier Mann. Keiner hatte sie beim Auszug aus dem Lokal gesehn, keiner im Zuge durch die Straßen, keiner auf den Bahnhöfen. Vielleicht waren sie zurückgeblieben im Gemeindehaus; der Sturmführer beschloß sofort, sie dort zu suchen — heraus aus der Untergrund und hin zur Neuen Grünstraße. Sie kamen zum Lokal, einer nach dem andern — nein, da war niemand mehr. Also zurück, einzeln, wie man kam; erst an der Ecke traf man sich wieder. Sprengel zählte seine Leute: neun Mann hatte er noch. Aber die Menge der Roten war reichlich angeschwollen, vierhundert mochten es sein und mehr. Sie zogen die Wallstraße hinunter; nun erst wurden sie erkannt und verfolgt — der Sturmführer ließ die Roten nicht herankommen. Keiner seiner Burschen hatte ein Schießeisen, er allein ballerte los, als ob ein halbes Dutzend da herumknallten; zehn, zwölf Schüsse gab er ab. Sie benutzten die Stockung, rannten weiter, kamen glücklich zum Bahnhof Inselbrücke; da gab's eine neue Ballerei. Albert deckte die Kameraden, bis sie durch die Sperre waren. Sie hatten Glück, eben brauste der letzte Nachtzug in die Halle.

Der Sturmführer betrachtete seine Lämmer: keinem

war ein Härchen gekrümmt; er setzte sie heil ab, der Reihe nach. Die zwei letzten brachte er selbst heim, zog dann allein durch die Nacht. Er strich an den Häusern entlang; wie er auf den Molkenmarkt einbog, stieß er hart auf einen verdächtigen Burschen. Er prallte zurück, griff mit der Hand in die Tasche — lachte dann. „Du, Horst? Mensch, wo kommst du her?"

Der Student erzählte. Ewig lange habe es gedauert in Charlottenburg. Sie hätten ihn am Ende doch nicht sprechen lassen wollen; erst, als er zugesagt habe, daß auf jeder ihrer Versammlungen jeder Kommunist soviel reden könne, wie er Lust habe, habe man ihn heraufgelassen. Er habe die Gelegenheit gründlich ausgenutzt, habe sein Sprüchlein brav heruntergebetet — mit dem Erfolg, daß hernach sich drei junge Leute ihm angeschlossen hätten, mit ihm weitergezogen seien. Die halte er sicher: prächtige Bengel seien es, Kerle, die man brauchen könne in der S.A.!

Dann sei er nachhause geeilt — unberührt des Bruders Bett. Also wieder auf die Gasse —

Sie liefen durch die Straßen. Alles leer um diese Zeit, die Kneipen geschlossen. Da, an der Mühlendammschleuse, grade bei der Sparkasse, kam ein Trupp auf sie zu; jeder die Hand in der rechten Rocktasche — Finger am Abzug, wie sie selber.

„Ringvereinler!" flüsterte der Student.

Der Sturmführer antwortete: „Nee, Mensch, das sind keine Verbrecher! Rote Patrouille — Achtung!"

Sie gingen grad auf die Burschen zu — die stockten einen Augenblick; man sah, wie sich die hellen Hände langsam heraushoben aus den Taschen.

„Paß auf, Horst", rief Sprengel, „sie ziehn die Kanonen! — Ballern!"

Sie schossen beide — durch die Rocktaschen. Drüben schrie einer auf —

„Den hat's gehascht!" meinte der Sturmführer.

Die Kommunisten flohen, schleppten den Verwundeten mit.

Albert brachte seinen Freund nachhause; wartete auf der Straße. Bald öffnete sich oben ein Fenster. „Nun, ist Werner da?"

„In der Falle liegt er, schläft wie ein Ratz", sagte der Student.

Der Sturmführer nickte befriedigt. „Na, dann kann ich ja auch zu Muttern."

* * *

Am andern Abend kam die Nachricht, daß Albert Sprengel mit ein paar Kameraden verhaftet sei — wegen der Schießereien bei der Inselbrücke und der Sparkasse. Das war nichts Sonderliches; war doch keiner von ihnen, der nicht schon ein paar Nächte auf dem Polizeipräsidium zugebracht hatte. Man hatte auch da seine Verbindungen: durch einen befreundeten Schupomann erfuhr Horst Wessel, daß die Verhöre am nächsten Morgen stattfinden sollten. Er eilte zum Alexanderplatz, stieg die Treppen hinauf — ach, er kannte sich gut aus im Alex, brauchte sich nicht erst zurechtzufragen. Er lief auf und ab auf dem dunklen Flur, wartete, trug in den Händen eine mächtige Tüte, bis oben mit Stullen gefüllt: Gefangene haben immer Hunger, da drücken die Schupos ein Auge zu. Endlich wurden die Kameraden vorgeführt; als ersten brachte man den Sturmführer zum Verhör. Der Student machte sich an die andern, bot ihnen an aus seinem Füllhorn; wechselte zwischen-

durch ein paar rasch geflüsterte Worte. Er erfuhr bald, daß man wiedermal die Falschen geschnappt hatte: alle diese S.A.-Männer waren gleich nach der Versammlung nachhause gegangen, keiner von ihnen hatte je eine Waffe besessen. Dann kam Sprengel aus dem Zimmer, sofort stellte sich ein Wachtmeister ihm dicht zur Seite. Zu gleicher Zeit wurden von der andern Seite drei Burschen vorgeführt; Horst sah, daß es Kommunisten sein mußten. Er machte sich an den Sturmführer, hielt ihm die Tüte hin, bot auch dem Beamten an — der dankte. Aber er wandte sich halb um, ließ Sprengel ruhig essen, tat so, als bemerke er nichts.

Der Student bog den Kopf zurück, fragte leise: „Kennst du sie?"

Albert sah auf, kaute, flüsterte zwischendurch: „Die? Junge, die waren vorgestern sicher nicht dabei! Sonst wär's anders gekommen!"

„Wer ist es denn?" fragte Horst Wessel.

Der Schutzmann machte eine halbe Wendung; sogleich ging der Student weiter, hielt den Kommunisten die Stullentüte hin. Sie sahn ihn an, wußten Bescheid. Einer lehnte ab, aber die andern griffen zu: Stulle bleibt Stulle; wenn man Kugeln austauscht auf der Straße, kann man doch mal im Präsidium ein Butterbrot annehmen, das ist bekömmlicher.

„Du bist der Wessel aus der Jüdenstraße?" fragte einer.

Der Student nickte, ging zurück zu Sprengel. „Also?"

„Scherlinski heißt der eine", flüsterte der Sturmführer; „der mit dir sprach, ist Camillo Roß. Wie der dritte heißt — der, der die Stulle ausschlug — weiß ich nicht, sie nennen ihn 'Schlageter'!"

„Schlageter?!" rief der Student. „Warum denn nur?"

„Sie dürfen nicht mit den Gefangenen sprechen", mahnte der Beamte. Horst ging weiter mit seiner Tüte, kam nach wenigen Minuten wieder zurück. Der Sturmführer nahm eine neue Stulle, kaute nach Herzenslust, murmelte: „Weiß nicht. Vielleicht, weil sie recht gut wissen, daß wir hochgehn, wenn sie einem der Ihren solchen Namen geben! — Sind stramme Burschen, alle drei — ein Jammer, daß sie bei Rotfront sind! Müßten zu uns kommen."

Der Wachtmeister trat zum Fenster, zog ein Messer heraus, kratzte sich die Nägel rein. Sprengel sah es, flüsterte: „Komm näher, hör mal zu!"

Beide steckten die Köpfe zusammen, blickten in die offene Tüte, als ob ein Goldschatz in ihrer Tiefe läge. Rasch, stoßweise kamen die Worte des Sturmführers; eifrig nickte der andre.

„Verstanden?" zischte Sprengel. Der Student schob ihm die Tüte in die Hand, rannte durch den Gang, sprang die Treppe hinunter.

Die Kommunisten wurden vernommen, dann die S.A.-Leute; jedem einzelnen sah man beim Herauskommen an, daß die Polizei nichts in Händen hatte, daß sie auf gut Glück zugegriffen hatte — in einer Stunde würden sie alle draußen sein. Endlich wurde Albert wieder vorgeführt.

Der Kommissar rief ihn an: „Na, Sprengel, gestehn Sie doch — jedes Leugnen ist zwecklos. Es ist einwandfrei festgestellt worden, daß Sie dabei waren."

Der Sturmführer lachte: „Ist mir ganz neu, Herr

Kommissar. Ich bin nie irgendwo dabei, das wissen Sie doch!"

Der Beamte brannte sich eine Zigarette an, legte recht auffällig die Schachtel auf den Tisch. „Also hören Sie, Sprengel, wir zwei sind doch alte Bekannte, wir wollen uns doch nichts vormachen. Diesmal können Sie sich nicht herausdrehn — wir haben die Zeugen. Bitte, setzen Sie sich — wollen Sie nicht rauchen?" Er hielt ihm die Schachtel hin, brannte ihm ein Streichholz an.

Albert setzte sich auf den Stuhl, paffte den Rauch in die Luft. „Also, Herr Mühlfriedel — weil wir Sie alle so besonders gut leiden mögen, will ich Ihnen den Gefallen tun: ich war wirklich dabei!"

„Sehn Sie", nickte der Beamte, verständnisvoll wie ein guter Onkel. „Wird ja alles nicht so gefährlich werden — das Gericht hat immer Milde für ein ehrliches Geständnis. Also Sie waren dabei — bei der Schießerei an der Inselbrücke sowohl wie später an der Mühlendammschleuse. Wer war mit Ihnen?"

Der Sturmführer dachte tief nach. „Bei der Untergrundbahn — ja, da waren ein paar Dutzend noch mit; die rannten alle durch die Sperre. Aber wer das war, kann ich nicht sagen — das knallte doch von allen Seiten — da war ich so aufgeregt —"

Herr Mühlfriedel versuchte ein Lachen. „Sie — und aufgeregt, wenn's ein bißchen schießt! Aber später, bei der Sparkasse — da war nur ein Mann noch bei Ihnen: wer war das?"

Der Sturmführer lachte. „Hab ich völlig vergessen, Herr Kommissar — ich hab solch schlechtes Gedächtnis.

übrigens, wenn mir's zufällig einfallen sollte — Sie wissen doch, daß ich keinen verpfeife."

„Und der Mann", rief der Kommissar, „dessen Namen Sie vergessen haben, der hat natürlich geschossen, was? Ebenso wie an der Inselbrücke alle andern geknallt haben — nur Sie nicht! Machen Sie doch keine Umstände, Sprengel — wo ist die Waffe?"

Albert sah ihn groß an. „Waffe? Hab noch nie so ein Dings gehabt — weiß nicht mal, wie 'ne Knallbüchse aussieht! Ihre Leute haben doch die ganze Wohnung umgedreht, als sie mich hoppnahmen — die hätten sie doch gewiß gefunden, wenn —"

Der Kommissar unterbrach ihn. „Das waren Revierbeamte — wie Sie recht gut wissen! Ich werde Ihnen ein paar Kriminaler mitgeben, da sollen Sie mal erleben, was Haussuchung heißt."

Der Sturmführer fuhr zusammen, legte die Zigarette hin — man sah ordentlich, wie er erschrak. „Die — die —" stotterte er, „die werden auch nichts finden."

Herr Mühlfriedel beobachtete ihn scharf, lachte zufrieden, schellte dann. „Na — das werden wir ja sehn."

Sprengel wurde abgeführt; erst als er vor der Tür war, huschte ein rasches, spitzbübisches Lächeln über sein Gesicht. Das war ihm gelungen; er hatte den Kommissar genau dahin gebracht, wo er ihn haben wollte. Wenn nun sein Freund Wessel —

Die Kriminalbeamten kamen, nahmen ihn in die Mitte, ein kleiner, schlanker und ein großer, mächtig dicker Mann. Heraus aus dem Alex, wohlbewacht über die Straßen —

Steil sind die Stiegen im Fischerkietz und nicht sehr

bequem; der Sturmführer war sie gewohnt, wie ein junger Gamsbock sprang er hinauf. Die Beamten kannten ihre Pflicht, durften ihn nicht auslassen — keuchend und schnaufend stiegen sie nach, völlig außer Atem erklomm der Dicke die Treppe. Albert riß die Tür auf; gottseidank saß die Alte über ihrer Nähmaschine.

„Besuch, Mutter!" rief er. „Die Kriminaler bilden sich ein, daß ich eine Pistole habe!"

„Pistole — du?" sagte die Mutter. „Das wär ja noch schöner!" Sie schloß ein Auge, sah ihn an mit dem andern: da lachte ein heller Schalk. Ihr Sohn kannte den Blick, wußte sogleich: Horst Wessel war dagewesen, hatte alles erledigt — weg war die Waffe: die Kriminaler würden sie so wenig finden wie vorher die Schupos! Er setzte sich rittlings auf einen Stuhl, kommandierte großartig: „Also los, Herrschaften, Haussuchung!"

Die Beamten schwiegen — wenn hier eine Waffe war, würden sie sie sicher erwischen. Der Kleine ging in die Küche, der Dicke blieb, machte sich zunächst an der Nähmaschine zu schaffen. Er arbeitete langsam und sehr gründlich, Fußboden, Wände, jedes Möbelstück wurde untersucht —

Der andre kam zurück. „Da ist nichts!" sagte er. „Hier fertig?"

Der Dicke nickte. „So ziemlich. Bis auf das Bett und die alte Frau."

Frau Sprengel fauchte: „Soll ick mir vielleicht ausziehn?"

Der Beamte schüttelte den Kopf. „Nicht nötig — nur aufstehn müssen Sie."

Die beiden tasteten sie ab, machten es sehr schicklich

und ehrsam, waren fertig, ehe sie es recht gemerkt hatte.

„Also das Bett", rief der Sturmführer. „Da werdet ihr gleich ein Arsenal finden!" Es kitzelte ihn, die Stelle zu sehn, wo die Pistole noch vor kaum einer Stunde gelegen hatte — oben auf der Matratze; es war ein Wunder, daß die Schupos sie übersehn hatten.

Die Kriminalbeamten nahmen das Kopfkissen auf, zogen die Decke weg — da lag am Fußende, aufreizend offen, eine Pistole!

Albert sprang auf; sogleich hatte ihn der kleine Beamte am Arm. Der Dicke griff die Waffe, hob sie hoch, besah sie — warf sie dann verächtlich auf den Tisch. „Scheintodpistole!" rief er wütend.

Der Sturmführer bog sich vor — da traf ihn der Mutter Blick, wieder sah er dort den lachenden Schalk. Er begriff im Augenblick: die hatte Horst dort hingelegt, ausgetauscht mit der andern. Das sah ihm ähnlich, dem Studenten!

Der Beamte fuhr ihn an: „Warum haben Sie das nicht gleich gesagt?"

Albert lachte: „Na, ihr könnt doch auch arbeiten für euer Geld — wofür zahlen euch denn wir Steuerzahler? Ich sagte ja, daß das Arsenal im Bett liege — hättet gleich damit anfangen können!"

Der Kleine nahm die Pistole auf, untersuchte sie. „Drei Schuß fehlen", stellte er fest.

Sprengel blickte hin — richtig, auch daran hatte Horst gedacht! Er nickte eifrig. „Aber natürlich! Zweimal hab ich bei der Inselbrücke geballert, einmal an der Sparkasse. Man wird doch mit der Kinderklamotte den Roten noch einen Schreck einjagen dürfen, wenn die scharf schießen?"

Sie machten sich bereit; der Sturmführer küßte seine Mutter. „In einer Stunde bin ich zurück — verlaß dich drauf!"

Er kannte die Gewohnheiten im Präsidium, wußte gut, daß sie ihn nicht festhalten würden, nun, da jeder Beweis zerplatzt war. Kein Wort würde ihm Herr Mühlfriedel glauben, würde ihn doch entlassen müssen, wohl oder übel. Würde sich trösten: vielleicht das nächste Mal!

II

November bis Dezember 1928

Horst Wessel sitzt zuhause im Pfarrhause; er denkt so nach über sein junges Leben. Denkt an den Vater, träumt von dem, was war und werden soll. — S.A.-Fahrt nach Pasewalk ins Pommerland — und wie Sturmführer Sprengel den Namen 'Barrikadenalbert' bekam. — Horst ist in Haft im Polizeipräsidium, er hat in seiner Zelle viel Zeit zum Nachdenken.

„Chirurgie bestanden? Glückwünsche! — Vierte Station? Na schön, es läppert sich zusammen — in ein paar Monaten wirst du fertig sein mit dem Examen! — Wie? — Aber selbstverständlich! Alle freun sich, dich zu sehn, Mutter, Schwester, Bruder! — Ich auch — möchte gern mit dir sprechen, so allerhand! — Fahr nur gleich los!"

Horst hing den Hörer an. „Hellmut kommt her", sagte er.

Seine Mutter nickte. „Gut, gut! Solltest öfter mit ihm zusammen sein, Junge."

Er blickte auf. „Und weniger mit den andern — meinst du das, Mutter? Ich sage dir: wenn meine Kameraden von der S.A. auch nicht Studenten sind, nur

Schlosser, Ladendiener, Schofföre, gewöhnliche Arbeiter, so —"

Sie unterbrach ihn, strich ihm leicht das Haar aus der Stirn. „Ich kenn doch alles, was zu dir kommt, weiß recht gut, daß es brave Burschen sind. Aber schließlich solltest du auch ein wenig an dein Studium denken, bist im sechsten Semester nun, darfst nicht allzuviel Zeit mehr —"

„Kommt schon, Mutter", rief er, „kommt schon. Laß mich nur machen — wird schon alles gut gehn."

Er nickte ihr zu, ging hinüber in sein Zimmer. Es war ihm lieb, daß Mingard kam; er hatte das Bedürfnis, sich einmal ordentlich auszusprechen, alles vom Herzen zu reden. Er hatte keine Geheimnisse vor der Mutter, auch vor Ingeborg nicht, seiner Schwester, noch vor dem Bruder Werner — und erst recht nicht vor seinen Kameraden. Er sprach mit ihnen über alles, was der Tag brachte — aber da war so viel, war immer Neues und andres. Was war der Sinn von dem allem, was war das, was hinter den Dingen lag? Er fühlte tief: wie es war, so mußte es sein, so und nicht anders; er stand da, wo das Geschick ihn hingestellt hatte, oder Gott — wer mochte das sagen? Warum aber war das alles so?

Sein Korpsbruder Hellmut Mingard — der stand außerhalb dieser ganzen Hatz, drüber vielleicht, wußte kaum etwas von dem, was hier geschah, täglich, stündlich fast. Ruhig war er, bürgerlich klar, kühl abwägend. Der würde ihm sagen können —

Nun, und wenn ihm Mingard auch nichts sagen könnte, nichts erklären, wenn er nicht eindringen würde in den Kern all dieser Dinge, so möchte doch, im Gespräch mit ihm —

Er blickte aus dem Fenster in den herbstlichen Garten. Hier war seine Kindheit; hier hatte er gespielt als Knabe, war herangereift zum Jüngling, mitten im ältesten Berlin. Jüdenstraße — also war vor einem halben Jahrtausend hier einmal das Ghetto gewesen. Und ein paar Schritte weiter lag der Jüdenhof, abseits der Straße, ein todstiller Platz mit der alten Akazie vor dem kleinen Jagdhaus des Großen Kurfürsten. Keine Juden mehr, die waren längst heraus, lebten überall herum in Berlin, hatten sich doch, freiwillig nun, ein neues Ghetto gebildet: Münzstraße, Grenadierstraße, Dragonerstraße, dicht beim Alexanderplatz. Rings um das Elternhaus aber wohnten nun, zwischen dem Bürgertum, manche Kommunistenfamilien; die sahn scheel drein, fluchten und schimpften, wenn er sich mit den S.A.-Männern traf — mitten auf dem Jüdenhofe, er, der Sohn des alten Pfarrhauses in der Jüdenstraße, das doch selbst einmal ein jüdisches Patrizierhaus war.

Nein, geboren war er nicht hier, war kein Berliner Kind — war es das, was ihn ein wenig abhob von seinen Kameraden, deren Sprache er doch sprach? Wasser der Weser taufte ihn, nicht der Spree; Wasser vom Rhein trank er in seiner Kindheit, wie der Mann mit den glühenden, sengenden Augen und den geballten Fäusten, der Führer Berlins, den er liebte, wie Joseph Goebbels. Erzählten nicht alle Wände zuhause heute noch vom Rhein? Da hingen Bilder, ein Dutzend und mehr, von der Hand Eduard von Gebhardts, der das Kloster von Loccum ausmalte, die Friedenskirche zu Düsseldorf und so manche noch. Der Vater liebte des alten Meisters lutherische Kunst, hatte auch seine Mülheimer Kirche von ihm schmücken lassen.

Der Vater — fünf, sechs Bücher von ihm standen im Wohnzimmer auf dem Schreibtisch; Predigten, Kriegserinnerungen, alle durchsetzt mit Gedichten. Horst wußte gut, daß er von ihm die Gabe geerbt habe, Verse zu schreiben, all die frohen Lieder, die die S.A. sang. Auch die Musik, auch die Sprache. Die Gabe, zu jungen Leuten reden zu können, zu Rotfrontlern, sie zu bekehren, zu sich herüberzuziehn und zu der deutschen Sache. War nicht immer, wenn der Vater predigte, die alte Nikolaikirche zum Brechen voll gewesen, waren die Menschen nicht hergeströmt aus allen Teilen Berlins, vom Wedding und Schöneberg, vom Westen und gar aus Potsdam? O sicher, sein Vater hätte jeden Tag Konsistorialrat werden können, Superintendent, Propst und was nicht alles — wenn er's nur gewollt hätte. Wenn er nicht stets gelächelt hätte über alle Titel und Ehren, vorgezogen hätte, das zu bleiben, was er war: der Pfarrer Doktor Ludwig Wessel!

Zu der Zeit, als der Vater draußen im Felde war, hatten sie unten im Garten gespielt mit den Nachbarskindern — er, Schwester Inge und Bruder Werner — meingott, und die zwei Küken waren heut auch schon Studenten! Schützengräben hatten sie damals ausgeworfen, hatten geknallt und gerauft, waren vorgedrungen in heißem Angriff in Feindesland — über die Mauer in den Garten der Französischen Kirche. Draußen in Frankreich war sein Vater. Und geliebt war er von allen Muschkoten; wie manche Briefe, die davon zeugten, bewahrte die Mutter! War doch nicht weniger geschätzt von den hohen Herren, von Fürsten und Generälen, die sich um ihn rissen, in ihm den Menschen nicht weniger liebten als den Kanzelredner. Dann war er im Balkan,

dann in Rußland; Hindenburg hielt ihn fest in Ober-ost, ließ sich trösten von ihm in der schweren Zeit, als er mit seinem Kaiser zerfallen schien. Dankbar blieb ihm der oberste Führer, der nun Präsident war: seine Bildnisse standen auf Vaters Schreibtisch, hingen darüber; von der warmen Freundschaft des Generalfeldmarschalls zeugten die Inschriften.

Der Vater starb, ein Kriegsopfer, Jahre nach dem Kriege — ein schwieriger Fall, falsch behandelt, zu spät erkannt — da nutzte die Operation nichts mehr.

Nie würde er den Tag vergessen, da er mit der Mutter hinausfuhr zum Westsanatorium, wo der Vater lag. In der Flügeltür zum Nebenzimmer hatte der Küster einen kleinen Altar gebaut — Archidiakon Vehse, des Vaters Amtsbruder, sprach die Liturgie. Aber der Vater selbst, todkrank im Bett, halb aufgerichtet, sprach die Einsegnungsrede, nahm seinen Jungen auf in die Gemeinde, verband ihn feierlich dem alten Gott, an den er selbst so fest und ehrlich glaubte.

Der Student fuhr sich über die Stirne, wie er daran dachte, wischte kalten Schweiß herunter. Noch sah er den Vater; am Fußende des Bettes hatte er sich einen Spruch anbringen lassen: 'Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat.' War es nicht auch ein großes Gutes, daß er den eignen Sohn noch konfirmieren durfte? — Sehr kurz war die Feier, die Ärzte drängten; auf den langen Stuhl hob man ihn, brachte ihn zum Operationssaal —

Sie blieben im Pfarrhause, lebten wie zuvor, wuchsen auf in dieser reinen und freien Luft zwischen den Bildern Hindenburgs und den Gemälden des Meisters Gebhardt. Kirchen ringsum: der große Dom, Hedwigskirche, Wer-

dersche Kirche, Deutscher und Französischer Dom. Hinten die Französische Kirche, dann St. Nikolai, des Vaters Kirche, voll von Erinnerungen: da war der Grabstein des großen Pufendorf, war das schöne Denkmal des Goldschmiedes Mannlich von Schlüters Hand. Und die Petrikirche und die alte Klosterkirche, die auch von St. Nikolai betreut wurde. Weiter St. Marien, mit dem alten Totentanz und der herrlichen Orgel, und die Parochialkirche, deren Glockenspiel alle halben Stunden Choräle spielte, von deren Turm an Festtagen ein Bläserchor Gottes Preis durch die Lüfte sandte.

Der Student fühlte gut: das alles war Schall ferner Vergangenheit. Lebte einmal, würde vielleicht wieder einmal leben, war doch tot in dieser Zeit. Leer ständen längst all diese Kirchen, wenn sie nur aus den Gemeinden besucht würden, für die sie gebaut waren. Rot war das Herz Berlins; Gleichgiltige lebten hier, Freidenker und Gottlose. Sozis und Kommunisten wohnten in den Häusern, Rotfront und Reichsbanner beherrschten die Gassen. Hatte man nicht schon die Französische Kirche zum Theater ausgebaut? Wie lange würden die andern noch Gotteshäuser heißen, ehe man sie umwandelte in Warenhäuser oder Büchereien, Kinopaläste, Theater? Lagerschuppen vielleicht. Längst wäre das geschehn, wenn der Umbau nicht zuviel Geld kostete: Kirchen wehren sich, lassen sich verdammt schwer umgestalten zu wirtschaftlichen Zwecken.

Er kannte sie alle, die Kirchen, wie er die Schulen ringsum kannte. Immer wurde er umgeschult; ein Gymnasium wurde geschlossen, das andre erhielt einen neuen Lehrplan — modern aufbauend, wie das Ministerium das nun nannte. Auf dem Köllnischen Gymnasium fing

er an, kam ins Graue Kloster, dann ins Königstädtische, endlich ins Luisenstädtische Gymnasium. Freilich, nicht in der Schule spielte sich seine Jugend ab — die hatte nur herzlich wenig teil an ihm. Ungezählt waren die Entschuldigungszettel, die die Mutter ihm schreiben mußte, wenn er wieder einmal geschwänzt hatte. Einfluß der Lehrer in dieser aufgeregten Zeit — das gab's ja nicht mehr.

Der Krieg — der spielte sich da draußen irgendwo ab, viele Tausende Meilen entfernt, aber die Revolution erlebte der Zehnjährige in greifbarster Nähe. Maschinengewehre ratterten, Bomben flogen tagtäglich über die Gassen, für eins der Gebäude bestimmt, die ringsum lagen: Rathaus, Stadthaus, Polizeipräsidium, Landgericht. Welche Wonne, als er sich zum ersten Male Handgranaten mitnehmen konnte, die im Rathaus in Massen aufgestapelt lagen. In der Schule konnte man damit Handel treiben: er tauschte sie ein gegen zwei Stahlhelme, den einen für sich, den andern für den Bruder. Was Holzsäbel, Erbsenkanonen, Kinderpistolen — diese Jugend spielte mit echten Waffen. Patronen lagerten haufenweise im Zimmer; unter seinem Kopfkissen lag stets der geladene Revolver. Den vergaß er manchmal, wenn er aufstand, halsüberkopf zur Schule mußte — einmal stürmte er zurück, ihn zu holen: da stand die Großmutter im Zimmer, händeringend und klagend — meingott, welches Haus, welche Zeit, welche Jungen! Aber sie faßte sich ein Herz, entschloß sich — nahm ein Handtuch, faßte sorgsam den Stiel der Waffe — es sah aus, als ob sie eine tote Maus aufhebe.

Das war auch so ein Bild, das man nicht mehr vergaß im Leben! Seinen Händen freilich waren alle Waffen

so vertraut, wie ihm Bleistifte und Federhalter gewohnt waren, Löffel und Gabeln, Lautensaiten und Klaviertasten. Hatte er nicht als Sechzehnjähriger schon bei der Schwarzen Reichswehr Dienst getan? Vorher Bismarckjugend, Gruppe Prinz Oskar — Buben und Mädel waren da zusammen, wie ein besseres Kränzchen kam ihm das vor. Es hielt ihn nicht lange, zum Bismarckbund kam er, den damals Wilhelm Kube führte — da ging es schon straffer zu — er wurde militärischer Leiter seiner Gruppe 'Kronprinzessin'. Dann, im nächsten Jahre, zum 'Wiking' — Kapitän Ehrhardt war der Führer, auf den damals die völkische Jugend schwor. Gründlich war die Ausbildung in allen Waffen, man machte Nachtübungen im Gelände — betätigte sich auch auf der Straße, machte Politik, kämpfte für Hindenburgs Wahl. Grade als er sein Reifezeugnis bekam, die Schule verließ, wurden die Wehrverbände der 'Organisation Konsul' aufgelöst, 'Wiking' und 'Olympia'; fest saß ja nun die Regierung im Sattel, die man die Weimarer Koalition nannte, die schwarzrotgoldene: Demokraten, Zentrum, Sozialdemokraten. Er zögerte eine Weile, hielt sich zurück; trat inzwischen, Student der Rechte nun, ins Korps Normannia. Focht gleich im ersten Semester — und das eigentlich war es, was ihn beim Korps hielt: das Fechten machte ihm Schwierigkeiten. Viermal hatte er als Knabe den rechten Arm gebrochen, immer an derselben Stelle; es war gut geheilt, doch konnte er im Ellbogen den Arm nicht recht durchdrücken. Das scherte ihn wenig, war doch hinderlich jetzt bei Quarten und Durchziehern, wenn er die Klinge nicht ausschlagen konnte. So wurde er Linkser, das ging erst recht nicht, nach ein paar Monaten mußte er's wieder rechts ver-

suchen. Doch gab er nicht nach, setzte es durch; schlug seine Mensuren auf Glocke in Berlin, auf Korb in Wien, als er dort bei Alemannia aktiv war. Und er schaffte es: da war kein Name im Paukbuch, hinter dem so viele Abfuhren der Gegner vermerkt waren.

Aber dazwischen — und davon wußte keiner der Korpsbrüder — kam er wieder zurück zur freien Wehr, nach wenigen Monaten schon. Aus war's mit dem 'Wiking'; Kapitän Ehrhardt hatte alle von dem Eide entbunden, den sie ihm geschworen hatten. Das war die Zeit, in der die junge nationalsozialistische Bewegung zum ersten Male sich auch in Berlin bemerkbar machte. Ganz bewußt kam er zu den Nazis; er war sich klar darüber, daß nur ihnen oder den Kommunisten die Zukunft gehöre. Beiden war das Revolutionäre und Unbürgerliche, war der Kampfesmut für einen großen Gedanken gemeinsam: hier für Weltherrschaft der einen proletarischen Klasse, dort für ein freies Deutschland aller Stände und Berufe. Er schwankte keinen Augenblick, trat in die Reihen des kleinen, verachteten Häufleins der Hitlerfahnen.

Es wurde dämmerig im Garten, Horst Wessel trat zurück vom Fenster, knipste Licht an. Die Hausglocke schrillte; er hörte der Schwester Stimme, die seinen Freund begrüßte. Nun würde sie Hellmut erst zur Mutter führen, natürlich! Kaffee, Kuchen, wie es sich gehörte. Er öffnete die Tür, um nach vorne zu gehen, zögerte, blieb stehen, die Klinke in der Hand. Gleich, gleich, dachte er, erst noch ein wenig —

Er ging zum Schreibtisch, setzte sich, zog eine Schublade auf. Pistolen — drei Stück hatte er, treue Gefährten bei Nacht und Tag. Man durfte ja keinen Schritt aus dem Hause gehn, ohne so ein Ding in der Tasche zu

haben — das merkte er bald, als er damals dem zweiten Sturm der S.A. beitrat.

In jenen Herbsttagen, im sechsundzwanziger Jahre, trat er zum ersten Male als Redner auf, merkte so recht, daß ihm auch die Zunge zum Kampfe gegeben war, nicht nur die Faust. Freilich, öffentlich gesprochen hatte er schon als Schuljunge, wenn er sich in allen möglichen Versammlungen zur Aussprache gemeldet hatte. Er lächelte, wenn er an die Worte dachte, mit denen er seine erste kurze Rede einleitete: „Ich bin zwar noch sehr jung — aber wir sind es ja, wir, die Jugend, die auf lange Jahrzehnte hinaus die Not des Volkes zu tragen haben —"

Wieder griff die Regierung zu, wieder wurden die Kampfverbände aufgelöst. Aber man hatte gelernt, blieb fest zusammen; trotz Verbot nicht tot: aus seinem Sturm, dem zweiten, wurde ein Wahlverein Alexanderplatz, aus seinem Trupp Bötzow ein harmloser Klub 'Edelweiß'. Und man arbeitete weiter, unablässig, unermüdlich — eine Handvoll verlorener Jünglinge, die Berlin erobern wollten. Werbung, Werbung ohne Unterlaß, auf den Straßen und in den Wirtschaften und hinaus in alle Städte Brandenburgs.

Lichtblicke dazwischen: seine Ferienfahrten! Schon als Schuljunge hatte die Mutter ihn ziehn lassen; Ostern, Pfingsten und zu den großen Ferien. Dann, als Füchslein, war er mit Hellmut Mingard nach Tirol gefahren — später nur mit den S.A.-Kameraden: auf dem Rade fuhr er nach Nürnberg zum ersten großen Parteitag.

Er zog das Buch aus der Schublade, in das er getreulich berichtet hatte, was er gesehn und erlebt. 'Meine Fahrten und Reisen' stand auf der ersten Seite; überall

erzählten beigeklebte Fotos von glücklichen Augenblicken in den Bergen und in der Heide, an der See und in alten verträumten Städten. Freilich, nach Nürnberg nichts mehr, kein Wort und kein Bild von Wien, keins von den glücklichen Maiwochen in der Wachau —

Wien — wie weit lag das hinter ihm! War es denn wirklich wahr, daß er seit wenigen Monaten erst zurück war von der Donau? Da war er so recht Student gewesen, ein freier Bursch, der keine Sorgen kannte. Mit den Brüdern in schwarzblaugoldenem Bande beim Mitzko im Alten Schottentor, im Deutschen Haus am Stephansplatz oder am Hof, tiefunten im Urbanikeller, der noch aus der Babenberger Zeit stammte — Schrammelmusik und Wiener Lieder; bis tief in die Nacht hockte man da. Oder, wenn er, ohne Wissen der Korpsbrüder, in Ottakring war und Hernals, ganz allein in einer marxistischen Versammlung sprach — dann zurückfuhr, mit dem Leibbursch im Goldenen Hirschen noch einen Plausch machte, der nimmer enden wollte. Ja, und die kleine Exkneipe, der Eichelhof bei Nußdorf, auf halber Höhe des Kahlenbergs — weit sah man aus dem Weingarten stromaufwärts ins Tullner Becken oder auch die Donau zutal in die träumende, lichterglühende Märchenstadt. Wienerluft — da versank alles, was schwer war und norddeutsch, frei und licht schwang seine Seele, ledig aller Sorgen.

Und die Rax und die Wachau, die herrliche Wachau! Rosel hieß das Mädel. War Studentin, gute Familie, voll von Musik — das war alles wie bei ihm. Der Zufall brachte sie zusammen, sie sahn sich einmal, sprachen miteinander, liefen über den Ring. Mal in der Burg, mal im Volksgarten, wieder im Prater. Dann, als

die Pfingsttage kamen, fuhren sie miteinand in die lachende, stromdurchleuchtete Wachau.

Horst schloß die Augen. Dürnstein, Schloß Dürnstein — war es möglich, je wieder im Leben so glücklich zu sein? Süßes Blütenland, süßes, liebes Mädel mit dem goldenen Wiener Herz!

Er griff in die Tasche, zog einen Brief heraus — vorgestern war er gekommen. Er wühlte in der Schublade, da waren noch drei — nein vier — gute, liebe Briefe. Nicht einmal hatte er geantwortet. Nicht, daß er nicht wollte — oft hatte er sich hingesetzt, ihren Namen auf den Bogen geschrieben: Rosel — nichts sonst! Etwas hielt ihn ab, etwas surrte im Ohr: du darfst sie nicht binden. Darfst sie nicht halten — sie soll nicht warten auf dich! Er verstand nicht, was das war, das ihn hemmte. Vier Semester jünger war sie, gesund, frisch und frei; alles paßte zusammen. Und sie liebten einander. Die Mutter würde gewiß zufrieden sein — hatte sie je einen Wunsch ihm abgeschlagen? Verlobt ein paar Jahre — ah, er hatte keine Angst vor dem Kampf ums Leben. Er würde es schon schaffen, ganz allein, ohne der Mutter Hilfe — nicht einmal das Vermögen, das sie hatte, würde man brauchen. Und doch — nein? Und warum denn — nein?

Wieder faßte es ihn. Wieder fühlte er, ganz fest, ganz sicher, daß sie nie und nimmer ein Paar werden würden — wie sie es damals waren in der Wachau. Sie — sie? Er wußte nicht, was mit ihr werden würde. Aber e r, das wußte er, durfte sich an niemanden binden, an keinen Menschen. Nur seiner Arbeit gehörte er, nur seinem deutschen Volke. Dafür allein war er da und für nichts sonst in der Welt. Er nahm die Briefe auf, las ein paar

Zeilen hier und dort, drückte seine Lippen auf ihren Namen. Zerriß dann die Bogen, einen um den andern, warf die Fetzen in den Papierkorb. Vergangenheit war das, war aus und vorbei: nichts durfte ihn halten auf seinem Wege.

Wo nur Hellmut blieb? — Das alles wollte er ihm sagen, das und manches noch. Wollte ihn fragen —

Mingard öffnete die Tür, streckte ihm die Hand hin. „Gut, daß du da bist", sagte Horst, „hab dich lange erwartet. Wollte mit dir sprechen über — Setz dich doch."

Der Mediziner warf sich in den Sessel, streckte die Beine weit aus. „Also schieß los — ich lausche. Wolltest über dich sprechen — was?"

Horst sah ihn an, nickte. Fühlte doch im Augenblick: nicht ein kleinstes Wort würde er sagen können. Ihm nicht und keinem — mit sich allein mußte er das alles abmachen.

Er sagte: „Von mir — was ist da groß zu berichten? Erzähl mir — von deinem Examen."

* * *

Sie fuhren ins Pommerland mit Lastautomobilen, achtzig Berliner S.A.-Männer; die Sonne lachte über den Hakenkreuzfahnen. Durch jedes Dorf schallten die jugendhellen Stimmen, lockten die Bauern aus ihrer Sonntagsruhe, Bäcker und Schmiede, Förster und Lehrer, Buben und Mädel. Sie sangen:

„Noch ist die Freiheit nicht verloren,
Noch sind wir nicht so ganz besiegt,

In jedem Lied wird sie geboren,
Das aus der Brust der Lerche fliegt.
Sie rauscht uns zu im jungen Laube,
Im Strom, der durch die Felsen drängt,
Sie glüht im Purpursaft der Traube,
Der brennend seine Banden sprengt."

„Das ist des Doktors Lieblingslied", sagte Richard Fiedler. Der Sturmführer nickte; jedermann in der S.A. wußte das — so gewann das Lied eine besondere Bedeutung. Sie liebten ihren Doktor, Joseph Goebbels; fühlten sich eins mit ihm und ein Stück von ihm. Und Goebbels, der war der Platzhalter des fernen Führers, war ein Teil Hitlers. So war der Glaube dieser Jugend: Deutschland, das wahre, das echte Deutschland, das Deutschland herrlicher Vergangenheit und trotz aller Schmach großer Zukunft — das hieß Adolf Hitler und Goebbels und all die andern um ihn — und auch sie, die S.A.! Eins waren sie, ein Leib und ein Geist, eine Hoffnung und ein Traum, festgeschmiedet und unzerreißbar. Niemand hatte ihnen diese Lehre gepredigt; aber sie fühlten sie alle, wirr und verschwommen zuerst, immer bewußter doch, immer klarer und heiliger.

Die Kameraden sangen:

„Laßt euch die Kette nicht bekümmern,
Die noch an eurem Arme klirrt,
Zwing-Uri liegt in Schutt und Trümmern,
Sobald ein Tell geboren wird.
Die blanke Kette ist für Toren,
Für freie Männer ist das Schwert:
Noch ist die Freiheit nicht verloren,
So lang ein Herz sie heiß begehrt!"

Sie fühlten: ihr Stern war aufgegangen, und ihr Tell war geboren! Wuchs heran, kräftiger und stärker mit jedem jungen Tage, würde bald ein Riese sein, in dessen Brust viele Millionen deutscher Herzen schlugen!

Horst Wessel sagte: „Ihr kennt doch auch die Lieder, die die Rotfrontler singen — merkt ihr den Unterschied?"

Fiedler antwortete: „Ob ich sie kenne! Jedes einzelne — ist keins dabei, das das Herz so frei macht wie unsre. Ist alles so gequält —"

Der Student nickte. Ja, so war es: aus dem Hirn kam das alles, nicht aus dem Herzen. Wenn man Kommunisten gewann, herüberzog in die eignen Reihn, dann half die Rede, halfen Gründe und Gegengründe. Aber daß man sie hielt, daß man deutsches Empfinden in ihre Herzen senkte — dazu war etwas andres nötig, das man kaum fassen konnte in Worte. Etwas Seltsames, Mystisches, Geheimnisvolles, etwas, das an irgendeiner Stelle auch aus jedem ihrer Lieder klang.

„Ich hab mir's überlegt", sagte Sprengel. „Was die Marxisten fordern, ist stets dasselbe: sichere Arbeit, hohe Löhne, kurze Arbeitsstunden, Spiel, Sport und Vergnügen in der Freizeit. Das ist schön und gut — hab garnichts dagegen. Aber wenn man's immer wieder hört und garnichts andres dazu, kotzt's einen an. Wir wollen mehr — und das andre, das ist die Hauptsache!"

Truf Fiedler sagte: „Ich bin Schlosser — aber ich arbeite weiter: aus mir wird sicher mal ein Ingenieur. Aber dann ist's nicht, weil ich da mehr Geld verdiene — das ist mir ganz gleichgültig. Genau wie beim Hitler: der war Maurer oder Anstreicher oder was — wenn's

keinen Krieg gegeben hätte und keine Novembertage, wär längst ein Baumeister aus ihm geworden oder ein Kunstmaler —"

Der Sturmführer sagte: „Die Fahne da hat er selbst entworfen — ist alles drin, was man haben will. Schwarzweißrot — also Bismarcks Deutschland. Aber das Rot wiegt vor, weil wir die echte Revolution machen, *unsere* Revolution. Und das Hakenkreuz, das alte Feuerrad, das jagte allen Jämmerlingen schon Furcht ein, ehe wir selbst noch recht wußten, was es eigentlich bedeutete. Ist heute noch was Geheimnisvolles darin. Aufreizend wirkt das, aufpeitschend, wie unser Singsang! Wir wollen dein neues Lied versuchen, Horst — der Sturm hat's schon eingeübt."

Er sang, und alle stimmten ein:

„Kameraden, laßt erschallen ein sturmgewaltig Lied,
Den Helden soll es schallen, verstreut in Nord und Süd,
Im Osten und im Westen, wo Hitlers Fahne weht:
Wir zählen zu den Besten, solang die Treu besteht!
Und sieht man uns, so sagt man, wenn wir vorüber-
ziehn:
Das sind die Hitlerleute vom Ersten Sturm, Berlin!"

Horst sang mit; das war ein seltsames Gefühl, daß alle das Lied sangen, das er gedichtet und vertont hatte. Er fühlte sich ein wenig beklommen, als alle Augen auf ihm ruhten — frei doch und stolz.

„Das ist eigentlich komisch", sagte der Schlosser, „daß all unsre Führer was mit Kunst zu tun haben. Ich ver-steh nicht viel davon, aber ich fühl es doch. Der Hitler ist sicher ein Künstler, sonst hätte er nie die Fahne erdenken

können und nie die S.A. auf die Beine gestellt. Unser Doktor — dem ist nichts lieber, als wenn er im engen S.A.-Kreis keine Reden zu halten braucht, sondern statt dessen uns irgendeine Dichtung vorträgt. Und du, Horst, weißderteufel, bei dir ist's genau so."

„Halt's Maul, Richard", lachte der Student. „Bin ich auch ein Führer?"

Fiedler sagte: „Nee, heut vielleicht noch nicht. Aber daß in dir einer steckt, das weiß jeder im Sturm."

Albert Sprengel nickte. „Ja, fein wär das, Horst, wenn aus dir mal was würde — so was ganz Großes. Hitler ist Österreicher, hat den ganzen Schwung von München her aufgezogen. Und den Goebbels hat er am Rhein aufgetrieben und hergeschickt, ihm Berlin zu erobern — der Himmel mag wissen, wie er das anstellt, immer den richtigen Kerl an die richtige Stelle zu setzen! Wär's da nicht zackig, wenn auch auf Berliner Boden mal was wüchse? Und mir schwant: dies Pflänzchen könnte Horst Wessel heißen —"

Der Student unterbrach ihn. „Schweig doch! Ich bin nicht besser als ihr —"

Der Sturmführer sah ihn an. „Ja, das ist's grade! Aber aus dir kommt heraus, was wir alle denken und fühlen und nicht recht ausdrücken können. Seit du zurück bist aus Wien, hast du allein mehr Rotfrontler herübergeholt, als der ganze Sturm zusammen. Und was du singst, ist aus dem Herzen der S.A. geboren!"

Heilrufe vor ihnen — über die Landstraße marschierte ein Zug mit wehender Hitlerfahne: Pasewalker S.A.; man holte sie ein in die alte Pommernstadt — seit den Tagen, als hier noch Kürassiere ritten, hatte sie solch

Bild nicht mehr gesehn. Aber zugleich kam die Nachricht: Vorsicht! Heißer Boden heute in Pasewalk — auf die Meldung hin, daß die Hitlerleute Werbetag halten wollten, hatte auch Rotfront von Berlin Verstärkung beordert; die war am Morgen schon mit der Bahn gekommen, war in gewaltiger Überzahl.

Sie hielten ihren Einzug, marschierten mit Marschmusik über Plätze und Straßen, sangen ihre Lieder. Leichte Reibungen nur, geringes Geplänkel, denn auch die Obrigkeit hatte sich vorgesehn, hatte Landjäger herangezogen von Städten und Dörfern ringsum; Reichswehr lag in Bereitschaft in der Kaserne. Der Sturmführer ließ unter geringer Bewachung die Lastwagen auf dem Marktplatz, die andern zogen ins Schützenhaus; dort war Quartier gemacht, dort gab's zu essen.

Lärm plötzlich — weißderteufel, wieder so eine Nachricht, von der niemand wußte, woher sie kam: die Wagen auf dem Markte seien überfallen worden. Alles sprang auf, alles wollte hinaus. Aber der Sturmführer befahl Ruhe — er allein ließ seine Suppe stehn, zog los mit zwei Mann. Diesmal aber stimmte es: er sah ein paar hundert Kommunisten auf den Platz dringen, sah Fiedler mit hochgehobener Pistole oben auf dem Lastwagen stehn — im nächsten Augenblick knallte es ringsum. Sprengel riß sein Schießeisen aus der Tasche, sprang mit langen Sätzen vor, drückte los. Ladehemmung — er drückte, drückte — das verdammte Ding streikte. Aber die Rotfrontpistolen arbeiteten gut — da wandte er sich, rannte los. Er hatte Glück, kam um die Ecke, lief mitten hinein in ein paar Dutzend Landjäger, die mit

erhobenen Säbeln auf den Marktplatz stürmten. Er sprang in ein Haus, steckte rasch die Pistole in die Tasche, ließ sie vorbei. Er wartete, schlich dann nach, sah, wie Schutzleute und Landjäger den Platz säuberten — gottseidank, die Kameraden waren gerettet. Zurück also zum Schützenhaus — kaum war er dort, als Rotfront sich draußen sammelte — nach wenigen Minuten schon ging das Schießen los. Erst war der Kampf vorn am Tor, dann umstellten die Roten das ganze Gebäude, deckten sich gut, drangen immer enger um den offenen Hof.

„Keine schlechte Taktik", brummte Fiedler, „da wird Scherlinski dabei sein!"

„Der oder der 'Schlageter'", antwortete Sprengel. Er gab Befehl, alles zu holen, was greifbar war; sie schleppten Tische herbei, Bänke und Stühle, Fässer, Fensterläden, Balken; bauten im Handumdrehn Barrikaden auf, ließen ihre Fahnen drüber flattern. Immer enger schloß sich der Kreis; vier, fünf Verwundete hatte man schon, die drinnen von ihren Heilfritzen notdürftig verbunden wurden. Da kam Entsatz: die Gendarmerie rückte an und mit ihr die Schutzmannschaft — Rotfront wechselte mit ihnen einige Kugeln, zog sich dann geschlossen zurück. Aber nun wollten die Landjäger auch das Hitlernest ausheben — das paßte dem Sturmführer garnicht; dazu hatte er sich gewiß nicht verschanzt, um sich und all seine Leute verhaften zu lassen. Sie lachten über die Aufforderung, sich zu ergeben, wichen nicht von den Fensterluken und Barrikaden, knallten fröhlich weiter. Die Landjäger stutzten — dann erwiderten sie das Feuer.

Geschrei dahinten — Sprengel wandte sich um, sah,

wie ein paar seiner Leute eine mächtige Kiste zerschlugen. Die Bretter fielen — eine bildschöne Kanone kam zum Vorschein. Sie faßten die Räder an, schoben sie vor, rissen krachend das Tor auf — da dräute das Feldgeschütz hinaus. Das ging der Polizeimannschaft über den Spaß — sie war so nur mit halbem Herzen dabei. Gummiknüppel, Säbel, Pistolen — na gut, so ein bißchen Indianerspielen ist ja ganz nette Abwechslung. Aber gleich Kanonen — nee, danke!

Sie zogen sich zurück, bald war kein Häscher mehr zu sehn; S.A. jubelte über ihren Sieg. Und die Pasewalker Kameraden lachten: das Ding da, die alte Kanone, träumte nun schon seit Jahren in ihrem Kasten. Man hatte sie dem Traditionsverein ehemaliger Pasewalker Kürassiere geschenkt; irgendwo sollte sie aufgestellt werden, aber man konnte sich nicht einig werden über den Platz. Ein 7,5-Zentimeter-Feldgeschütz war es — harmlos und gutmütig, ohne Ladeverschluß — davor waren die Landjäger ausgerückt!

Freilich, nicht lange dauerte die Freude. Der Herr Bürgermeister hatte übergenug von dem Sonntagszauber. Rotfront war schlimm, S.A. war tausendmal schlimmer. Beide zusammen aber — da war die Hölle los! Er lief zur Kaserne, forderte die Reichswehr an, die in Bereitschaft lag.

Der Sturmführer sah sie anrücken, an der Spitze den Rittmeister. Ein Blick genügte: der Mann wußte, was er wollte! Widerstand zwecklos — schwerbewaffnet war die Reichswehr, Karabiner, Handgranaten — was nutzten da ihre paar Pistolen? Er trat vor das Tor, hörte des Rittmeisters Stimme, der sie zur

Übergabe aufforderte. „Der Reichswehr — sofort!“ antwortete er.

Er sprang zurück, befahl seinen Leuten, alle Pistolen einzusammeln. Fast zwanzig Stück kamen zusammen, der Sturmführer griff eine nach der andern. „Du bist jetzt mein Adjutant, Horst“, sagte er. „Los, Schießeisen einstecken!“ Sie bepflasterten sich mit Pistolen, hinein in Taschen und Stiefel, in die Hosen und ins Hemd, vorn und hinten. Dann kam er wieder vors Tor. „S.A. antreten!“ befahl er.

Alle traten heraus, vierzig Pasewalker, achtzig Berliner S.A.-Leute, standen stramm da in langen Linien, schnurgrade ausgerichtet — die Verwundeten am linken Flügel. Der Sturmführer ging zum Rittmeister, gefolgt von dem Studenten, legte die Hand an die Mütze. „Ich bitte, meine Leute und das ganze Haus auf Waffen zu untersuchen.“

Der Rittmeister nickte, gab seine Befehle. Dreißig Mann schickte er hinein, schritt selbst die Reihen ab, ließ jeden Mann gründlich abtasten; dicht folgten ihm der Sturmführer und sein Adjutant — sie waren die einzigen, die man vergaß. Das nahm seine Zeit; fast eine Stunde verging, nichts fand man.

„Also Waffen habt ihr nicht!“ stellte der Rittmeister fest. „Womit schießt ihr denn — zwei Landjäger sind verwundet!“

Der Sturmführer zuckte die Achseln, zeigte auf das alte Feldgeschütz. „Mit Kanonen ohne Ladeverschluß.“

Der Offizier sah ihn an, sagte: „Eure Kerls sind stramm genug, aber mager und dürr fast alle! Nur ihr zwei da, Sie und der Bursche, habt dicke Wänste

und mächtige Brustweite. Richtig ausgefressen — bloß etwas komisch verteilt das Fett! — Geht euch wohl gut?"

Wieder stand der Sturmführer stramm. „Zu Befehl, Herr Rittmeister! Zackiges Leben in der S.A.!"

Der Offizier blinzelte ihm zu, nickte vergnügt: „Na, das freut mich." Er verlangte, daß die Berliner sofort abführen mit den Lastwagen, daß die Pasewalker nachhause gehn sollten; Sprengel sagte es zu. Dann ließ sich der Rittmeister durch das Schützenhaus und über den Hof führen. „Wer hat das denn da aufgebaut?" fragte er.

„Die Roten griffen uns von allen Seiten an", antwortete der Sturmführer, „da gab ich Befehl, zu unserm Schutze Barrikaden zu errichten."

Der Offizier meinte: „Sind kunstgerecht genug gemacht, eure Barrikaden, allerhand Achtung! — Wie heißen Sie eigentlich?"

„Albert Sprengel, Standarte vier, Sturm eins, Berlin", kam die Antwort.

Der Rittmeister legte die Hand an die Mütze. „Hat mich gefreut, Sie kennenzulernen. — Na, dann auf Wiedersehn, Barrikadenalbert!"

— — Der Name blieb dem Sturmführer in der S.A.: Barrikadenalbert.

* * *

Nicht ganz ohne Folgen war das Pasewalker Abenteuer. Sprengel war im Zuge zurückgefahren mit den Verwundeten — und mit den Pistolen. Er hatte seine Nase, dachte sich schon, daß am Stettiner Bahnhof ihre Freunde vom Alexanderplatz sie erwarten würden — so

war man am Gesundbrunnen ausgestiegen, war glücklich nachhause gekommen. Die Lastwagen aber wurden angehalten; alle wurden verhaftet, auch Fiedler, auch Horst Wessel.

Verhaftet, wieder freigelassen — fast immer fehlten überzeugende Beweise, wenn auch Hiebwunden und Schußverletzungen deutliche Sprache sprachen. Aber einstweilen saß man fest ein paar Tage, das war mal so auf beiden Seiten, bei der S.A. sowohl wie bei Rotfront. Der Student dachte, daß es mit dazu gehöre, das müsse man eben schlucken — nur wegen der Mutter war's ihm unangenehm, die konnte sich nur schlecht damit abfinden.

Ja — und wie hätte er ihr das erklären sollen? Das Nationale, das war ihr selbstverständlich; jedes Opfer dafür schien ihr recht und billig, an Gut und an Blut, im Krieg wie im Frieden. Sie hatte volles Verständnis dafür, daß er sich, so jung er war, politisch einsetzte — grade ihre lebhafte Anteilnahme an aller Politik war ja eine besondere Bindung zwischen der Mutter und ihm. Hier aber, in der Bewegung, der er diente, war noch etwas andres, etwas, das nicht wohlanständig war und gewiß sehr unbürgerlich. Und grade das, dieses Romantische, dieses Aufreizende und Revolutionäre war es, das die Bewegung weitertrieb, unaufhaltsam, von Tag zu Tag. Die deutsche Erneuerung, das Wiedererwachen des Volksgedankens — meingott, das war doch so oft versucht worden, von immer andern Führern, auf alle mögliche Art. In der Zelle hat man viel Zeit zum Nachdenken — er war doch in manchen Verbänden gewesen, kannte gut die andern: etwas fehlte überall. Bismarckbund — das war Freude und Lust, war doch ein un-

ruhiges Hin- und Herpendeln, ohne festes Ziel. Verschieden der Betrieb in allen Bismarckgruppen, denen nur der nationale Gedanke gemeinsam war — und der allein schaffte es nicht. Da war man ethisch-ästhetisch, redete viel, hielt Vorträge, kämpfte für deutsche Kultur. Dort war es Vergnügen und Spielerei, Austoben der Jugend, die ihr Recht verlangte bei Mädeln und Buben. Dann ein wenig Soldatenspielerei — war er nicht selbst als Fünfzehnjähriger schon militärischer Gruppenleiter gewesen? Schließlich versuchte die Bismarckleitung im Sport eine feste Bindung — das war erst recht ein verfehlter Versuch. Denn diese Jugend war nun einmal politisch, lief nur dorthin, wo ein politischer Gedanke mitspielte —

War es anders bei den Wandervögeln, bei den Pfadfindern? Sein Bruder Werner hatte da jahrelang mitgemacht — war doch ausgetreten, wie er aus dem Bismarckbund, obwohl sie beide alle Auszeichnungen errungen hatten, die zu vergeben waren —

Freiwilligenverbände, überlegte er, Schwarze Reichswehr — das war ernst genug, war doch nur möglich auf kürzeste Sicht! Nur im Hinblick auf ein großes Ereignis, das kommen sollte — mußte zerplatzen, als dies Ereignis nicht kam. Ehrhardts Organisation Consul — damals hieß das Wiking — das war Abenteuer, Putschluft, Freikorpsgeist — eifrigstes Betonen des Soldatentums auf gefährlichem Untergrund. Das Verbot der Regierung hätte nicht viel bedeutet — hatten nicht später S.A. und Rotfront bewiesen, daß man auch verboten recht gut leben und wachsen konnte? Aber der Kapitän hatte den eignen Verband zerschlagen, als er sich selbst verriet und seine Sache,

plötzlich die Losung ausgab: 'Hinein in den Staat!' Das war derselbe Fehler, den die Deutschnationalen machten, als sie in die Regierung gingen, ein paar Ministersesseln zuliebe — derselbe Fehler, den die Regierung machte, als sie in Versailles unterschrieb. Welch lächerlicher Gedanke, die Waffe wegzuwerfen, dem Gegner die Hand hinzustrecken, ihm zu sagen: 'Sei nun mein Freund!' — Nur als seinen Knecht nimmt der Feind den Wehrlosen —

Stahlhelm aber und die Heimwehren, die er in Österreich kennengelernt hatte — das waren wieder nur reine Wehrverbände, stark und brauchbar in der Hand entschlossener Führer, für den Fall, daß —

Ja, aber wer konnte warten auf diesen Fall? Ein Kind mußte begreifen, daß das Volk zerbrach unter den Lasten und Tributen: so mußte man das Schicksal in die eigne Hand nehmen.

Und das tat die junge Freiheitsbewegung — so war sie politisches Erwachen!

Hatte nicht der Führer Hitler gelernt aus dem Versagen der andern, aus dem eignen Fehlschlag beim Münchner Putsch? Als er zusammenstand mit allem, was national hieß in Deutschland, fest vertraute auf Ehrhardt und Ludendorff, auf Buchrucker und Lossow und Kahr, auf die Völkischen, die Vaterländischen, die Alldeutschen, die Heimschützer, auf Freikorps und Wehrverbände — da war's nur ein klatschender Schlag ins Wasser! Hundert Meinungen waren da; wenn sie auch schwiegen im Taumel einer Nacht, so mußten sie doch aufeinanderplatzen im Dämmergrau des Alltagmorgens. Und hätten auch nicht — vor der Feldherrnhalle zu

München — Reichswehr und Schutzmannschaft deutsche Männer zusammengeschossen, die für ihres Volkes Freiheit marschierten, so hätte doch dieser Putsch zusammenbrechen müssen!

Der Student dachte: So, wie er jetzt auf seiner Pritsche saß, sich alles zurechtlegte und überdachte, stundenlang, ein paar Tage vielleicht — so saß Hitler durch viele Monate in der Festung zu Landsberg am Lech. Und in dieser Zeit wuchs der Führer, ganz still, ganz allein: da ward aus dem Trommler ein Feldherr. Was verloren war, war unwiederbringlich hin, da half kein Flicken und Zurechtschustern, alles war zerschlagen, so mußte man alles von Grund auf neu schaffen. Und wenn man von den Freunden gelernt hatte, wie man's nicht machen dürfe — nun, so mußte man vom Gegner lernen, wie man's anfassen müsse: so entstand die neue Form, so wuchs, verachtet und verlacht, aus dem Nichts die deutsche Freiheitsbewegung.

Horst Wessel lächelte. So klar war das alles, so einfach und doch so verwirrend für manchen ehrlichen deutschen Mann, der sich nicht einfühlen konnte in die neue Zeit. Werbung nur bei Wahlzeiten — das war kindlich, bedeutete weggeworfenes Geld, verlorene Arbeit. Tagtäglich mußte man wirken, überall und auf allen Gebieten. Zellenarbeit im Kleinsten, bis in die letzte Einzelheit ausgearbeitete Gliederung; in jedem einzelnen mußte der Wille des Führers Gestalt gewinnen. Dieser Wille, allen Klassenkampf niederzutreten, das Volk von fremdem Einfluß jeder Art zu befreien, Deutsche wieder deutsch empfinden zu lassen. Und vor allem andern und immer wieder und in allen Stücken: der feste Wille zur Macht!

Und dazu gehörte auch, und nicht zum geringsten, der Kampf um die Straße. Denn die Straße war unbestritten in der Hand der Roten seit den Novembertagen, die von der Straße gemacht wurden; daß aber ohne die Straße es keinen Weg zur Macht gab, das hatte die nationale Front bis heute nicht begriffen! Die Freikorps konnten Schlachten schlagen, konnten Städte erobern, konnten Kleinkrieg führen am Rhein und an der Ruhr — vom Kampf um die Straße begriffen sie nicht das erste Wort. So wenig wie die andern Verbände. Man hatte ja nicht einmal den Versuch dazu gemacht; die Wehrverbände hielten sich abseits, glaubten, allein in soldatischer Ausbildung das Heil zu finden — lebten sehr im Verborgenen.

Ganz anders die Sturmabteilungen der neuen Bewegung. Sie waren gedacht als Ordnungstrupps, um die eignen Versammlungen zu schützen, die der Gegner zu sprengen; dann auch, um dem Volke auf allen Gassen, in allen Städten und Dörfern immer wieder zu zeigen: ein neuer Gedanke lebt, ein Gedanke, der für alles kämpft, was deutsch fühlt und sozialistisch zugleich, und gegen alles, was international empfindet und marxistisch. Straffste Disziplin, Tätigkeit Tag und Nacht — darum ging es; wenn daneben noch ein wenig Zeit war zu militärischer Ausbildung — umso besser!

Der Student lachte. Er war gewiß soldatisch ausgebildet worden, bei der Schwarzen Reichswehr wie bei der O.C.! Konnte schießen mit jeder Waffe, hatte Fechten beim Korps gelernt, verstand sich gründlich auf Jiu-Jitsu und Boxen. Freilich, im Skilaufen war ihm Werner über, und Schwester Inge schlug sie alle beide

im Rudern und Schwimmen. Wann aber hatte er je seine Kenntnisse praktisch verwerten können — ehe er zur S.A. kam? Und das war es, was das sogenannte anständige Bürgertum nicht begreifen wollte: all diese Künste fanden reichste Anerkennung als Sport, galten doch als sehr verwerflich für den Ernstfall. Jeder Bürger wußte, daß die Roten tagtäglich von Fäusten und Waffen Gebrauch machten, wollte doch nicht einsehen, daß man nur dann etwas erreichen konnte, wenn man ebenso spielte — und besser! Entweder man überließ das Pflaster dem Gegner für gut und für immer, oder man kämpfte darum, pfiff auf wohlgesittetes Benehmen und bürgerlichen Anstand, eroberte die Straße mit allen Mitteln. Und man mußte so handeln, denn ohne die Herrschaft über die Straße war keine Macht mehr denkbar in dieser Zeit.

Herr des Himmels, leicht war das nicht, verdammt nicht! Horst dachte an den Durchmarsch durch das stockrote Neukölln; achthundert waren sie gegen zwölftausend — aber sie schafften es. Er dachte an die heiße Schlacht in den Pharussälen — dreihundert Braunhemden gegen dreitausend Rote! Aber Doktor Goebbels wich nicht von seinem Platze, der Gausturmführer Daluege nahm den Kampf auf, alle wußten: wenn sie heute verloren, war's für immer aus mit der Arbeit im kommunistischen Norden Berlins. Jeder von ihnen bekam etwas ab, zwei Dutzend Schwerverwundete sanken zu Boden, blutüberströmt — aber sie schafften es dennoch. Schlugen die Roten hinaus, hielten den Saal — faßten mit ihrem Sieg festen Fuß im Wedding. — Feuergefecht am Görlitzer Bahnhof — wie immer gegen mächtige Überzahl — sie schleppten manchen Schwerverwundeten ins Kranken-

haus, aber sie schafften es, hier wie beim Freiheitstage in Kottbus — wie überall! Für die Bewegung alles — aus ihrem wilden Opfermut wuchs ihre Tapferkeit, wuchs ihr sicherer Glaube an die Zukunft! Nur sie selbst wußten, wie wenige sie eigentlich waren, wußten, daß jeder einzelne für zehn stehn mußte. Die Roten schäumten, waren bereit, sie alle hinzumachen, diese Hakenkreuzschufte, Hitlerlumpen, Faschistenhunde! Und das Bürgertum, unfähig zu verstehn, was hier vor sich ging, schimpfte nicht weniger: Rowdies, Nationalbolschewiken, Radauantisemiten! Sei's drum, dachte der Student, es ist doch der richtige Weg!

Die Tür ging, ein Wachtmeister kam, führte ihn zum Verhör. Horst kannte sich aus, wußte genau, was man ihn fragen und was er antworten würde — das stand fest wie im Katechismus. Die Herrn Kommissare machten es kurz jetzt, sparten sich Zeit; sie kannten die Taktik der S.A., wußten, daß da Grobheit so wenig half wie Freundlichkeit: nichts war herauszuholen. Man brachte ihn zurück nach einer halben Stunde.

Was nun? Sollte man versuchen, ein Gedicht zu machen, ein neues Lied für den Sturm? Besser noch: ein Stück schreiben, ein paar lustige Szenen für die Weihnachtsfeier der Kameradschaft. So viel Zeit und Muße wie heute würde er bis dahin gewiß nicht mehr haben. Wie gründlich man ihn auch bei der Einlieferung untersucht hatte, das Handwerkszeug war doch da: ein paar Fetzen Papier und ein Bleistift — der war ihm von dem Tische des Kommissars in die Finger geraten, so von ungefähr.

Er besann sich nicht lange — merkwürdig, wie schnell ihm alles von der Hand ging, sowie es sich um die Be-

wegung handelte und um die S.A. Er schrieb den Titel hin — 'Zwanzig Minuten deutsche Rassenjustiz'. Vier Bilder: Vor dem Schnellrichter in Moabit — Besprechung auf dem Präsidium — Eine seltsame Missionsversammlung — Der Tag der Abrechnung. — Und natürlich würden sie beide mitspielen, er und sein Bruder Werner —

III

Februar bis Mai 1929

Standarte IV fährt nach Zepernick. — Horst übernimmt einen kleinen Trupp und macht einen großen Sturm daraus, er zieht durch Berlin mit seiner Schalmeienkapelle. — Wie sie ein Mädel, das ein Kindchen erwartet, aus dem roten Fischerkietz zum Krankenhaus schaffen. — Zum Werbetag fährt die Berliner S.A. nach Frankfurt an der Oder; Horst nimmt den Barrikadenalbert fest. — Versammlung im Zirkus Busch; zum ersten Male singt sein fünfter Sturm: 'Die Fahnen hoch —'.

Staf IV, der Standartenführer Hans Breuer, schwor auf die Felddienstordnung, kannte sie auswendig, schärfte sie bei jeder Gelegenheit seinen Leuten ein. In diesem Winter aber mußte er zugeben, daß auch die Felddienstordnung Menschenwerk ist, daß auch sie sich irren kann, und zwar gründlich. Stand da nicht klar und deutlich zu lesen: 'Der größte Feind der marschierenden Truppe ist die Hitze'?

Dieser Sonntag im Februar 1929, als die Standarten III, IV und V zusammen mit dem Lehrspielmannszug von Zepernick nach Blumberg marschierten, sollte ihn eines Bessern belehren. Freilich, die Felddienstordnung stammte aus der guten, alten Zeit, als alles

noch hübsch klappte — jetzt aber war selbst das Wetter aus dem Häuschen geraten. Auch die Stafs III und V, alte Frontschweine wie er, die in Karpathen und Ardennen, im Karst und an der Düna kennengelernt hatten, was Kälte heißt — hatten doch so etwas noch nicht mitgemacht. Ausgestorben lagen die Straßen Berlins, leer waren Trambahnen und Omnibusse — wer hatte Lust, aus dem warmen Bett zu kriechen, wenn's draußen fünfunddreißig Grad unter Null war? Nur die Braunen marschierten, sammelten sich am Stettiner Bahnhof, fuhren nach Zepernick — dort sollte der Werbemarsch beginnen. Der Barrikadenalbert erwartete sie mit seinem Sturm; er war in Lastwagen vorausgefahren mit mächtigen Stapeln von Werbezeug.

„Verdammter Ostwind", sagte Sprengel, „der bläst durch bis auf Leber und Milz!"

Die drei Stafs überlegten — sollte man den Marsch wirklich wagen? Hier draußen war's noch fünf Grad kälter als in Berlin — und die Ausrüstung ihrer Leute ließ alles zu wünschen übrig.

Staf III fragte: „In Blumberg erwartet uns der Doktor? Wo liegt denn das?"

„Zwölf Meilen hinterm Nordpol", antwortete Staf V.

Staf IV lachte. „Bei schlechtem Wetter findet der Krieg im Saale statt. Also denn mal los, Kinder, in drei Deibels Namen!"

Noch ein paar gute Lehren: während des Marsches tüchtig Hände, Kinn, Nase mit Schnee reiben, und vor allem die Ohren. Dann der Befehl: „Antreten!"

Als der Barrikadenalbert sein Lastauto erkletterte, bemerkte er Horst Wessel. „Du auch hier, Mensch? Bist doch jetzt Straßenzellenleiter, Sprecher, Berichterstatter der

Gaue Berlin und Brandenburg und was sonst nicht noch! Sozusagen Zivil. — Und fährst doch raus mit uns? Das ist fein von dir, zackig!"

„Echt Horst Wessel!" rief der S.A.-Mann Bareis. „Der und fehlen — kommt jarnich in Frage!"

Los ging's durch Zepernick, in den eisigen Morgen hinein schallte ihr Lied. Neugierig erschienen Bauern und Bürger an Fenstern und Türen, nahmen verwundert die Drucksachen entgegen, die ihnen die Hitlerleute reichten: 'Angriff', 'Beobachter', Werbeschriften. Meingott, was waren das für Kerle, die an solchem Tage marschierten! Hinaus aus dem langgestreckten Dorf; nun wurde es reichlich ungemütlich — war es denn möglich, daß es noch kälter sein konnte? Grimmig pfiff der Ost — da schwieg auch der heldenhafteste Tenor; selbst Ede Weiß, der Lohengrin der S.A., hielt schließlich die Klappe. Man rieb sich mit Schnee — einigen half es, aber manche Ohren mußten dran glauben. Und dennoch hielt die Stimmung. Nach einer Stunde erreichte man Birkholz — kurze Rast hier, damit die Heilgehilfen die Frostverletzungen behandeln konnten. Weiter dann durch knirschenden Schnee — voraus Sprengel mit seinem Sturm in den Lastwagen; er sollte Quartier machen, heißen Kaffee bestellen.

Eine Stunde und noch eine — sie marschierten, marschierten; mochte erfrieren, was wollte, sie mußten ans Ziel. Kurz vor Blumberg Halt; Anzug in Ordnung gebracht, hoch wieder die heruntergeklappten Mützen, wenn auch die Ohren noch so lang hingen. Voran die Spielmöpse mit jubelnder Marschmusik, dann die wehenden Hitlerfahnen. Und die Sturmbanner sangen —

Horst Wessel horchte auf — das Lied kannte er doch? Hatte es fast vergessen; ehe er nach Wien zog, hatte er es gedichtet, als er den Trupp Bötzow führte im zweiten Sturm. Verboten war damals die S.A.; so war aus seinem Sturmtrupp ein Wanderklub Edelweiß geworden — für diesen Trupp schrieb er das Lied. Heute sangen es alle — drei große Standarten:

„So hell das Auge, so ehern die Stirn,
Wir tragen das Zeichen vom Gletscherfirn!
Wir treten an in Hitze und Eis,
Die Sturmabteilung vom Edelweiß
Im braunen Hitlerregiment!"

Nun ja, das paßte für diesen Marsch — Gletscher und Eis!

Rings durch das Städtchen, in jedes Haus warfen sie ihre Schriften, dazu war man ja hergezogen. Dann erst ins Gasthaus, dann erst konnten sie an sich selbst denken. Der Bürgermeister trat ihnen entgegen, in schwerem Pelz, kaum die Nase schaute heraus. Er streckte Staf IV die Hand hin. „Bei solcher Kälte, bei solchen Verletzungen — und da immer noch Stimmung, immer noch Gesang und Spiel?! Beim Himmel, was muß das für ein Gedanke sein, für den Sie so fanatisch kämpfen?!"

Dem war dies Glied, dem ein andres erfroren. Die Fahnenträger konnten ihre Hände kaum mehr öffnen. Und die Ohren, gerechtergott die Ohren! Lang hingen die Waschеln herunter, unförmig aufgeschwollen; hell sickerte das Blutwasser heraus. Aber sie lachten alle — Schweinsohr mit Schlagsahne nannten sie das. Setzten sich breit hin, tranken ihren Kaffee, ließen sich von den Wundhelfern Frostsalben aufschmieren und ver-

binden. Immer wieder ermahnten die ihre Opfer: „Mensch, hast ja janz weiße Lappen — bloß nich anfassen, sons haste det Ding in der Hand!" Worauf die Sturmleute in Erkenntnis ihrer Ohrenlänge mit begeistertem 'I—a' antworteten.

Draußen ein scharfes Hupen — war das möglich, kam er wirklich, ihr Doktor? Alle eilten auf die Straße, sahn, wie er herauskletterte aus dem offnen Auto. Dieser kleine, zarte, zerbrechliche Mann in der Lederjacke, todbleich, fast erstarrt vor Kälte. Aber sein Auge leuchtete und lebte, bohrte sich glühheiß in aller Augen, als er die Reihen entlangschritt, von Standarte zu Standarte, von Sturm zu Sturm. Als er mit jedem einzelnen sprach, für jeden ein Wort hatte des Dankes und der Anerkennung.

Dann stieg er wieder in seinen Wagen, stand da, barhäuptig wie immer, sprach zu ihnen. Vierzig Grad unter Null — grimmige Kälte — wer spürte etwas davon? Eines nur fühlten sie: da war ein Wille, heiß wie sengendes Feuer, der drang hinüber, ließ ihre Herzen in Flammen glühn. Ah, für diesen Mann würden sie bis ans Ende der Welt marschieren!

* * *

Man bot ihm einen Führerposten, ließ ihn wählen — Horst Wessel entschied sich für Trupp 34 der Standarte V.

S.A.-Mann Richter schalt ihn. „Mensch, bist ja varrickt! Kannst 'n Trupp haben in unserm Sturm, im ersten, nich? Kannst deinen alten zweiten Sturm haben, oder 'n siebzehnten der vierten, der Standarte 'Zackig'! Det wär wat for dir! Aber der vierunddreißigste Trupp

vom Friedrichshain — ausjerechnet — det is der schlimmste Sauhaufen von die janze S.A."

„Laß man, Otto", sagte der Student, „wird schon anders werden."

Der S.A.-Mann beharrte: „Laß die Finger von weg, sach ick dir — kanns se dir eklich vabrennen. Ham dir so schon uf'n Kieker, die Rotkäppchen vom Märchenbrunn' — in die Jejend kannste wat aleben!"

Horst Wessel nickte. „Weiß ich — und grad darum nehm ich den vierunddreißigsten! Heutabend noch fang ich an."

Richter schüttelte den Kopf. „Sieht dir ähnlich, Horst — du mußt immer dahin, wo's am brenzligsten is."

Der Student lachte. „Du vielleicht nicht, Otto? Du und Fiedler und Bareis und Protsch und alle? Komm mit nach Heinrichs Festsälen, da hab ich den Trupp hinbestellt. Wollen sehn, was noch von ihm übrig ist!"

Der S.A.-Mann hatte recht: Horst Wessel hatte sich den gefährlichsten Posten ausgesucht. Aber er wußte, was er wollte: grade an dieser Stelle war es nötig, einzusetzen. Jedes Wort kannte er, das Adolf Hitler über das Wesen der S.A. sagte — und es war ihm, als ob das alles aus seinem eignen Herzen und Hirn wüchse. Staatsautorität — auf drei Säulen sollte sie stehn: auf Macht, Volkstümlichkeit, Überlieferung. Wollte man also ein neues, nationales Deutschland schaffen, so mußte man auch an der gefährlichsten Stelle einsetzen, überall versuchen, diese drei Grundbedingungen zu schaffen. Da, wo er wirken sollte, am Friedrichshain, in dem rotesten Berlin, war nichts vorhanden: höchst unbeliebt und verachtet war das Nazihäuflein, von einer Überlieferung war keine Rede und von Macht erst recht nicht — sehr

verborgen dämmerte dieser Trupp der S.A., wagte kaum zu japsen und zu piepsen, konnte nicht leben und sterben.

Klar genug war das Wort des Führers: seine S.A. sollte kein Wehrverband sein und kein Geheimbund. Sollte vor aller Augen am hellen Tage arbeiten, je offener, umso besser. Nur keine Soldatenspielerei, da eine wirklich gute Ausbildung in größern Massen doch unmöglich war; Sport ja, aber nicht um des Sportes willen, nur um den Körper zu ertüchtigen. Hunderttausende verlangte er — wie viele waren an der Spree? Zweitausend, wenn's hoch kam. Und also mußte er, Horst Wessel, da einspringen, wo es am nötigsten war: mitten im Heerlager des Feindes! Mochte das vierunddreißigste Fähnlein auch die verlorenste Rotte in ganz Berlin sein, mochten die Leute, die er heutabend treffen würde, auch wie Falstaffs Rekruten ausschauen: Schimmelig, Schatte, Warze, Schwächlich, Bullenkalb und Kompanie — wenn e r ihr Fähndrich war, wollte er aus dem Haufen einen Sturm machen wie keinen zweiten in Deutschland!

Man gab ihm die Liste, als er eintrat; ein Bäckerdutzend zählte der Trupp. Doch war der Raum voll; manche Neugierigen hatten sich eingefunden: was war das für ein blutjunger Student, der hier im Friedrichshain die Hitlerfahne aufrollen wollte? Man hatte von ihm gehört, wußte, daß er oft in Versammlungen redete, kannte auch ein paar seiner Lieder — nun gut, man konnte ja mal hören, was er zu erzählen hatte.

Horst Wessel sprach. Er war sich bewußt, daß er's jetzt schaffen mußte, auf den ersten Hieb, in dieser kurzen Stunde. Er schloß die Augen, riß sie dann weit auf;

langsam, sehr ruhig kamen seine Worte. Dann war ihm, als ob ein andrer aus ihm spräche — ja, Goebbels — ja, Hitler! Und doch war er's selbst, der sprach, er kannte genau den Klang seiner Stimme. Er hob sie, schnell, peitschend kamen nun seine Sätze. Und plötzlich wußte er: das, was in ihm lebte, was mächtig herausbrach aus seinen Lippen, das war — Deutschland!

Still saßen die Leute, als er geendet, niemand regte sich. Hatte er sich geirrt, hatte er doch nicht, wie er glaubte, an ihre Herzen gerührt? Er stand wieder auf — nur jetzt nicht versagen, nur jetzt nicht die Zügel schleifen lassen! Er knüpfte an seine letzten Worte — daß es nicht genug sei, der Bewegung freundlich gegenüberzustehn, der Partei anzugehören — daß man vielmehr sein Geld und seine Knochen für den deutschen Gedanken zu Markte tragen müsse. Und daß es darum Pflicht aller sei, grade hier, auf so heiß umstrittenem, gefährlichstem Posten, der S.A. beizutreten. Wer dazu bereit sei, möge aufstehn.

Manche erhoben sich, aber grade die, die dicht um ihn saßen, blieben sitzen, acht, zehn kräftige Burschen. Seine Lippe zuckte; er merkte wohl, daß gediente Soldaten dabei waren, und grade die wollten nicht mitmachen? Er wurde unsicher, fragte mit halber Stimme, ob nicht auch sie —

Ein hartes Lachen unterbrach ihn. Ein baumlanger Kerl, Filzpantinen an den Füßen, die Mütze tief über die Stirn gezogen, rief ihm zu: „Quassel nich, Mensch! Wir sind doch längst dabei — wir sind doch der Trupp!"

Der Student hatte sich wieder in der Gewalt. „Wenn du vom vierunddreißigsten Trupp bist, dann bin ich dein Führer — dann hast du aufzustehn, wenn du mit mir

sprichst! Anständig zu reden, verstanden! Und nun los: Alle vom Trupp aufstehn!"

Sie erhoben sich; nun saß niemand mehr im Zimmer. Er ließ sich die Namen der Neuen geben: drei fünfzehnjährige waren darunter, einer, der fünfundsechzig Jahre zählte — über dreißig Mann stark war nun seine Schar.

Tagtäglich sah er seine Leute, drillte sie, schliff sie, gab ihnen keine Ruhe. Ein wüster Sauherdenton herrschte im Trupp; kein Satz schien den alten Leuten eines Mannes würdig, wenn nicht eine saftige Zote drin vorkam. Er ließ nichts durch, mochten sie auch doppelt so alt sein wie er, vier Jahre im Kriege, fünf im Freikorps gedient haben. Sie murrten, wenn er nicht dabei war, aber sie nahmen sich zusammen vor ihm. Und sie blieben beim Trupp. Er führte Sturmabende ein, hielt ihnen Vorträge, sang und trank mit ihnen, pflegte die Kameradschaft auf jede Weise — war immer mit ihnen zusammen, ob sie S.A.-Dienst hatten oder nicht. Mehr holte er heran, immer neue; nach einem Monat schon standen über hundert Namen auf seiner Liste; es war, als ob er die besten Burschen herausfischte aus der Rotfront. Der Osaf-Ost, der oberste S.A.-Führer Berlins, merkte wohl, was da geleistet wurde, und wertete es; machte aus dem Trupp einen Sturm, ließ ihn selbständig. Und er gab ihm, ein Zeichen hoher Anerkennung und größter Auszeichnung, eine besonders niedere Nummer: Sturm 5.

An dem Tag schrieb Horst ein neues Lied, am andern Abend sangen es glühend vor Stolz seine Leute:

„Wir tragen an unserm braunen Hemd
Die Sturmnummer fünf am Kragen.

Und wenn es gilt, sind wir stets bereit,
Für Deutschland das Leben zu wagen.
Wo andre greifen vergeblich an,
Da zieht man den fünften Sturm heran!"

Alles Geld, was er von der Mutter bekam, von der Großmutter oder von Tante Gerti, alles, was er nebenher verdiente durch Sportstunden, steckte er in den Sturm, kannte die Sorgen jedes einzelnen seiner Leute. Aber er verlangte von ihnen gleichen Opfermut, legte ihnen Steuern auf bei jeder Gelegenheit. Er sah, wie aufreizend die Schalmeienkapellen wirkten, mit denen die Rotfrontler bei Umzügen durch die Straßen marschierten — da beschloß er, auch solch eine Spielschar zu schaffen. Er zog einige rote Musikanten zu sich herüber, wählte aus im Sturm, was musikalisch war, fand auch einen Mann, der den Kapellmeister machen konnte. Musaf nannten sie den — solch schöne Worte wuchsen wie Pilze in der Bewegung. Gruf hieß der Gruppenführer, Truf der Truppführer, Sef der Sektionsführer, Staf der Standartenführer, Osaf der oberste S.A.-Führer — warum nicht Musaf für den Musikfritzen? Das Spielzeug kaufte er auf Abzahlung — jeder Mann im Sturm mußte drei Mark dazu beitragen; drei Mark, eine ungeheure Summe für diese Leute, die fast alle erwerbslos waren! Aber sie schafften es, sparten pfennigweise, verkniffen sich die Zigaretten wochenlang. Als die Schalmeienmöpse zum ersten Male mitmarschierten, quer durch Berlin an einem schönen Junisonntag, ihre Kunst stolz zeigten — greulich falsch oft, so schnell wird man nicht zum Meister! —, da war ihr Klangzeug schon bezahlt. Die Nazis rissen die Mäuler auf: das war ja ganz was

Neues, Schalmeien bei der S.A.?! Kopfschütteln bei der Führung — aber man gab ihm Erlaubnis, nur seinem Sturme: das war hohe Anerkennung. Und die Roten kochten vor Wut!

* * *

Sie hockten in einer schmutzigen Kneipe, Horst Wessel und ein paar Kameraden.

„Du mußt sie hinausschaffen, die Klara, morgen noch, ehe es zu spät ist!" erklärte der Barrikadenalbert.

Ewald Bartel murrte. „Un wohin? Un wer bezahlt's? Un det janze Haus brüllt, wenn wir Leine ziehn."

„Du kannst ja bleiben, wenn du durchaus willst!" rief Sprengel. „Aber sie muß weg, ehe es zu spät ist — was meinst du, Horst?"

„Natürlich muß sie ins Heim", sagte der Student. „Du besorgst das Auto, Ewald — Punkt elf Uhr früh sind wir bei dir — bis dahin werd ich sehn, wie wir die Gelder aufbringen."

Allerhand erlebte man in der S.A., aber so was gab's doch nicht jeden Tag. Ewald Bartel vom ersten Sturm, seines Zeichens Schofför, war ein wilder Draufgänger — sehr bekannt und herzlich gehaßt in der roten Gegend, in der er hauste. In der Petristraße hatte er sein Zimmer; im ganzen Hause und ringsum wohnten nur Kommunisten. Immerhin, ihn fürchtete man; aber die Klara, seine Braut, hatte ein wenig vergnügtes Dasein. Mit dem Ewald, mit dem sie zusammen hauste, war's ohnehin nicht leicht auszukommen, und was er auch anstellte, sie hatte alles auszubaden. Gemeinsame Küche mit Mit-

bewohnern — das allein macht wilde Hyänen aus den sanftesten Lämmern. Täglich Zank und Krach, stündlich fast — das ganze Haus, die gesamte Nachbarschaft war gegen sie. Nachhause konnte sie nicht zurück; die Eltern hatten die Erlaubnis zur Ehe geweigert, sie dann vor die Tür gesetzt, als sie merkten, daß sie schwanger war. Mehr noch, weil sie mit einem Nazi lief, einem Kerl, der sich weigerte, sie zum Arzt zu nehmen, um damit Schluß zu machen, der so veraltete Anschauungen hatte, sich einzubilden, daß man ein Kind auch zur Welt bringen und pflegen müsse. Nun war es soweit; die Klara, so hübsch sonst und schmuck, war nun hilflos und unförmig. Sie konnte sich kaum mehr aus dem Zimmer schleppen — wurde beschimpft und verhöhnt, sowie sie die Nase vor die Tür steckte.

Sie kamen am andern Morgen zur Petristraße; vor der Tür hielt Bartel mit seinem Auto — schon hatte sich ein Menschenauflauf um ihn gebildet. Alle wußten, was geschehen sollte — da wollte keiner fehlen. Das Schauspiel mußte man genießen, mußte der Scheidenden zarte Abschiedsworte zurufen. Zwei blieben beim Wagen, Bartel, Fiedler, Sprengel und Horst stiegen die Treppe hinauf. Die Klara hatte längst ihre armseligen Sachen gepackt, einen Leinensack, ein Köfferchen; der Barrikadenalbert belud sich damit. Ewald eilte voraus, Fiedler und der Student schlossen die Hände zusammen, hoben, mühselig genug, die Schwangere auf, trugen sie aus dem Zimmer und die Treppe hinab, so vorsichtig, so sanft es nur gehn wollte. Und doch stöhnte sie und schluchzte — meingott, setzten die Wehen schon ein? Keiner verstand etwas davon; sie machten halt auf dem ersten Treppen-

absatz, verschnauften ein wenig. Wüstes Lachen oben, Lärm und Geschrei; dann ging es los: Kohlen sausten herab, Holzstücke, Konservendosen; Schmutzeimer und Nachttöpfe ergossen sich über sie. Ewald Bartel stürmte hinauf; ein schwerer, wohlgefüllter Mülleimer traf ihn mitten vor die Brust. Er strauchelte, rutschte, fiel, sprang wieder auf, rannte weiter, nahm drei Stufen auf einmal. Aber die Türen schlugen ihm vor der Nase zu; wild vor Wut ballerte er mit den Fäusten dagegen.

„Ewald", hörte er, „Ewald! Du kommst sofort herunter, sofort! Befehl!"

Das war Sprengels Stimme, seines Sturmführers. Zähneknirschend gehorchte er, stieg langsam die Treppe hinab, den Kameraden nach.

Dichtgedrängt die Massen auf der Straße, Menschen an allen Fenstern ringsum. Und — natürlich! — nirgends ein Schutzmann zu sehn. Das brüllte, das schrie und heulte; der Mob hatte sein Opfer, jeder spie Haß und Wut. „Nazihure! — S.A.-Nutte! — Hakenkreuzsau! — Verrecken sollst du!" Und ein Witziger, einer mit ganz hoher Fistelstimme, gellte: „Ein Balg mit zwei Köppen sollst du kriegen!" Da lachten sie, nahmen es auf, johlten: „Ein Nazibalg mit zwei Köppen — det kannste uf'n Rummel for Jeld sehn lassen!"

Barrikadenalbert schaffte sich Bahn mit gezogenem Revolver. Sie hoben die Ohnmächtige in den Wagen, setzten sie zurecht, so gut es gehn wollte. „Rin, Ewald", befahl der Sturmführer, „nimm's Steuer!" Richard Fiedler setzte sich neben den Fahrer, hielt in jeder Hand nun ein Schießeisen; die andern sprangen auf die Tritt-

bretter, ausgereckt die Pistolen, krumm die Finger am Drücker. Sehr langsam fuhren sie, widerwillig wich die Menge zur Seite, heulte doch, spie ohne Unterlaß ihren Unflat aus. Hart und zäh waren die S.A.-Männer, waren manches gewohnt von dem roten Mob, fühlten doch körperlich fast diesen Schwall widerlichen Gegeifers, aber sie antworteten nicht, schossen nicht, standen stumm auf dem Wagen, schoben sich schneckenlangsam durch die tobenden Massen. Erwiderten kein Wort auf das Toben und Fluchen, bissen fest die Zähne aufeinander.

Da setzte ein Steinhagel ein, knallte prasselnd nieder auf das Dach des Autos. An die Schulter traf es den Barrikadenalbert, von der Stirn blutete der Student. Aber sie standen fest, rührten sich nicht, gaben nicht einen Schuß ab. Kamen endlich heraus aus dem Fischerkietz.

* * *

Zu der großen Werbefahrt nach Frankfurt a. O. traf sich die vierte Standarte spät abends in Hoppegarten; zwei Stunden Nachtmarsch, dann wurden sie auf die Lastwagen verladen. Staf Breuer zählte seine Leute, lächelte vergnügt — nur vier Mann fehlten von den Hunderten, und er wußte, daß sie gute Entschuldigung hatten: zwei waren ernstlich krank, einer war vor ein paar Tagen verhaftet, der letzte gestern von Kommunisten zusammengeschlagen worden. Wie immer schärfte er seinen Leuten noch einmal alles ein, was nötig sei, teilte ihnen auch den Gaubefehl mit, daß sie am Sonntag mittag, nach dem Einzuge, die Stadt besichtigen dürften — aber nur in geschlossenen Gruppen unter Führung

ihrer Sturmführer. Sie fuhren durch die Mainacht, rasteten am frühen Morgen in Trebbin, bekamen ihren Morgenimbiß bei einem gastfreundlichen Gutsbesitzer. Kurz vor Frankfurt trafen sie die andern Standarten; man ordnete sich zum Zuge, marschierte durch die Stadt in musterhafter Ordnung. Kreuz und quer durch alle Straßen — die Bevölkerung sollte erfahren, was das bedeutete: S.A.!

Mittags im Hauptquartier — der Osaf bekam die Nachricht, daß mittlerweile große Mengen Rotfront eingerückt seien. Er wollte jeden Zusammenstoß vermeiden, den ausgezeichneten Eindruck, den am Morgen seine Leute bei Bürgern und Arbeitern gemacht hatten, nicht durch unnütze Schlägereien in Frage stellen. So gab er Gegenbefehl: keiner dürfe Saal und Garten verlassen.

Aber nach kurzer Frist kam neue Nachricht: auf dem Markte sei ein Haufen S.A.-Männer in wildem, hoffnungslosem Kampfe gegen die Roten, von beiden Seiten würde geschossen — machtlos sei die Schutzmannschaft. Der Osaf rief seine Stafs zusammen; es stellte sich heraus, daß Leute des ersten Sturms gleich nach dem Durchmarsch und ohne den Gegenbefehl zu kennen, durch die Straßen gebummelt seien. Der Osaf wiegte den Kopf — verdammte Geschichte, er hatte den Behörden fest zugesagt, daß nirgends die Ruhe gestört werden würde. Und er kannte die Burschen vom ersten Sturm, kannte ihren Führer — wenn die einmal dran waren am Feind, hingen sie fest wie Bullenbeißer. Er überlegte einen Augenblick — sollte er Staf IV hinausschicken? Aber die Stürme der vierten Standarte klebten zusammen wie Pech und Schwefel — wenn ihr erster Sturm in

Gefahr war, würden die andern mitmachen, drangehn wie Graßteufel. Oder einen der andern Stafs — das mochte aussehn wie eine Kränkung für die braven Jungen, die sich bewährt hatten in hundert Kämpfen und sich gewiß heute keiner Schuld bewußt waren.

Sein heller Blick suchte durch den Saal. „Sturmführer fünf!" befahl er.

Horst Wessel kam heran, erhielt den Auftrag, die vom Ersten zurückzuholen, koste es, was es wolle. Keine Richtlinien — er solle nach eignem Ermessen handeln.

Der Student ließ seine Leute antreten, gab seine Befehle. Im Laufschritt eilten sie durch die Gassen, kamen zum Markt, sahn in einer Nebenstraße einen wirren Menschenknäuel. Die Sturmleute waren abgedrängt, schlugen sich verzweifelt, einzeln und ohne Zusammenhalt, wollten doch nicht weichen, der fremden Stadt das Schauspiel geben, daß die S.A. in feiger Flucht davonrannte. Horst Wessel griff von der Seite an, hieb die völlig überraschten Kommunisten auseinander, säuberte die Straße in wenigen Minuten.

Der Sturmführer Sprengel erkannte ihn, rief ihm zu; wüst sah er aus, aus einer tüchtigen Kopfwunde rann ihm das Blut übers Gesicht. „Heil — Sieg!" brüllte er, stürzte mit seinen Leuten den Fliehenden nach. Aber er kam nicht weit, schlug der Länge lang hin über einen rasch vorgestreckten Fuß. Wütend sprang er auf, bereit, sich auf den zu werfen, der ihm diesen Streich spielte — auf einen Zuruf Wessels griffen zwei Leute vom fünften Sturm seine Arme. Der Barrikadenalbert schüttelte sie ab wie

Teddybären; da griff der Student selber zu, bog ihm den Unterarm im Schwung nach hinten — nicht umsonst hatte er Jiu-Jitsu gelernt! Sprengel schrie auf vor Schmerz, saß im Augenblick auf seinem Popo, blickte wirr um sich — ja, beim Henker, was ging denn hier vor?

„Seid ihr alle verrückt geworden?" japste er.

„Du kommst mit", sagte Wessel, „du und deine Leute. Macht keine Umstände, es nutzt euch nichts. Befehl vom Osaf!"

So plötzlich kam das, so verwirrend — die Leute vom ersten Sturm wußten kaum, wie ihnen geschah. Völlig verdutzt, entgeistert fast, blickten sie auf ihren Führer, der sich mühsam hinkend aufsammelte. Manche waren verletzt, alle erschöpft und abgekämpft — keiner wagte Widerstand. Stumm mit hängenden Köpfen, verkniffenen Lippen ließen sie sich abführen, immer einer zwischen zweien vom fünften Sturm.

Das war ein schwarzer Tag für den Barrikadenalbert, für seinen stolzen Sturm und die ganze Standarte 'Zackig'!

* * *

Auf dem Monbijouplatz stand in festen Gliedern Standarte IV, wartete auf den fünften Sturm, der ihr heutabend zum Ordnungsdienst im Zirkus Busch zugeteilt war. Neugierig kamen die Bürger aus dem Park, liefen die Reihen entlang, betrachteten die Braunhemden, bewundernd, hoffnungsvoll — ja, das waren die Burschen, die dafür sorgten, daß Deutschland nicht längst bolschewistisch war. Und doch wieder mißtrauisch und

ängstlich — brauchte man nicht Ruhe im Lande und wurde diese Ruhe nicht täglich von den Braunen gestört?

Da dröhnten Marschtritte, da scholl ein Sang durch die Luft herüber von der Oranienburger Straße — Staf IV horchte auf und all seine Leute, was war das wieder für ein neues Lied, das der fünfte Sturm sang?

„Die Fahnen hoch! Die Reihen dicht geschlossen!
S.A. marschiert mit ruhig festem Schritt —"

Horst Wessel zog auf mit seinem Sturm, vorbei an der vierten Standarte, er an der Spitze, dann die Fahne, dann seine Burschen, stramm ausgerichtet — das machte auch die Reichswehr nicht besser. „Hör doch, Fiedler, was die da singen!" flüsterte Gruf Markus. „Das müssen wir auch haben, das Lied!"

„Die Straße frei den braunen Bataillonen,
Die Straße frei dem Sturmabteilungsmann —"

Der Sturmführer 5 stand stramm vor Staf IV, grüßte, meldete sich zum Dienst. Gemeinsam zogen sie in langer Gruppenkolonne zum Zirkus Busch.

Das war die erste Versammlung, in der sie Dienst taten, die nicht der Hitlerbewegung diente — umso straffer also mußte die Disziplin sein. Sie war einberufen von der 'Nationalen Nothilfe' — alles, was rechtlich dachte im Berliner Bürgertum, war hier zusammengeströmt, um gegen die ungeheuerlichen Bluturteile Einspruch zu erheben, die Männer zum Tode und zu Zuchthaus verdammten, die Leben und Leib durch lange

Jahre fürs Vaterland wagten und die heute das schwarzrotgoldene Berlin als 'Fememörder' bespie und beschimpfte.

Leicht war die Arbeit nicht bei der drückenden Hitze, aber die S.A. kannte ihren Dienst, sorgte für reibungslose Unterbringung der vielen Tausende in dem mächtigen Bau. Eine Ansprache des Rittmeisters von Oppen-Tornow, des Leiters der 'Nothilfe' — dann warf der Scheinwerfer Briefe und Unterschriften von bekannten deutschen Männern an die Wand, die ihre Stimme für die Verurteilten mit denen der Versammelten vereinten; jeder einzelne Name wurde von brausenden Zustimmungsrufen begrüßt. Da plötzlich heftiger Widerspruch, ein Entrüstungssturm — was war das? Die Sturmleute blickten auf — auf der Leinwand erschien ein Brief Mahrauns. Ah, das war doch der einstige Freikorpsführer, der den Jungdeutschen Orden schuf, eine Bewegung, die einmal Klang hatte in deutschen Landen, derselbe, der nun mit fliegenden Fahnen ins demokratische Lager abgeschwenkt war und seine Truppe den Schwarzrotgoldenen zur Verfügung stellte. Die S.A. rührte sich nicht, verzog keine Miene — strenger Befehl heute, sich jeglicher Stellungnahme zu enthalten. Aber man konnte doch ein Lächeln nicht unterdrücken, als nun die Jungdeutschen mit ihren kleinen Malteserkreuzfähnchen den Zirkus verließen — arme verleitete Jungen, die im Wust des verworrenen Wortschwalls ihres Führers selbst nicht mehr ein noch aus wußten.

Neue Zustimmungsbriefe und Telegramme, neuer Jubel. Dann wieder Reden, zum Schluß, stehend gesungen, das Deutschlandlied — da sangen die S.A.-

Männer mit aus voller Kehle. Sie reckten die Arme hoch, riefen nach dem letzten Takt ihren glühenden Schlachtruf: „Deutschland erwache!"

Lautlos zog man ab, in eiserner Ruhe. An der Börse vorbei über den Hackeschen Markt — stummer Nachtmarsch durch Kommunistenviertel. Sophien-, Große Hamburger, Krausnick-, Oranienburger Straße — dort löste sich der Zug. Der Barrikadenalbert paßte auf den fünften Sturm, wartete, bis Horst Wessel seine Leute entließ, schloß sich ihm an. Langsam, schweigend wanderten die beiden Sturmführer nachhause.

Nach einer Weile fragte Sprengel: „Das Lied, das ihr sangt, ist natürlich von dir, was? Kann ich's haben für meinen Sturm?"

Horst griff in die Tasche, zog einen Zettel heraus. „Da sind die Worte — komm zu mir, dann spiel ich dir's auf dem Klavier vor."

Albert blickte auf das Blatt, summte: „'Bald flattern Hitlerfahnen über Barrikaden' — wann hast du's geschrieben?"

Der Student lachte. „Auf der Fahrt nach Frankfurt fiel mir's ein; ich schrieb's auf, gleich nachdem ich dich und deine Leute hoppgenommen hatte."

Sprengel schob den Zettel in die Tasche. „Naja, neulich in Frankfurt, das war keine reine Freude, verdammt noch mal! Du weißt doch, daß ich völlig schuldlos war, nichts wußte von dem spätern Befehl des Osaf?"

Wessel nickte. „Gewiß weiß ich das. Hoffentlich hast du mir's nicht übelgenommen, daß ich euch ein wenig rauh anfaßte. Es mußte schnell gehn."

Barrikadenalbert nahm seinen Arm. „Natürlich war ich wild auf dich und den Osaf, hab mächtig geschimpft und gemosert — damals! Heut nicht mehr. Ich hab mir's überlegt: jetzt begreif ich, was das bedeutete. Dreinschlagen, tapfer sein — das ist keine Kunst, das können wir alle. Aber die Freunde erst heraushauen, dann im nächsten Augenblick verhaften und gefangen mitnehmen, weil's so befohlen ist — das fertig zu bekommen, ohne Krach und Kampf und Widerstand — das soll dir mal einer nachmachen!"

„Dummes Zeug", sagte der Student, „du hättest es ebenso gemacht, du und alle Sturmführer!"

Aber Sprengel schüttelte den Kopf. „Nein, keiner! Du warst der einzige, und darum gab der Osaf dir den Auftrag. Wie der Goebbels der einzige ist, der's schaffen kann in Berlin — darum gab ihm Hitler den Auftrag. Das ist mal so bei uns. Ich hab immer an dich geglaubt — und seit Frankfurt erst recht; das wollt ich dir nur sagen heutnacht. Dein Weg liegt klar vor dir, Horst, und er wird dich hoch hinaufführen."

Der Student blieb stehn, sah ihm voll ins Gesicht. „So — meinst du? Wenn ich so wäre, wie du und die andern, dann wär's einfach genug. Aber ich bin nicht so, das weiß ich heute. Vielleicht muß ich's versuchen, muß so werden wie ihr und dann frisch anfangen — vielleicht ist das der richtige Weg! Ich sag dir, Albert, mit dem bißchen Opfermut ist's nicht getan, mit dem festen Willen, sein Blut herzugeben und sein Leben! Der Führer verlangt viel mehr von uns."

Sprengel sah ihn verwundert an. „Noch mehr? Ja, was denn nur?"

Horst Wessel zuckte die Achseln. „Ich weiß nicht. Aber ich werd's schon finden — werde den rechten Weg schon gehn." Er reichte dem Freunde die Hand, lief allein durch die nächtlichen Gassen.

IV

Juni 1929

Horst bekommt Besuch aus Wien; er soll Amerikanern das nächtliche Berlin zeigen. — Horst erzählt Truf Fiedler von diesen Abenteuern; die beiden philosophieren. — Er befreit aus den Fäusten ihres Zuhälters eine kleine Dirne, die Erna heißt; sitzt mit ihr im 'Mexiko', schenkt ihr all sein Geld. — Camillo Roß, ein Kommunist, setzt sich zu ihm; keiner überzeugt den andern. — Dann träumt Horst — und findet seinen Weg.

Horst Wessel hing den Hörer an, pfiff vor sich hin. Das paßte ihm garnicht — ein Glück nur, daß er heutabend nichts vorhatte, weder Dienst noch Kameradschaftsabend. Er seufzte, stand auf, ging in sein Zimmer — also Zivil, na ja, und den besten Anzug. Er überlegte, ob er nicht doch noch absagen könne, schüttelte den Kopf — nein, das ging wirklich nicht gut. Der junge Wiener Ingenieur hatte sich seiner so rührend angenommen in der Donaustadt, war nie müde geworden, mit ihm herumzulaufen, ihm tausend Gassen und Winkel zu zeigen, die er sonst nie gesehn hätte. Und wenn der nun für eine Nacht auf der Durchreise in Berlin war, dann mußte er schon mit ihm bummeln. Wenn nur der Unglücksmensch auf der Bahn nicht Amerikaner kennen-

gelernt und ihnen vorerzählt hätte von seinem guten Freunde, der Berlin kenne wie kein zweiter, und wenn die nun nicht auch noch —

Gewiß doch, er kannte Berlin — s e i n Berlin. Aber das Berlin, das diese Leute sehn wollten, die Vergnügungsstätten für die Fremden mit dem großen Geldbeutel, davon hatte er herzlich wenig Ahnung. Dazu war sein Englisch, in der Schule gelernt und nie geübt, dürftig genug — was sollte er den Herrschaften nur vorerzählen? Und wo sollte er sie hinführen? Ach was, 'Vaterland' natürlich, davon war ja alle Welt begeistert — bei der Gelegenheit würde er den Betrieb auch mal kennenlernen.

Er ging die Linden hinunter zum Bristol, traf in der Halle seinen Freund und dessen Bekannte: Familie Speckels, Vater, Mutter und zwei Töchter. Deutschamerikaner aus Milwaukee; es stellte sich heraus, daß sie recht gut Deutsch verstanden. Hübsch waren die jungen Mädchen; die Mutter sah aus wie ihre Schwester, da war kaum ein Unterschied. Sie nachtmahlten; Horst erfuhr, daß die vier schon seit einem halben Jahr in Europa reisten: Paris, dann Italien, Schweiz, Wien. Nun Deutschland, das der breitschultrige, schnauzbärtige Herr Speckels — Großhändler in Fetten und Ölen — seit dem Kriege nicht wieder gesehn hatte und das seine Frau und die Töchter überhaupt nicht kannten: sein 'Germany, the old country', von dem er den Frauen so viel vorerzählt hatte. Nun, sie würden schon sehn, rief er, würden schon sehn —

Man unterhielt sich gut; einfach waren diese Menschen und natürlich, sein Wiener Freund war ein prächtiger Gesellschafter — so ging alles viel besser, als er gedacht

hatte. Man fuhr zum 'Vaterland' — das war ein voller Erfolg: die Familie erklärte einstimmig, daß es so etwas nicht wieder gäbe in der ganzen Welt. Vorstellung und Tanz im Palmensaal, spanische Bodega, Wild-West-Saloon, italienische Osteria, ungarische Pußtaschenke, türkisches Mokkahaus mit Bosporus und goldenem Horn, dann Grinzing mit Heurigem und dem Blick über Wien und die Donau, ach und der Rhein beim Niederwald mit Schiffchen und rollendem Gewitter! — Und überall Bedienung und Tanz und Musik in der Landestracht: Csardas, Tarantella, Niggerjazz, Fandango, Wiener Walzer und Rheinlieder — jeden Abend konnte man ja hierhergehn, einen ganzen Monat lang! Aber das schönste — natürlich! — war doch der bayrische Bierrummel. Hinten die Alpen und der Eibsee — herrlich, wundervoll! Und die Kellnerinnen in Dirndltracht und die Chiemgauer in Wadenstrümpfen und Gamsbarthüten; die spielten und jodelten — heiligerhimmel, nach jedem Stück tranken sie eine ganze Maß aus! Der Student schielte hinüber, er hatte bald heraus, daß die Maßkrüge sehr leer an die Lippen kamen, doch behielt er seine Weisheit für sich, ließ den neuen Freunden ihr begeistertes Staunen. Wie denen die Weißwürstel mundeten und der Radi und erst das Bier, das Münchener Bier!

Sie blieben lange, stiegen langsam die Prachttreppen hinab. „Na, wie gefällt's Ihnen?" fragte Horst seinen Freund.

Der Wiener nickte. „Das ist das Rechte, so muß man's machen, wenn man Geld scheffeln will! Hier kommt sich für ein paar Stunden jedes Stubenmädel wie eine Komteß und jeder Ladenlehrling wie ein Börsenkönig vor — das ist das Geheimnis des Erfolgs!"

Die Taxdroschken fuhren vor; Horst Wessel machte einen Versuch, sich zu verabschieden. O nein, garnicht dran zu denken, nun müsse man weiter! Wenn das der Anfang sei — was würde die Weltstadt Berlin dann noch an nächtlichen Freuden zu bieten haben?! Und also: wohin?

Der Student besann sich. Kurfürstendamm natürlich — aber was nur? Dann fiel ihm ein, daß ihm ein Korpsbruder mal von der Königindiele was erzählt hatte — sachverständig rief er dem Schofför den Namen zu.

Sekt tranken sie, tanzten. Den Damen gefiel es, gute Kleider sah man hier und schöne Frauen. Er wurde gefragt, ob das alles zur Gesellschaft gehöre, wie diese Dame heiße und jener Herr? Er kannte keinen, sagte aufs Geratewohl ein paar Namen, fügte schöne Titel hinzu: Graf, Prinzeß und Geheimrat, Exzellenz und Baronin. Der Amerikaner nickte; ihm freilich sage es mehr zu im 'Vaterland', bei den bayrischen Würstchen und dem Bier — so was, wie hier, könne man ja schließlich überall haben. Aber die Hauptsache sei — und wie freue er sich darüber! —, daß man so recht sehe, welch ein Schwindel das sei mit dem ewigen Gerede, daß das deutsche Volk Not litte und darbe! Wenn man das fertig bringe — die ungeheuren Kriegslasten zu bezahlen und die ungezählten Gelder für Arbeitslose und Kriegsopfer, für Kranke und Altersschwache — und dann dennoch so leben könne — kein Volk in der Welt habe solche Führer! Und also prost: auf Hindenburgs Wohl und auf das des Kanzlers und all seiner Minister!

Er rief den Kellner, gab ihm Geld, verlangte, daß die Musik das Deutschlandlied spiele. Horst blickte auf, das Blut stieg ihm zu Kopf — abscheulich schien ihm der Ge-

danke, hier dies Lied zu hören. Er überlegte — wie sollte er das nur dem braven Herrn aus Milwaukee erklären? Er sprang auf, hielt den Kellner zurück, ging selbst zu der Kapelle — aber er sagte nichts, wechselte nur mit dem Stehgeiger ein paar nichtssagende Worte, gab ihm eine Zigarette. Dann kam er zurück: der Kapellmeister bitte um Verzeihung, er habe leider die Noten nicht da.

Herr Speckels bemerkte nicht das Lächeln des Studenten, er schlug mit der Faust auf den Tisch. Was, Noten? Noten, um die Volkshymne zu spielen? Das sei doch —

Aber der Wiener lenkte ein, behauptete, daß es eine spanische Kapelle sei, das habe er gleich gemerkt. Und im übrigen wolle man doch weiter, da sei gewiß noch manches zu sehn. Das wisse man ja in der ganzen Welt, daß es in Berlin höchst interessante, geheime Nachtkneipen gäbe wie nirgends sonst, richtige Lasterhöhlen, puh! — da könne selbst Paris nicht mit und Neuyork schon garnicht! Er wandte sich an den Studenten; der zuckte die Achseln. O ja, das gäbe es, freilich — aber es sei doch wohl nicht ganz das richtige — für die jungen Damen. Und bei so vorgerückter Stunde —

Der junge Wiener lachte — dummes Zeug, alles müsse man kennenlernen. Er winkte dem Geschäftsführer, im Nu hatte der ihm eine Reihe schöner Namen aufgeschrieben.

Sie brachen auf, fuhren weiter; 'Kolibri', 'Cascade', 'Casanova'. Cocktails, Whiskys, alle möglichen Getränke — lautes Lachen und Schwatzen ringsherum; Jazz und neueste Schlager — freches Anreißen der Barmädchen und der andern Dämchen. Horst fühlte sich ungemütlich,

saß so herum, sperrte den Mund nicht auf. Fräulein Speckels, die Jüngere, schlug ihm leicht auf den Arm: „Gefällt's Ihnen nicht?"

„Nein", sagte er.

Sie schüttelte den Kopf. „Jetzt hilft's nicht, jetzt sind Sie mal hier. Do in Rome, as the Romans do!"

„Was?" fragte er.

Sie lachte. „Kennen Sie das nicht? Ist doch von Shakespeare — Daddy sagt, daß alle Deutschen Shakespeare auswendig wüßten! Do in Rome, as the Romans do — das heißt, daß man heulen soll mit den Wölfen."

Er nickte — natürlich hatte sie recht. Im Grunde war's gut, daß er das alles einmal gründlich kennenlernte, wozu sich da sperren? Er trank sein Glas aus — wie hieß das Zeug doch, Sidecar? —, leerte auch mit einem Zuge das, das die Kleine ihm reichte. Nun war er drin — tat mit, weshalb den Spielverderber machen? Sie saßen auf hohen Barstühlen, tranken, tanzten dazwischen — die kleine Miß, zart, blond, mit großen Veilchenaugen, schmiegte sich eng an ihn an. Sah zu ihm auf, drückte seine Hand — einmal nur war man jung, und einmal nur, für diese eine Nacht —

„Maud heiß ich", sagte sie.

Sie kamen zu 'Mali und Igel', dann zu 'Ariane'. Die Damen begriffen nicht recht, was da los war — der Herr Großhändler aus Milwaukee begriff es noch weniger. Ihm kam das ungeheuer komisch vor: Frauen, die miteinander tanzten, zärtlich taten, sich küßten? Aber es habe auch seine ernste Seite, erklärte er: da sähe man die Folgen des Krieges, der ganze Jahrgänge von Männern ausgerottet habe. Der junge Wiener blin-

zelte, lachte vergnügt — aber gewiß, so sei es, er habe ja so recht!

Nachhause? Aber nein — er habe noch einen Namen auf seinem Zettelchen, und der habe drei Ausrufungszeichen: 'Eldorado' — das müsse etwas ganz Besonderes sein!

Sie kamen durch einen langen Gang, rings mit Plakaten bepflastert: schöne Damen in großer Aufmachung. Sie traten ein, schauten sich um im Saal — da sprang mit großen Schritten eine Frau auf sie zu. Horst sah sie erstaunt an — meingott, was war das für eine Person? Größer als er, mit üppigem, tiefschwarzem Haar und schwarzen Augen — eine mächtige Hakennase in dem langgezogenen Gesicht. Aber ehe er noch recht wußte, wie ihm geschah, rief sie: „O du Süßer, kommst du endlich wieder her?!" Sie öffnete die Arme weit, schlang sie um ihn, drückte ihn fest an sich. Er fühlte ein Reiben und Stechen an seiner Wange, spürte ihren feuchten Atem, schüttelte sie dann heftig ab.

Frau Speckels wollte sich ausschütten vor Lachen; der Wiener grinste, faßte ihn am Arm. „Wachen Sie doch auf!"

Er riß sich zusammen, ging weiter mit den andern, griff sich unwillkürlich an die Wange — meingott, einen Bartwuchs hatte dies scheußliche Frauenzimmer!

Sie setzten sich; der Großhändler bestellte wieder Champagner; hastig leerte der Student sein Glas. Er wandte den Kopf; die kleine Maud lachte ihn an, fragte: „Kannten Sie die? Die — die Frau?"

Er schob sein Glas zurück, lachte: „Ich — das Geschöpf?! Was denken Sie nur? Ich habe weißgott was andres zu tun, als in solchen Nachtbumsen —"

Die Musik setzte ein; zwei blonde Frauen schritten in das Rund. Sie tanzten nicht schlecht, schmiegsam, hingebend, sangen dazu, mit hoher, etwas gequälter Stimme. Gute Figuren, üppige Formen und doch schlank — nur waren sie beide erstaunlich groß. Als sie fertig waren, gingen sie von Tisch zu Tisch, verkauften ihre Fotokarten; die Schwarze, die, die ihn vorhin geküßt hatte, schloß sich ihnen an. Erstaunlich häßlich war sie, recht ein Zerrbild — sah wüst aus mit dem gewaltigen Nasenerker und den kleinen Schweinsäuglein — sieh doch, sie schielte noch obendrein!

Die drei boten ihre Karten an, baten um Zigaretten, ließen sie in ihrem Busen verschwinden. Dann um Wein — Papa Speckels schenkte ihnen ein. Sie nahmen Platz, taten ganz manierlich — die Schwarze hatte gleich heraus, mit wem sie sprach, legte auf Englisch los. Der Student verstand nicht viel — starrte sie erstaunt an. Sie merkte es, hob ihr Glas, flötete: „O you darling-boy, don't you think, I am just a sweet little lady?" Sie unterbrach sich, fügte in tiefstem Baß hinzu: „Na — denn prost, Mensch!"

Horst fuhr auf; es war ihm, als habe man ihm mitten ins Gesicht gespien. Der Amerikaner stutzte, starrte hilflos mit offenem Munde das Geschöpf an. Aber die Damen lachten — war es denn möglich, daß die beiden nicht längst heraushatten, was in diesem Nachtlokal sich als holde Weiblichkeit gebärdete? Dann dämmerte es Herrn Speckels; ihm fiel ein, daß er vor langen Jahren so etwas mal auf dem Varieté gesehn hatte. „Was seid ihr denn eigentlich?" fragte er.

Die Schwarze reckte die Hakennase, verdrehte die Schweinsäuglein, sah ihn verliebt an, steckte den kleinen

Finger in den Mundwinkel, kicherte: „Wir sind doch die Eldoradieschen, du Schelm! Didi heiß ich!"

Papa Speckels betrachtete sie kritisch, auch die zwei Blonden am Tisch, dann die, die da tanzten und die andern rings im Saale. „My Lord", rief er, „das sind ja alles Damenimitatoren! — Das ist wahrhaftig ein guter Witz!"

Der Wiener klopfte ihm auf die Schulter. „Ein ganz erstaunlicher Witz — Sie haben's erfaßt! So was gibt's auch nicht in Milwaukee, was?"

Didi war im Schwung — solch harmlose Hinterwäldler, das war das Rechte, da konnte man was erben, wenn man's richtig anstellte! Er faßte sich an den Kopf, hob die Perücke hoch für einen Augenblick: ratzekahl glänzte der Schädel.

Horst Wessel stand auf, rot wie ein Schuljunge, glühheiß vor Scham. Er wußte kaum, was er tat, schritt zwischen den Tischen, dann quer durch den Saal. Stand draußen, reichte der Kleiderfrau die Marke, ließ sich seinen Hut geben. Nur weg, nur heraus aus dieser —

Jemand sprach neben ihm — er wandte sich um, sah die kleine Maud. Hastig kamen seine Worte: „Das ist nicht Deutschland, das nicht, glauben Sie mir! Das ist — ich weiß nicht — das ist Großstadt vielleicht, Weltstadt, meingottja: Berlin — irgendein armseliger, schmutziger Fetzen davon. Das hier — und alles, was wir sahn heutnacht, das ist nur gemacht für — für — — Glauben Sie mir doch, es hat nichts zu tun mit all dem, was deutsch denkt und deutsch fühlt, wirklich nichts! Wir — wir — —" Er stotterte, verhaspelte sich, kam nicht weiter. Begann wieder: „Verzeihn Sie, Maud, es

ist sehr unhöflich von mir — bitten Sie für mich um Entschuldigung bei Ihren Eltern! Aber ich kann nicht mehr, ich muß gehn, muß! Das alles ist — ich weiß nicht, wie ich Ihnen das sagen soll! Deutschland, wenn Sie das sehn wollen, müssen Sie — Deutschland, das ist ganz woanders, das — glauben Sie mir doch, Maud, glauben Sie mir doch."

Sie sah ihn an mit stillen Augen, sagte leise: „Ja, ich glaube Ihnen."

Er griff ihre Hand, preßte sie. „Danke schön", flüsterte er, „danke schön!" Riß sich dann los, lief hinaus in die Dämmerung.

* * *

Es war ihm, als ob er den ganzen nächsten Tag über einen Brechreiz in der Kehle habe. Das ungewohnte Zeug, Sekt, Cocktails, Whisky — das vielleicht auch, aber mehr noch das andre! Er hatte das Empfinden, als müsse er im Bristol anrufen, sich mit den Herrschaften aus Milwaukee verabreden — sie mitnehmen zu einem Kameradschaftsabend, ihnen die Prachtjungen zeigen von seinem Sturm —

Aber das ging nicht, ging ganz und gar nicht. Die Burschen würden da herumsitzen, sich beschwert fühlen, kaum den Mund aufsperren, nicht einmal frei und frisch singen können. Und wenn sie sich auch geben würden, wie sie waren, offen und natürlich — die Amerikaner würden doch nichts davon begreifen.

Er tat seinen Dienst an diesem Abend, Ordnungsdienst in einer großen Versammlung im Norden. Unlustig war er, nicht bei der Sache — seine Leute merkten gleich, daß etwas mit ihm los sei; selbst die vom ersten

Sturm merkten es. Als er nachher seinen Sturm abtreten ließ, kam Fiedler zu ihm; sie setzten sich zusammen in eine Bierkneipe.

„Na, was hast du?" fragte Fiedler.

Horst erzählte; es war erstaunlich, wie klar er jetzt alles sah. Was er der blonden Miß nur andeuten, kaum erklären konnte — seinem S.A.-Kameraden konnte er's gleich auseinandersetzen, ohne zu stocken. Der nickte, ja, so sei das — das sei eben eine andere Welt; dicht bei ihnen und doch so fern, als ob sie weit hinter dem Monde liege. Und übrigens: dazu brauche man nicht nach dem Westen zu fahren, das alles könne er hier auch haben, rund um den Alexanderplatz — nur die Aufmachung sei anders. Dreck sei eben Dreck, das sei nun mal so — darüber brauche man sich doch nicht aufzuregen! Nutten und Luden und Pupenjungen — das Saupack würde es geben, überall, solange noch die Erde durchs Weltall schwämme.

„Und sind doch Menschen, wie ich und du!" sagte Horst. „Drückten die Schulbank neben uns — da hat man nichts gemerkt, daß sie anders waren!"

„Nee", antwortete Richard Fiedler. „Das kommt erst später raus. Aber drin steckt's von Anfang an."

Der Student sagte: „Garnichts steckt drin — Not ist's, Verführung, Leichtsinn. Sie sind Deutsche wie wir und also —"

Fiedler unterbrach ihn. „Laß man, Horstemann — die kannst du nicht heben und bessermachen! Aus einem Rotfrontler kannst du einen braven S.A.-Mann machen — nie aber aus einem Ludewig vom Ringverein! Und eine rechte Nutte bleibt's, solange sie noch im Dunkeln einen Besoffenen aufgabeln kann — geht's nicht mehr,

schafft sie sich eine Kletterbude an, lernt Junge an und läßt die für sich arbeiten."

Horst Wessel überlegte. „Und sind doch alle in der K.P.D., sind alle organisiert —"

Richard Fiedler nickte. „Da gehören sie hin — die K.P.D. kann sie gebrauchen. Ein rechter Rotfrontmann kämpft wie wir, aber den Drahtziehern aus Moskau genügt das nicht; die verlangen dazu noch den Hinterhalt. Wir nennen das feige und erbärmlich — die Herrn lachen darüber. Und weil sie die anständigen Burschen nicht dazu kriegen, nehmen sie das Gesindel; das knallt aus seinem Versteck heraus, aus Türen und Hausgängen, oder auch durch die Fenster hinein in unsre S.A.-Keller! Dazu brauchen sie das Verbrecherpack der Ringvereine. Und die Prostitution jeder Art — was glaubst du wohl, welch gute Spionage die leistet?! Die Kommune hat's von der Polizei gelernt — die nimmt überall in der Welt den letzten Auswurf in ihren Dienst, bekommt ihre besten Nachrichten daher. Na, wir müssen uns trösten: darin wird uns Moskau immer über sein. Es ist nicht zu ändern — und wenn's uns hundertmal das Blut unsrer braven Jungen kostet!"

Horst antwortete nicht. Was ihm der Truppführer sagte, war gewiß richtig, Wort für Wort — er wußte es genau so gut wie sein Freund. Und doch, doch — es mußte eine Möglichkeit geben —

Sie tranken ihr Bier aus, trennten sich. Horst trat den Heimweg an, wandelte langsam durch die schwüle Sommernacht, an jeder Ecke angesprochen von einem Frauenzimmer. Manchmal blieb er stehn, schaute sie an, als wolle er irgend etwas finden in ihrem Blick, ging dann schweigend weiter. Als er aus der Alexander- in

die Prenzlauer Straße bog, hörte er ein Geschrei hinter sich, wandte sich um. Zwei verstaubte armselige Lorbeerbäume standen da in vertrockneten Kübeln — er kannte sie: 'Mexiko' hieß das Lokal, für das sie anreißen sollten, ein wüster, knallroter Bums für Dirnen und Zuhälter. Er sah ein Mädel, sah einen Kerl, der unbarmherzig auf sie eindrosch. Mitten ins Gesicht mit der Faust, wieder und noch einmal; dann fiel sie über den Kübel, lag am Boden, bekam seine rohen Tritte zu kosten. Er sprang hinzu — zwei, drei Schwinger, dann einen Leberhaken: der Bengel wand sich in Schmerzen, riß sich zusammen, floh mit langen Schritten, verschwand in der Dunkelheit. Horst hob das Mädchen auf; das Blut troff ihr von Lippe und Nase, rann über die helle Bluse — die Leute, die in der Tür standen, lachten sie aus, machten doch Platz, als er sie hineinführte. Kümmerten sich nicht weiter um die zwei; so was war man gewohnt rings um 'Mexiko'.

„Wasch dich!" sagte er. Sie nickte, ging nach hinten.

Er setzte sich — mit dem Rücken zur Wand natürlich — bestellte ein paar Schnäpse. Er blickte sich um; bunte Papiergirlanden kreuz und quer an der Decke, an den Wänden gemalte Palmen, Kakteen, Kerls mit mächtigen Spitzhüten — na eben: Mexiko! Wüste Burschen am Schanktisch, Dirnen an den Tischen. Hinten ein Lautsprecher — irgendein dummer Schlager erklang. Ein paar Frauenzimmer sangen laut mit, tanzten dazu sitzend, schwenkten die Beine in der Luft herum.

Die Dirne kam zurück, setzte sich still zu ihm, suckelte an dem Schnaps, den er ihr hinschob. Er sah sie an, nichtssagend war ihr Gesicht, grau die Farbe — schlecht klebte die frische Schminke auf den schmalen Lippen. Aber sehr

groß, tief und leuchtend waren die braunen Augen. Er dachte: die ist seit Jahren nicht hinausgekommen, auf diesen Wangen hat seit Ewigkeiten kein Sonnenstrahl gespielt. Er sagte: „Du gehst auf den Strich, was? Und der Kerl war dein Lude?"

Sie nickte. Das war so selbstverständlich — warum fragte er?

Er merkte gut: sie war ihm garnicht dankbar für seinen Ritterdienst. Ohne das — na, sie hatte ihre Keile weg, nun war's gut für eine Weile. So aber — wenn sie nachhause kam, würde ihr Kerl sicher schon warten, würde sie noch einmal, und ganz anders, vornehmen. Ob sie ihn liebe, fragte er. Sie zuckte die Achseln. Ach was, der habe noch zwei laufen — aber man müsse doch Schutz haben —

Ob sie denn nicht bei einem Verbande sei? O ja: beim Roten Frauen- und Mädchenbund sei sie. Er nickte — natürlich war sie dabei; und die Vorsitzende ihrer Gruppe am Alexanderplatz war sicher auch eine ausgediente Dirne — da bekümmerte man sich nicht um Privatsachen.

Er dachte nach, zog dann seine Brieftasche heraus, zählte. Das Geld von der Großmutter — nun ja, es war für eine kleine Reise bestimmt, und er brauchte die Ausspannung. Aber dann — jetzt würde er doch nicht fortkommen von Berlin, so viel war zu tun —

Sie wachte auf, als sie das Geld sah. Wenn sie die Schulden bei ihrer Wirtin bezahlen könne — viel sei es nicht — dann käme sie da los, könne ihre Sachen mitnehmen. Und sie wisse eine Bude bei einer andern Frau; die sei scharf, die lasse keinen herauf, wenn man nicht wolle. Wenn sie da anzahlen könne —

Was sie denn gelernt habe, fragte er, ob sie nicht arbeiten könne?

Sie fühlte gleich, was er hören wollte. O ja, schneidern habe sie gelernt, sie würde schon wieder hochkommen, wenn sie nur für den Anfang —

Der Student schob ihr die Scheine hinüber. „Da, nimm!" sagte er. „Wie heißt du denn? Und wie alt bist du?"

Hastig nahm sie das Geld auf, steckte es in ihre Tasche. Erna heiße sie, achtzehn Jahre sei sie alt.

Achtzehn — so jung noch? Und sah aus wie — aber vielleicht, wenn sie einmal weg war aus diesem Dreck, Sonntags hinaus konnte in Wald und Sonne, vielleicht, wenn —

Sie stand auf, sagte, daß sie nun gehn wolle. Für die Nacht könne sie bei einer Freundin schlafen, morgen gleich in der Früh wolle sie umziehn.

„Also viel Glück!" rief er.

Ein wenig hob sie die Hand, ließ sie wieder fallen, traute sich nicht. Doch bewegte sie die Lippen, sah ihn an mit den großen, braunen Augen.

„Ist schon gut", murmelte er.

Er sah ihr nach, wie sie zur Tür hinausging; wußte im nächsten Augenblick kaum mehr, wie sie aussah. Er stemmte die Ellbogen auf den Tisch, nahm den Kopf in die Hände, starrte vor sich hin. Einer stand auf vom Nebentisch, nahm sein Bierglas mit, setzte sich zu ihm, grade gegenüber. „Das haben Sie fein gemacht!" sagte er. „Sind Ihr Geld los — bilden Sie sich wirklich ein, daß es was nützt?"

Der Student blickte auf. „Was geht das Sie an?"

Der Bursch grinste. „Das Weibsstück? Garnichts — so wenig wie Sie, Wessel. Wissen Sie, wer ich bin?"

Horst sah ihn an — das Gesicht kam ihm bekannt vor. Wo nur hatte er —

„Ich will Ihnen helfen", sagte der andre. „Polizeipräsidium — nach der Schießerei bei der Inselbrücke. Oben im Flur: Sie sprachen mit dem Barrikadenalbert, kamen dann herüber zu uns, boten uns an aus Ihrer Tüte —"

Der Student nickte. „O ja — aber nicht um euren Dank. Ich tat's nur, um den Schupo abzulenken!"

„Hab ich mir gleich gedacht", sagte der Kommunist. „Aber darum haben die Stullen nicht weniger gut geschmeckt — Mordshunger hatte ich, saß schon zwanzig Stunden im Kasten. Übrigens — Roß heiß ich, Camillo Roß."

Horst Wessel lehnte sich zurück. „Angenehm — wer ich bin, wissen Sie ja. Wenn Sie mit mir sprechen wollen — über alle Fragen — ich steh zur Verfügung, hier oder wo Sie wollen. Hab schon manchen von euch überzeugt —"

Der andre nickte. „Weiß ich — mehr, als uns lieb ist. Mich werden Sie nicht hinüberholen, sowenig, wie ich Sie zur Kommune bringen kann — also hat's keinen Zweck, lang zu schwatzen. Darum hab ich mich auch nicht hergesetzt. Ich hab gesehn, wie Sie den Luden zusammenboxten, hörte dann, was Sie mit der Nutte sprachen — ich will Sie warnen, Horst Wessel."

Der Student lachte. „Sie? Seit wann ist das Mode bei euch?"

„Mode oder nicht", sagte der Kommunist. „Sie wissen recht gut, daß es auch bei uns ehrliche Burschen gibt — darum laufen Sie ja in unsre Versammlungen, reden in all unsern Kneipen. Was das Gesindel anbetrifft — wir

wissen schon, wozu wir's gebrauchen und wie wir's halten. Da hat's keine Angst; wenn Sie auch noch so großartig mit Ihren Lappen herumschmeißen, noch soviel schöne Phrasen dreschen — werden Sie doch nie so ein Weibsstück zu sich hinaufziehn können, wie eure Moral das zu nennen beliebt. Aber mit unsern Jungs von Rotfront — das haben wir lange genug mit angesehn, das muß nun ein Ende nehmen."

„Muß es?" rief der Student. „Und ich meine, daß es grade erst anfängt: noch manche von euch werde ich zur S.A. bringen, und grade die besten."

„Hören Sie, Wessel", sagte der andre, „Ihr Sturm, der fünfte, steht im rotesten Bezirk, in einem, der bis vor kurzem noch ganz unbestritten uns gehörte, in dem sich kein Nazi blicken lassen durfte. Sie können sich denken, daß wir von Ihrer Tätigkeit nicht grade sehr begeistert sind. Berlin ist groß — lassen Sie sich einen andern Bezirk geben; Sie können da ebensogut für Ihre Sache arbeiten, vielleicht besser."

Horst Wessel sagte: „Und darf ich fragen, Roß, warum Sie mir so gute Ratschläge geben?"

Der Rotfrontler nickte. „Das ist doch einfach genug: weg müssen Sie, darüber ist man sich einig bei uns; wir dürfen nicht dulden, daß man unsre beste und sicherste Stellung untergräbt. Wenn es mir gelingt, Sie zu überzeugen, daß Sie ein sehr gefährliches Spiel spielen, wenn Sie also hier freiwillig das Feld räumen — umso besser für beide Teile. Wir haben nichts gegen Sie persönlich, wir wissen auch den Gegner zu schätzen — im engsten Kreise wenigstens; wir sind also zufrieden, wenn alles friedlich abgeht. Wollen Sie aber nicht — nun gut, dann zwingen Sie uns, es auf andre Weise zu versuchen."

„Das ist deutlich genug", antwortete Horst. „Aber damit müssen wir alle rechnen, jeden Tag — und erst recht nachts. Bilden Sie sich wirklich ein, daß ich meine Kameraden im Stich lassen würde?"

Der Kommunist gab nicht nach. „Überlegen Sie sich's! Schließlich kommt's nicht auf die einzelnen Leute an — sondern nur auf die Sache. So denken wir wenigstens. Und noch etwas, Herr Sturmführer vom Friedrichshain: Glauben Sie ehrlich, daß Sie ein Fleisch und ein Blut mit Ihren sogenannten Kameraden seien? Ihr Vater war Pfarrer, Sie stammen sozusagen aus bestem bürgerlichem Hause, sind — ausgerechnet! — Korpsstudent. Sie haben Erfolge, gewiß — aber schließlich werden Sie doch scheitern. Die Seifenblase wird platzen: nur ein Prolet kann Proleten führen — Sie werden nie und nimmer fühlen können, wie ein Proletarier empfindet. Unüberbrückbar ist die Kluft!"

Horsts Augen leuchteten. „Kluft? — Wir sehn keine! Wir kennen keine Proletarier, kennen keine Bürger — für uns gibt es nur Volksgenossen, nur Deutsche. Ihr sagt, daß ihr für die Menschheit streitet — bei allen Völkern und in allen Ländern — und kämpft doch nur für eure Klasse und gegen die andern! Ist's nicht so?"

„Mag es so sein", erwiderte Roß. „Dann bleibt doch bestehn, daß Sie nicht zu dieser Klasse gehören, zur proletarischen!"

Er winkte ihm kurz zu, ging zum Schanktisch, zahlte. Sprach noch ein paar Worte mit zwei Burschen, reichte ihnen die Hand, ging hinaus.

Der Student sah ihm nach. Warum streckte der Rotfrontmann denen die Hand hin und ihm nicht? Ja, und

warum hatte das Mädel ihm nicht die Hand gereicht, als sie ging?

Er grübelte. Absicht — nein, Absicht war das gewiß nicht. Dieser Kommunist, dieser Camillo Roß, hatte so grade, so offen mit ihm gesprochen, nein, der wollte heut nicht den Feind auf Leben und Tod herauskehren. Morgen vielleicht — heut nicht. Und gab ihm doch nicht die Hand? Instinkt war das, unbewußtes Empfinden.

Weil — weil er nicht zu der Klasse gehörte, für die der Rote kämpfte? War es das? Was hatte der gesagt: nie und nimmer würde er fühlen können, wie ein Proletarier empfindet — und ein Prolet nur könne Proleten führen? Aber Proletarier waren die Massen, da war kein Zweifel — und man mußte heran an die Massen, mußte ihren Herzschlag fühlen —

Dann aber, dann mußte er —

„'Kriegsruf', lieber Herr", sagte eine leise Stimme. „Wollen Sie einen 'Kriegsruf' kaufen für —"

Er blickte zur Seite — da stand eine Heilssoldatin, hielt ihm die Zeitung hin und ihre Büchse. Mickerig sah sie aus, bleich und verhärmt, lief doch herum durch die langen Nachtstunden, mühselig ihre Groschen zu erbetteln.

„Aujust, kiek doch die Rockklappen an", lachte ein langer Bursch vom Schanktisch her, „links'n 'H' un rechts'n 'H' — weeste, wat det bedeutet?"

Sein Kumpan schielte hinüber. „Tust ja jrade, als wenn ick noch nie ene von de Heilsarmee jesehn hätte! Die kommt doch jede Nacht her, die Seelenzieje!"

„Mensch, fällt bei dir der Jroschen aber langsam!" rief der Lange. „Wat die 'H's bedeuten, frach ick dir!

Det heeßt heitzutage: 'Heil Hitler!'" Er lachte laut über seinen Witz, goß sein Bier hinunter, fuhr fort: „Det weeste noch nich, Mensch? Det is det Neuste in de Polletik — die ham Briederschaft jemacht, die Hallelujasoldaten und die Nazirekruten, und der Hitler wird Jeneral un Vorbeter!"

Die Frau in der abgetragenen, unkleidsamen Uniform hörte ihn nicht, verzog keine Miene; es war, als ob sie das garnichts angehe. Sie ging ruhig weiter von Tisch zu Tisch; niemand nahm einen 'Kriegsruf', aber fast jeder gab ihr Geld in die Büchse. Horst Wessel folgte ihr mit dem Blick, hörte immer wieder ihre eintönigen Worte: „'Kriegsruf' — wollen Sie nicht einen 'Kriegsruf' —"

Als er noch ein Schulbub war — bald nach dem Umsturz war das — hatten der Bruder und er auf dem Heimweg von der Schule am Alexanderplatz einen Trupp der Heilsarmee getroffen, einen Mann, vier oder fünf Frauen. Sie standen da, umringt von Menschen, spielten ihre armseligen Instrumente, Tamburin, Laute, Mandoline, sangen dazu mit dünnen Stimmen ihren frommen Singsang. Die Leute lachten — und er und Werner lachten mit: wie war das nur möglich in dieser Zeit, da Panzerautos durch Berlin fuhren, da tagtäglich auf allen Gassen ringsum Maschinengewehre knatterten? Ging diese Menschen das alles nichts an? Ausstopfen sollte man sie, ins Panoptikum schaffen —

Da war der Vater vorbeigekommen — wie bleich er doch damals schon war! Hatte die Jungen an der Hand gefaßt, sie mit nachhause genommen. Hatte ihnen gesagt, sie sollten nicht lachen über die Heilsarmee, wie lächerlich sie ihnen auch vorkomme. Viel Gutes täte sie; dränge

hinein in tiefste Schichten, wohin niemand sonst komme, zu den Allerniedersten und Allerärmsten des Volkes —

Jahre später, zu der Zeit, als er beim Bismarckbund war, als der Vater schon tot war, hatte er sich dieser Worte erinnert, als er durch Zufall an einem Saale vorbeikam, in dem eine Versammlung der Heilsarmee stattfand. Er war hineingegangen, hatte dem Redner zugehört — ein Engländer, der Deutsch elend radebrechte, mühsam kaute, um einen Satz halbwegs zu Ende zu bringen. Er sah den Mann noch vor sich, ein großer Gesell mit kurzem Bart und rotblonder Sturmtolle, wie er mit den Armen in der Luft herumfuchtelte, immer beide Hände zugleich hob und langsam wieder niedersinken ließ. Ein Heilsoberst war er, General vielleicht — und natürlich in Uniform. Eng geschlossener Rock, auf den Aufschlägen —

Starr gradaus stierte der Blick des Studenten. Seine Brauen zogen sich zusammen, Falten bekam die glatte Stirn. Wie waren doch die Buchstaben auf den Rockklappen dieses englischen Offiziers der Heilsarmee?

Ganz deutlich sah er sie jetzt vor sich — Salvation Army: ein 'S' und ein 'A'!

S.A.! — S.A.!

Er stand auf, ging zur Tür, besann sich — kehrte um, zahlte. Hinaus wieder — mit schnellen Schritten lief er über die Straßen.

Gerechtergott — konnte das ein Zufall sein?

Dieser Zuhälter am Schanktisch, der sich lustig machte über die Heilssoldatin, der ihr doppeltes 'H' auslegte mit dem Gruß aller Nazis: 'Heil Hitler!' Und, deutlicher noch, der englische Oberst der Salvation Army! — Damals hatte er es kaum beachtet, sich nichts dabei

gedacht — heut erst kam es ihm voll zum Bewußtsein, erschien ihm wie der Fingerzeig einer unsichtbaren Macht, dieser blaue Rockkragen, rot umrandet, mit dem leuchtenden S.A.

Dann aber, wenn es so war — was sollte es? Was in aller Welt hatte er mit der Heilsarmee zu schaffen?

Er kam nachhause, ging leise nach hinten. Gewohnheitsmäßig öffnete er die Tür zu des Bruders Zimmer, warf einen Blick hinein — der lag in tiefem Schlafe. Dann hinüber auf seine Bude — eine Zeitlang saß er auf seinem Bett, unbeweglich, als ob er auf etwas warte. Glühheiß die Schläfen; er stand auf, wusch sich. Stand dann am offenen Fenster — wie schwül war die Sommernacht!

Was denn nur — was nur? Etwas sollte geschehn — etwas mußte sich entscheiden in dieser Nacht —

Er schüttelte heftig den Kopf — was war nur mit ihm? Dann fiel ihm ein, daß er nichts zu Abend gegessen hatte; er ging hinaus in die Äpfelkammer, wählte im Dunkeln zwei große Äpfel. Kam zurück, setzte sich, biß hinein. Einmal, zweimal — dann starrte er wieder vor sich hin.

Ganz plötzlich war ihm, als solle er ein Gebet sprechen. Er lächelte — wie lange hatte er nicht gebetet?! Und was sollte er jetzt sagen und warum? Wieder stand er auf, schritt durch den langen Flur, sehr leise, um niemand zu wecken; er brauchte das Licht nicht anzuknipsen, fand ja alles im Dunkeln zuhause. Er kam ins Wohnzimmer, kam an des Vaters Schreibtisch, griff die Predigtbücher. Gebete — o sicher, in Predigten kamen auch Gebete vor. Zurück — nun saß er am Schreibtisch, drehte die Tischlampe an. Er schlug ein Buch auf, las: „Jesus spricht: Welcher will groß werden unter euch,

der soll euer Diener sein; und welcher unter euch will der Vornehmste werden, soll aller Knecht sein."

'Demut und Dienemut' hatte der Vater diese Predigt betitelt — den Vers aus Markus obenangesetzt. Dienemut — je nun, das würde man in keinem Wörterbuch finden, das Wort hatte der Vater geprägt. Dienemut aber — Mut zum Dienen — hatte das nicht, mehr als alle andern, die Heilsarmee?

Mut zum Dienen — und in tiefster Demut —

Und plötzlich sah er sich, wie er mit Vater und Mutter in der Oper saß. In der Karwoche war es — in der letzten vor Vaters Tod. 'Parsifal' spielte man — das würde er nie vergessen: Karfreitagszauber.

Gurnemanz, der bärtige Gralsritter, als Einsiedler — bei ihm als Magd die wilde Zauberin Kundry. Der Herzeleide Sohn kam daher, in schwarzer Waffenrüstung mit geschlossenem Helm, gebeugt das Haupt und gesenkt den heiligen Speer. Zum Quell geleiteten sie ihn, ließen ihn niedersitzen auf dem kleinen Rasenhügel. Nahmen ihm Helm ab und Panzer, Waffen und Beinschienen. Und dann, wie ein Licht aus tiefstem Dunkel, wie Verklärung aus grauem Alltag wuchs es im Augenblick: nicht mehr Parsifal noch die Hexenmaid noch der alte Ritter vom Gral — nun war es der Heiland selbst, war der Täufer Johannes und Maria, die Magdalenerin. Sie kniete vor dem Herrn, wusch seine Füße, trocknete sie mit ihrem Haar. Nichts sprach sie, nichts sang sie durch all die Zeit — die zwei Worte nur: Dienen — Dienen —

Er stand auf — die Musik hörte er, diese Musik — Karfreitagszauber.

Langsam entkleidete er sich, ging zu Bett. Schloß die

Augen — sah doch das Bild: Parsifal — junger, strahlender Held —

Herzeleide hieß seine Mutter.

* * *

Er wachte früh auf, frisch und erquickt. Er sah die Äpfel auf dem Tisch liegen, aß sie auf, erst den ganzen, dann auch den halben. Er wußte nun gut, was er tun müsse, sah klar vor sich seinen Weg.

V

Juli bis August 1929.

Horst geht weg von Haus; die Mutter versteht ihn, läßt ihn ziehn. Er will tief hinein ins Volk, will mit Arbeitern selbst ein Arbeiter sein. — Zuerst arbeitet er als Taxifahrer, dann als Schipper beim Bau der Untergrundbahn. — Wie Werner Wessel von Roten überrascht wird. — Rotfront überfällt eine Naziversammlung im 'Märchenbrunnen'; S.A. kämpft an der Jannowitzbrücke.

Die Mutter kam ins Zimmer, als er seine Sachen packte. Sie half ihm, lächelte zufrieden, froh, daß er sich doch entschlossen hatte, eine Ferienreise zu machen, endlich etwas herauskommen würde aus der Hatz. „Und wohin soll's gehn?" fragte sie.

Horst zuckte die Achseln. „Wohin der Wind weht", sagte er. „Ein Zug fährt gewiß ab, wenn man am Bahnhof ist."

Die Mutter nickte. Das war so recht ihr Junge: irgendwohin in die weite Welt! So oft waren die Kinder hinausgefahren, mit der Bahn oder mit dem Rad, auch zu Fuß, wie's grade kam. Hatten oft lange Pläne gemacht, jeden Tag der Reise genau ausgearbeitet — waren dann wieder auf gut Glück hinaus. Und zurück ins Nest, noch frischer, noch fröhlicher, noch gesünder.

„Fährst du allein?" fragte sie.

„Ganz allein", antwortete er.

Sie machte ihm Butterbrote, packte eine Flasche Wein ein. „Für die Reise! Schreib bald, morgen schon, hörst du! Und vergiß nicht, der Großmutter für das Geld zu danken. — Wann willst du fort?"

„Gleich", sagte er.

„Warte noch", bat die Mutter. „In einer Stunde kommen die beiden von der Universität, Inge und Werner. Dann wollen wir dich alle zum Bahnhof bringen."

Er zögerte einen Augenblick. Sagte: „Mutter, ich will dich nicht belügen. Ich bleibe in Berlin, geh nur fort vonhaus, miete mir eine Bude. Arbeiten will ich."

Sie sah ihn an. „Arbeiten? Schön, schön — ist langsam Zeit nun. Aber dazu brauchst du nicht weg — findest doch nirgends ein besseres Heim. Hast alle Ruhe — haben wir dich je gestört, wenn du über den Büchern saßest? Deine Kameraden —"

„Grade denen will ich näher sein", sagte er. „Will arbeiten wie sie."

Sie verstand ihn nicht. „Wie sie — wie die jungen Burschen der S.A.? Wer tat je mehr als du für die Bewegung?"

Er schüttelte den Kopf. „Das meine ich nicht, Mutter. Ich will arbeiten — da, mit meinen Händen. Arbeiter sein wie sie — das ist es. Was liegt an ein paar Semestern?!"

Sie schwieg eine Weile, setzte sich hin, sah ihn still an, überlegte — wie war der Gedankengang ihres Jungen? „Weggehn willst du?" fragte sie. „Handarbeiter werden?"

„Ist ja nicht für ewig!" rief er. „Als der Vater auszog nach Frankreich, freiwillig sich meldete am ersten Tage — ließest du ihn nicht ziehn, Mutter?"

„Aber es ist doch Frieden, Junge", flüsterte sie.

Er sagte: „Schöner Frieden! Für uns ist Krieg — Krieg, bis Deutschland wieder deutsch ist und frei! Da muß ich's machen wie der Vater, muß an die Front!" Zärtlich wurde seine Stimme, leise, schmeichlerisch kamen die Worte. „Und der Vater kam nur selten auf Urlaub, alle halben Jahre mal, wenn er Glück hatte. Ich komme alle paar Tage auf einen Sprung zu dir — jeden Tag, wenn ich Zeit finde. Mein Studium werd ich schon wieder aufnehmen, weißt ja, wie leicht mir das alles fällt. Jetzt habe ich Wichtigeres zu tun."

Er fühlte gut, was sie empfand, wie traurig sein Entschluß sie machte. Nie würde sie das zeigen, aber er wußte, daß es so war. Er setzte sich zu ihr, legte die Hand auf ihre Schulter. „Sieh doch, was ich gepackt habe, kaum mehr, als für eine kurze Reise. Geht dir's denn wirklich so nahe, Mutter?"

Sie hob den Blick; wieder einmal zeigten ihre Lippen das stille verstehende Lächeln. Er streichelte ihre Hand. „Dank, Mutter, ich wußt es ja, daß du mich verstehn würdest. Ist ja auch besser so für eine Weile — auch für dich! Hast ja kaum eine ruhige Stunde mehr seit Monaten, das geht treppauf, treppab: mein Sturm, Werners Sturm und mein alter Sturm, der zweite! Dazu Inges Bekanntschaft und alte Freunde von früher — wird dir gut tun, wenn du ein wenig Ruhe hast!"

Er nickte ihr zu, griff nach seinem Koffer, ging hinaus.

Die Mutter sah ihm nach, lauschte seinem Schritt auf dem Flur, hörte das leichte Fallen der Türe. Saß still eine Weile, stand dann auf mit einem Ruck.

Sie murmelte: „Die Jungen sind flügge geworden! Kleine Hühnchen bleiben bei ihrer Glucke — aber junge Falken fliegen!"

* * *

Als Taxischofför fand er Arbeit, nach wenigen Tagen schon, durch Ewald Bartels Hilfe. Er fuhr durch Berlin den lieben langen Tag, dann wieder in der Nacht die andere Woche; in jeder Freizeit war er zusammen mit seinen Sturmleuten. Man erzählte, daß er sich verkracht habe zuhause, kein Geld mehr bekomme, sein Studium fortzusetzen — er ließ sie in dem Glauben; es schien einleuchtend genug, sparte ihm Erklärungen. Fahrgäste aller Art hatte er: Reisende, deren Koffer er schleppen mußte, Geschäftsleute, denen es nicht rasch genug ging, Pärchen im Dunkeln, die hübsch langsam fahren wollten. Während der Wartestunden an den Haltestellen sprach er mit den andern Fahrern, Sozis und Kommunisten, suchte sie zu gewinnen für seine Sache, steckte ihnen Werbeschriften zu, gab nicht nach, versuchte es immer von neuem, zäh und hartnäckig. Schaffte es, mühselig genug, stellte eine Nazizelle auf die Beine.

Einmal, vor dem Charlottenburger Schloß, rief ihn auf der Fahrt eine tiefe Baßstimme an. Er hielt, wandte sich halb auf seinem Sitz — sieh doch, Herr Speckels aus Milwaukee mit seiner kleinen Tochter! Er drehte sich zurück, nickte nur stumm, als der Amerikaner ihm zurief, wohin er fahren solle. Ein leichter Regen setzte ein; er mußte herunter, um das Verdeck hochzuschlagen. Quer

durch Charlottenburg, durch den Tiergarten und durchs Brandenburger Tor — sehr langsam ging es auf den glitschigen Straßen. Vor dem Bristol hielt er; die beiden stiegen aus, Herr Speckels streckte ihm einen Fünfziger hin. Er zuckte die Achseln, murmelte, daß er nicht wechseln könne. Der Amerikaner hieß ihn warten; er werde das Geld hinausschicken.

Die blonde Maud kam zurück, hinter ihr der dicke Pförtner mit aufgespanntem mächtigem Regenschirm. Sie zählte ihm das Geld in die Hand, gab ihm ein Trinkgeld dazu. Er dankte, griff mit der Hand nach dem Schalthebel —

„Einen Augenblick!" sagte sie. Wandte sich dann an den Pförtner. „Gehn Sie, ich mag den Schirm nicht."

Horst hatte ein Gefühl: Gas geben, weg, weg! Blieb doch stehn — war er nicht der erste bei jeder Gefahr? Und sollte fliehn vor einem kleinen Mädchen?

„Sie werden naß werden, Maud", murmelte er.

Sie nickte. „Ja, warum nicht? Kann mich ja umziehn. — Ich habe Sie gleich erkannt, trotz der Ledermütze, die das halbe Gesicht bedeckt." Sie stockte, fuhr dann fort: „Wir haben geglaubt, daß Sie anrufen würden, nach dem Abend. Übrigens — ich hätte geschrieben, wenn ich nur gekonnt hätte. Aber Ihr Wiener Freund fuhr schon am nächsten Morgen — wir wußten nicht, wo Sie wohnten. Hatten kaum richtig den Namen verstanden — nur den Vornamen, weil Ihr Freund Sie so nannte — Horst, nicht wahr?"

Er sagte: „Die Wahrheit ist — ich wollte auch anrufen. Wollte Ihnen zeigen, wie Deutschland wirklich ist. Dann —"

„Dann?" fragte sie. „Dann haben Sie doch nicht angerufen, was? Nun, wir haben viel gesehn inzwischen, Museen, Schlösser, Theater — wollten Sie uns das zeigen?"

„Nein", sagte er, „das nicht."

Wieder begann sie: „Ihr Freund sagte, daß Sie Student seien?"

Er nickte. „Ja, das war ich — damals. Jetzt bin ich Schofför."

Sie legte ihre Hand auf seinen Arm. „Werkstudent? Das gibt's auch drüben. Es ist mühsam und schwer, dauert lange. Und meistens mißlingt's zuguterletzt. Mein Vater gibt Ihnen das Geld zum Studium, wenn ich's ihm sage. Es macht ihm nichts aus — und Sie können's ihm ja später zurückgeben, wenn Sie wollen."

Er schüttelte den Kopf. „Darum geht's nicht — genug hat die Mutter. Sehn Sie, liebes Fräulein, wir sind ein kleines Häuflein, aber wir haben ein hohes Ziel. Bringen eine neue Botschaft — oder vielleicht eine uralte, eine, die unser Volk längst vergessen hat. Und dazu müssen wir hinein in die Massen, tief in die tiefsten Schichten der Millionen. Als Student stand ich draußen, wie ich's auch anstellte. Darum bin ich Schofför — man muß sein wie sie, muß leben wie sie. Do in Rome, as the Romans do — das sagten Sie doch!"

Sie sah ihn groß an. „Dann sind Sie Kommunist?"

Er fuhr auf. „Kommunist — ich? Das grade Gegenteil bin ich. Sozialist bin ich, nationaler Sozialist — und bin Deutscher!" Er schüttelte heftig den Kopf. „Ah — das verstehn Sie nicht, können Sie jetzt nicht verstehn! Aber Sie werden's schon einmal begreifen, Sie und die

ganze Welt. Wir werden's schaffen — in wenigen Jahren."

Sie wiederholte: „In wenigen Jahren —?" Sie öffnete ihre Handtasche, nahm ihr Kärtchen heraus, reichte es ihm. „Wenn es soweit ist, wollen Sie es mir mitteilen? Und inzwischen: wenn Sie mich brauchen können, wollen Sie schreiben? Versprechen Sie das?"

Er steckte die Karte ein. „Gern, kleine Maud. — Eins noch: ist's Ihnen um die Sache zu tun, um unser deutsches Volk, das ja auch Ihres ist?"

Sie sah ihn voll an, wiegte langsam den Kopf. „Nein", sagte sie, „darum nicht. — Nur um dich!"

Sie nickte ihm zu, lief mit leichten Schritten zurück ins Hotel.

* * *

Horst stand mit seinem Wagen an dritter Stelle am Halteplatz, rückte nicht vor. Zwei Stunden schon ging das, kein Mensch schien heute fahren zu wollen; immer länger wurde die Kette. Wieder kam ein leeres Auto, baute sich hinten an; der Schofför eilte nach vorne, schwenkte eine Zeitung in der Hand. Er kam grade auf Horst zu, wehte ihm das Blatt vor der Nase herum, redete aufgeregt auf ihn ein. Der ließ sich nicht aus der Ruhe bringen — das sei doch alles Unsinn! Er sei selbst dabei gewesen, von Anfang bis zu Ende — kein Wort sei wahr von dem, was in der Zeitung stehe —

Der Schofför überschrie sich. Was? Nicht wahr, was die 'Rote Fahne' sage? Die Faschistenhunde hätten —

Die andern bildeten einen Kreis um sie; jeder

wollte wissen, was denn geschehn sei. „Vorlesen!" riefen sie.

„Ja, ganz recht", rief Horst Wessel, „lies vor, ich werd dir schon Bescheid stecken!"

Sein Gegner streckte ihm die Zeitung hin. „Lies doch selber vor — wenn du das wagst!"

Horst nahm das Blatt. „Warum nicht? Nur macht keinen Krach dabei, sonst haben wir gleich einen Auflauf. Und dann kommt die Polente — schreibt uns auf; drei Mark wenigstens kostet's für jeden Kollegen!"

„Schöner Kollege!" rief der andre. „Ein Student bist du — da steht's drin in der Zeitung!"

Horst faltete auf. „Na, dann werden wir's ja gleich alle wissen, wenn's da drin steht." Er stieg auf das Trittbrett seines Wagens, begann laut zu lesen:

„Faschistenüberfall in Berlin
Nazisveranstaltenunter Polizeischutz Judenpogrome — Steinwürfeins Liebknechthaus — Spontaner Gegenaufmarsch der roten Wehrformation.

„Gestern spät abends hat sich im Roten Berlin etwas zugetragen, das dem Berliner Proletariat in eindeutigster Weise manifestiert, mit welchen Methoden die faschistische Polizei Blut-Zörgiebels dem offenen Faschismus den Weg ebnen will. Ungefähr dreihundert —"

„Wat soll denn det nu wieder", rief ein alter Schofför. „Zörjiebeln, den kenn ick, uf ene Bank ham wa jesessen in de Schule, der is jenau so'n juter Sozi, wie ick ener bin. Wenn ick den treffe, sach ick heute noch 'du' zu ihm. Det is doch zum Lachen, der un Faschist!"

Horst Wessel nickte ihm zu, las weiter: „Ungefähr dreihundert Nazis, sämtlich mit dicken Stöcken bewaffnet, marschierten durch die Grenadierstraße. Überall wurden von ihnen in brutalster Weise Proletarier und jüdisch aussehende Passanten niedergeschlagen. Der Zug bewegte sich am Karl-Liebknecht-Haus vorbei, wo von den Hitlerjünglingen zwei Scheiben eingeworfen wurden. In allen Fällen, in denen die Polizei von den Passanten ersucht wurde, durch Einschreiten den Terror von Hitlers Mordbanditen zu unterbinden, wurde das von den Polizisten abgelehnt.

„Wie ein Lauffeuer durcheilte die Nachricht von dem faschistischen Marsch den Bezirk, und in kaum einer halben Stunde sammelten sich erhebliche Massen von Arbeitern, die fest entschlossen waren, diesem Treiben der völkischen Rowdys ein Ende zu machen. Waren diese angesichts ihrer Geschlossenheit zuerst frech, so wichen sie nun feige vor den Arbeitern zurück. Immer mehr dieser Helden brachten sich in Sicherheit und verließen den Zug, der unter starker Polizeibedeckung sich vor den proletarischen Fäusten noch rechtzeitig in Haberlands Festsäle flüchten konnte.

„Wie groß die Empörung über das maßlos provozierende Vorgehen war, zeigt, daß sich sofort aus den Arbeitermassen heraus eine machtvolle Kundgebung zusammenschloß und die Arbeiter zu einer gewaltigen Demonstration aufmarschierten. Kein Faschist war mehr auf den Straßen zu sehn, und drohend klang der Ruf des revolutionären Berlin im Sprechchor durch die Nacht: 'Rot Front! — Berlin bleibt rot! — Dem Faschismus Tod!'

„Die Polizei, die die Terrorakte der Nazis unterstützte,

ging brutal gegen die Arbeiter vor und verhaftete den Genossen Scherlinski. Wie sie wüteten —"

„Nu aber Schluß", rief eine helle Stimme, „ick hab det mitalebt, det sojenannte Jewüte. Kener hat kenem wat jetan!"

Horst sah seinen Vorteil. „Dann erzähl du — dir werden sie wohl glauben, bist ja ein alter Rotfrontmann."

„Det wer' ick woll de längste Zeit jewesen sind", rief der Schofför. „Ick laß mir nich vaäppeln, och von de 'Rote Fahne' nich!"

Über den Monbijouplatz sei er gekommen, erzählte er, der sei schwarz von Menschen gewesen. Die Nazis seien losmarschiert und an der Spitze der Wessel, ihr Kollege, mit seinem Sturm und der Schalmeienkapelle. Durch die Burgstraße — da hätten sie die Börsengauner und Schieber hochleben lassen, das ganze Publikum habe mitgeschrien. Am Marstall vorbei, Breite Straße, Roßstraße — hinein ins Fischerviertel. Mühlendamm, Molkenmarkt — 'Heil Hitler!' und 'Deutschland erwache!' hätten sie gerufen, mäuschenstill seien die Roten gewesen. Nur in der Parochialstraße, beim Antikriegsmuseum, hätten sie eine Lippe riskiert, 'Nieder!' und 'Rot Front!' geschrien — er selbst habe mitgebrüllt, damit es kräftiger schalle! Dann weiter am Polizeipräsidium vorbei — da habe die S.A. die Klappe weit aufgerissen, habe das Seeräuberlied gesungen, daß es nur so gekracht habe.

„Was ist denn das für ein Lied?" fragte einer.

„Das kennt jeder im ersten Bezirk", sagte Horst, „aber keiner weiß, warum es Seeräuberlied heißt."

Der Rotfrontschofför suchte in den Taschen, zog einen

Zettel heraus. „Ick hab mir's uffschreiben lassen — mir jefällt allens, wat jejen die Polente is!"

„Behalt deine Weisheit für dich", warnte ihn Horst. „Wenn du das hier vorliest und einer verpfeift dich, hast du drei Monate sicher — das hat schon mancher von uns erfahren!"

Der andre rief: „Un doch brüllt ihr et jrade unter Zörjiebels Nase un Weißens Fenster. Jloobste valleicht, ick schenier ma?"

Er legte los:

„Der mächtigste König in Großberlin,
Das ist der Isidor Weiß,
Doch Doktor Goebbels, der Oberbandit,
Der macht ihm die Hölle schon heiß!
Die eigene Schupo nimmt ihn sich vor,
Man hört's bis zum Brandenburger Tor:
Er nennt sich Herr Doktor Bernhard Weiß
Und bleibt doch der Isidor!"

Dann seien die Nazis durch die Königstraße marschiert und ins Scheunenviertel, er immer mit. Vor dem Karl-Liebknecht-Haus hätten sie wieder ein Kampflied gesungen, er habe nicht viel von Gegenrufen gehört, obwohl da im kommunistischen Hauptquartier Hochbetrieb geherrscht habe, um den großen 'Roten Tag' in Berlin vorzubereiten. Noch trüber sei es im Ghetto gewesen, in der Münzstraße und der Grenadierstraße; die Leute seien in die Häuser gelaufen, hätten die Rolläden geschlossen. Und erst, als der ganze Nazizug in Haberlands Festsäle zur Versammlung eingezogen sei, habe es sich wieder auf der Straße geregt; da sei man in hellen Haufen

zusammengelaufen. Ein kommunistischer Abgeordneter habe eine große Rede gehalten — man habe ihm mit Sprechchor und mit Rotfrontrufen geantwortet. Als dann nach zwei Stunden die Nazis herausgekommen seien, sei alles wieder hübsch still gewesen — die S.A. sei nun schweigend durch die Straßen marschiert, bis sie sich am Neuen Markt aufgelöst habe. Von dem Nazigewüte, von dem die 'Rote Fahne' erzähle, habe er garnichts gemerkt und ebensowenig von der dagegen empörten, kochenden Volksseele. Quatsch sei alles, Schmus und — —

„Wollen Sie mich nun fahren, oder wollen Sie Reden halten?" rief ein dicker Herr. Der Schofför riß ihm den Schlag auf, kletterte auf seinen Sitz.

„Wohin bitte?" fragte er.

* * *

Horst wechselte seinen Beruf. Schofför — das kam ihm wie eine halbe Spielerei vor. Langsam durch die Straßen fahren, um glücklich einen Fahrgast zu schnappen, dann wieder stundenlang an der Haltestelle warten, mit den andern herumschwatzen — da fühlte man kaum, daß man arbeitete. Es ging noch, wenn er die andern in ein hitziges Gespräch ziehn, ihnen seine Gedanken auseinandersetzen konnte, aber wie oft bekam er die Antwort: 'Mensch, quatsch bloß nich von Politik!' Fast alle Ältern waren Sozis, wenigstens dem Stimmzettel nach; organisiert in ihrer Gewerkschaft, bekümmerten sie sich nur um Lohnfragen, überließen alles übrige ihren Bonzen. Wohnung und Brot für Weib und Kind daheim — darauf allein kam's an, und alles andre war ihnen herzlich gleichgiltig. Sie ließen ihn stehn, kletterten auf ihren

Sitz, kauten ihre Stulle, vertieften sich in die 'Morgenpost'.

Nein, nein, er mußte den Arbeiter kennenlernen, wie er mit der Faust sein Brot verdiente. Erst in der Stadt, dann später auch auf dem Lande — da würde er sich leicht als Artamane verdingen können.

So wurde er Schipper, fand Arbeit beim Bau der Untergrundbahn. Man spürte seine Knochen, wenn man Stunde um Stunde den Spaten in den Grund stieß, den Sand hoch in den Karren warf, wußte am Abend, was man geschafft hatte. Es fiel ihm nicht leicht; oft genug kam ihn die Versuchung an, das Handwerkszeug hinzuwerfen, seines Weges zu gehn. Er biß die Zähne zusammen, verschob die Flucht bis zur Mittagspause, dann zum Abend — und kam doch wieder am andern Morgen. Er setzte es durch, eine Woche um die andere und jeden Tag von neuem. Breit und klobig wurden seine Hände, schwielig und hart — rechte Arbeiterpratzen.

Die Kameraden merkten es wohl. Keiner sagte ein Wort, aber sie schielten auf seine Fäuste, hielten sie etwas länger beim Händedruck, preßten sie ein wenig stärker.

Fast täglich ging er zum Pfarrhaus — auf dem Jüdenhof ließ er seinen Sturm antreten, da konnte er vorher einen Sprung zur Mutter machen. Er hatte den Schlüssel behalten, kam zur Tür herein wie immer, lief erst durch den Flur zur Äpfelkammer — das war er so gewohnt von der Schulzeit her. Äpfel waren Freigut zuhaus; er konnte sich alle Taschen füllen für sich und die Kameraden. Anfangs fragte ihn die Mutter, was er verdiene und ob er auch auskomme; das gab sie bald auf: sie sah seine Hände, wußte genug.

Auch in der Nacht kam er, gerade wie früher, setzte sich auf der Mutter Bett, erzählte ihr — es war so, als ob er garnicht fort sei aus dem Hause. Wenn er um Geld fragte, gab sie ihm, was er verlangte, gab ihm mehr oft, als er sonst bekam. Er nahm alles — gab es für seinen Sturm und die Bewegung; lebte nur von dem, was er verdiente mit seiner Hände Arbeit, zwackte auch davon noch manches ab.

* * *

Er riß die Türe auf, stürmte herein. „Feierabend", rief er, „nichts zu tun heute — da bleib ich bei euch!"

Die Mutter zog ihn ins Zimmer; seine Schwester stand da im Abendkleid, neben ihr Hellmut Mingard.

„Ihr wollt aus?" fragte er. „Wohin denn?"

„Tanzabend im Korpshaus im Grunewald", antwortete der Mediziner, „ich nehm deine Schwester mit, auch deine Mutter. Du solltest auch mitkommen, Horst, hast dich seit Ewigkeiten nicht bei uns sehn lassen."

Die Mutter redete ihm zu, auch Inge — so schwül sei es in der Stadt, so schön draußen im stillen Garten des Korpshauses. Erdbeerbowle heutabend, hübsche Mädeln genug. Und wenn er nicht tanzen wolle, könne er ja bei der Mutter sitzen —

Er ließ sich überreden, ging in sein Zimmer, sich umzuziehn — Smoking, weißes Hemd, Lackschuhe, das hing treu im Schrank, das brauchte er nicht als Schipper der Untergrundbahn. Er zog sich aus, wusch sich gründlich — zog die schwarze Hose an, streifte die Seidensocken über die Füße. Das war ein komisches Gefühl, als er das Faltenhemd anzog, den steifen Kragen um den Hals legte, die Schleife knotete —

Die Haustüre schlug, Tritte, erregte Stimmen im Flur — dann kam Bruder Werner ins Zimmer; Erich Ponke war mit ihm, ein Kamerad seines Sturms. Grad vor dem Hause waren sie von einer roten Horde überfallen worden, hatten sich mit Mühe retten können — nur das Fahrrad, das der Kamerad an der Hand führte, war er los geworden.

Horst ließ die Schleife fallen. „Wer war es?" fragte er. „Habt ihr sie erkannt?"

„Die Klicke 'Schlageter' war's", rief Werner.

„Nein, die nicht!" sagte Ponke. „Es waren Kerle von 'Siebenhaar' — ich hab den Klickenbullen gesehn!"

Horst lief zum Tisch, griff seine Pistole, rannte hinaus. Sprang die Treppe hinunter, lief auf die Straße, ehe die andern noch recht folgen konnten. Als sie ihm nacheilten, trafen sie im Flur auf die andern, die sie mit Fragen bestürmten; das gab wieder einen Aufenthalt. Mingard verstand nicht recht, was das alles sollte, begriff nur, daß da Gefahr war; er griff seinen Stock und rannte den beiden nach. Oben am offenen Fenster standen die Frauen.

„Meingott, wenn das nur gut geht!" rief die Mutter, wandte sich dann zu ihrer Tochter: „Und da lachst du noch?"

Die Studentin zeigte mit der Hand. „Aber Mutter — da soll man nicht lachen? Schau nur, wie Horst aussieht!"

Auf Strümpfen rannte er durch die leere Gasse, im Frackhemd und Kragen. Die rechte Hand fest um die Pistole geklammert — die linke aber hielt die Hose hoch, die bei jedem Sprung herunterrutschte. Vor ihm rannten ein paar Burschen — sieh doch, da stieß einer das Fahr-

rad auf den Damm, folgte den andern in die Seitenstraße. Horst kam heran, griff das Rad auf — da fiel die Hose hoffnungslos herunter.

Nun kamen Werner und sein Kamerad, kam auch Mingard heran. Keine Hilfe mehr nötig — längst hatte die Rotfrontklicke das Feld geräumt. Sie kehrten um; der S.A.-Mann führte sein Rad, Werner ließ sich vom Bruder die Pistole reichen — der hatte genug zu tun, um mit beiden Händen die schöne Hose hochzuhalten.

Inge stand in der offenen Tür. „Na, Brüderchen", lachte sie, „wenn du wieder auf Heldentaten ausgehst, vergiß die Hosenträger nicht!"

* * *

Die drei gingen vor, Mingard und die Damen; Horst versprach nachzukommen, sowie er fertig sei. Er holte eine Bürste, reinigte gründlich die verstaubten Hosen. „Willst du nicht auch mit, Werner?" fragte er den Bruder.

Der schüttelte den Kopf. Sein Sturm habe Dienst, Versammlung im 'Märchenbrunnen' am Friedrichshain. Man habe sichere Nachricht, daß die Roten sprengen wollten, da dürfe kein Mann fehlen. Horst horchte auf — davon hatte er gehört, heutnachmittag bei der Arbeit: Rotfront wollte zeigen, daß sie noch lebe — das konnte ernst werden. Er nahm das Hörrohr, rief das Korpshaus auf: nein, er könne nicht kommen, habe Wichtiges zu tun, man möge ihn entschuldigen bei der Mutter. Er riß das weiße Hemd vom Leibe, zog wieder seine Arbeitskluft an. Fragte den Bruder nach dem Treffplatz des ersten Sturms, lief aus dem Haus.

Er hatte Glück: sechzehn seiner Leute konnte er noch auftreiben in der kurzen Zeit; mit ihnen stieß er zum ersten Sturm. Barrikadenalbert streckte ihm die Hände entgegen: „Dich kann ich brauchen — das wird warm werden heute."

Sie marschierten — kein Vergnügen war es diesmal. Nicht nur Rotfront, auch Reichsbanner war auf den Beinen, planmäßig waren alle Straßen besetzt. Dauerndes Geplänkel vorne und hinten und zu beiden Seiten des Zuges, aber man schlug sich durch, kam zum Friedrichshain. Horst überblickte den überfüllten Saal im 'Märchenbrunnen' — zu zwei Dritteln war er von Roten besetzt. „Wieviel Mann hast du?" fragte er den Sturmführer 1.

„Mit deinen Leuten werden's achtzig sein — fünfundachtzig vielleicht", sagte Sprengel.

Sie hatten von Anfang an zu tun, mußten gleich scharf zugreifen, um Ordnung zu schaffen; dennoch gelang es, ihrem Redner Gehör zu verschaffen. Aber kaum hatte der zehn Minuten gesprochen — als ein gewaltiger Knall ihn unterbrach. Die Kommunisten hatten Sprengstoff in den alten, mächtigen Ofen gelegt, einen sogenannten 'Kanonenschlag' — der Ofen zerplatzte, im Augenblick erfüllten Dreck- und Rußwolken den Saal. Das war das Zeichen für die Horden der Straße, die sofort mit einem Steinhagel einsetzten; klirrend zerbrach eine Scheibe nach der andern. „S.A. raus! S.A. raus!" schallten die drohenden, immer wiederholten Rufe der Massen, die sich nun zum Sturm auf den Saal anschickten.

„Halt du hier Ordnung", rief Sprengel, „ich schütze den Eingang."

Immer wieder brachen die Roten vor, immer wieder jagte sie der Barrikadenalbert zurück. Durch Seitentüren ließ Horst unterdes die Teilnehmer der Versammlung hinaus, Kommunisten und Nazis in dichten Ballen; kein Mensch kannte sich mehr aus. Eine Viertelstunde dauerte das, eine halbe Stunde, noch länger. Dann eilte er nach vorn. „Wir müssen hinaus, Albert, sonst bricht die Kommune durch die Seitentüren, faßt uns von hinten."

„Hast du ein Schießeisen?" fragte Sprengel.

Horst schüttelte den Kopf. „Nicht mal 'n Knallbonbon! Ist doch jetzt beim Versammlungsdienst streng verboten vom Osaf!"

Der Sturmführer nickte. „Nichts haben meine Leute, nicht die kleinste Waffe. Wir haben genug gemosert, als der Befehl kam — nun haben wir den Salat!"

„Durch müssen wir doch!" rief Horst.

Der Barrikadenalbert lachte. „Biste wirklich der Ansicht? Na, denn raus aus de Mausefalle un ran mit de nackten Fäuste."

Sie schlossen sich zu Viererreihen, brachen hinaus mit verbissenen Gesichtern. Wie stets bei solchen Gelegenheiten waren die ersten Minuten nicht gefährlich; nur mit wildem Wutgebrüll empfing sie der Pöbel, wich aber nach beiden Seiten zurück. So fand die Schutzmannschaft Gelegenheit, wenigstens den Rücken zu decken: sie schloß sich hinten an — ganze sechs Mann in einem Überfallwagen. Am Königstor ging es vorbei, dann durch die dunkle Barnimstraße — hier sausten die ersten Steine, knallten die ersten Schüsse. Hinter ihnen und zu beiden Seiten Tausende von Roten — jeder kleinste Ausbruch hätte den sichern Tod bedeutet. Sie

mußten marschieren, fest im Glied bleiben, mochte kommen, was da wollte. Am Straußberger Platz prasselten die Steine wie ein Hagelwetter, krachte es aus allen Pistolenkalibern — während hinter ihnen die Maschinenpistolen der Schupoleute ratterten, die sich endlich vor dem Ansturm der Rotfrontler ein wenig Luft zu machen versuchten. Sprengel, Fiedler, die beiden Wessel schritten im ersten Gliede; sie wußten recht gut, worauf es ankam; da war keine Absprache nötig: ausspähn in jede Seitengasse, rasch einbiegen, wenn sie weniger Menschenmassen zeigte. Und so im Zickzack und Kreuzundquermarsch heran an einen Bahnhof — da konnten die Leute hin und her fahren, dann einzeln aussteigen und den Heimweg antreten.

Zum Bahnhof Jannowitzbrücke — der war dicht umstellt. „Schlagt sie tot, die Faschistenhunde", brüllten die Roten, „werft die Nazis in die Spree!"

Verschwunden hinten der Schupoflitzer, in dichten Wogen drängte die Menge nach. Da befahl der Sturmführer den Angriff —

Zwanzig Minuten dauerte der Kampf, dann waren sie oben — nicht einer fehlte. Sie fuhren herum in Berlin, stiegen da aus und dort, brachten ihre Verletzten unter: siebzehn Schwerverwundete.

Horst Wessel geleitete den Bruder nachhause, ging mit ihm die Treppe hinauf. Sie öffneten vorsichtig die Tür, lauschten an den Zimmern. „Die Mutter ist noch nicht zurück, Werner", sagte er, „also rasch zu Bett, ehe sie kommt. Wasch dir das Blut vom Gesicht, wasch auch den Kragen ab und die Jacke, daß sie nichts merkt."

„Willst du nicht hierbleiben heutnacht?" fragte Werner.

Aber Horst schüttelte den Kopf. „Nein, nein, ich muß morgen zeitig heraus zur Arbeit."

Werner nickte: wenn Horst das sagte, war es gut — wie an das Evangelium glaubte er an den Bruder. Er ging in sein Zimmer, trat vor den Spiegel: wüst sah er aus, über und über voll Blut. Er suchte herum, fand schließlich einen Riß über der rechten Schläfe — das war wohl ein Steinwurf. Er lachte — keine Ahnung hatte er, wann er das abbekommen hatte.

VI

September bis Oktober 1929.

Horst trifft Erna wieder und nimmt sie zu sich; sie kundschaftet für ihn bei den roten Klicken. — Beim Sandschippen hat Horst einen Gedanken. — S.A. marschiert durch Potsdam; auf der Rückfahrt halten ihm Fiedler und der Barrikadenalbert sehr schöne Reden wegen dieses Mädchens Erna. — Was Horst Wessel antwortet.

Als er nach der Arbeit auf seine Mietsbude kam, fand er einen Brief vor; er riß den Umschlag auf, las die zwei mit Bleistift gekritzelten Zeilen: 'Geehrter Herr W.! Kommen Sie heutnacht elf Uhr Magazinstraße. Es ist wegen Nazitod.'

Er legte den Zettel hin, hob ihn wieder auf. Die Schrift war unbeholfen und kindlich, das konnte ebensogut ein Mann wie eine Frau geschrieben haben. Magazinstraße? Eine stille und gewiß sichere Straße, gleich unbeliebt rechts und links, weil sie dicht hinter dem Polizeipräsidium lag — wer mochte ihn dahin bestellen? Nazitod — das gab mehr Anhalt: so hieß eine der wildesten roten Klicken, der sich nur 'Schlageters' Bande noch zur Seite stellen konnte.

Er hatte Dienst an diesem Abend, ging auf seine

Bude, als er fertig war, holte seine Pistolen; es war halb zwölf, als er über den Alexanderplatz kam. Er lief herum um den häßlichen Backsteinbau — wieviel Kameraden mochten da wieder sitzen? Drei Leute von seinem Sturm, seit vorgestern schon, dann vom ersten Sturm vier, vom zweiten —

Er bog in die Magazinstraße, lief hinauf und hinab, sah keinen Menschen. Zweimal noch hin und zurück; er wollte schon gehn, als er leichte Schritte hinter sich hörte. Er wandte sich, blieb stehn — ein Mädchen kam auf ihn zu.

„Sie haben mir geschrieben?" fragte er.

Sie nickte. „Ja — wegen Nazitod."

Er blickte sie an — die kannte er doch?! „Sie sind — sind —"

Sie half ihm. „Die Erna — ja!"

„Ganz richtig", sagte er. Erna — gewiß, das war die, der er im 'Mexiko' sein Reisegeld schenkte. „Also gut, Erna, was soll's?"

Sie wolle ihn warnen; sie habe sichere Kenntnis, daß die rote Klicke ihm auflaure. Er komme oft allein nachhause — das habe man ausgekundschaftet. Übermorgen schon, nach der Versammlung bei Haberland, oder sonst Donnerstag, nach —

Er lief mit ihr durch die Straßen, horchte sie aus; es stellte sich heraus, daß sie sehr gut Bescheid wußte über die roten Banden rund um den Alexanderplatz. Er nahm sie in eine Kneipe, bestellte Bier, ließ sich erzählen. Eigentlich sollte die Klicke Schlageter sich mit ihm beschäftigen — aber Schlageter sei verhaftet, da habe Nazitod den Auftrag bekommen.

„Auftrag?" fragte er. „Von wem?"

Das wußte sie nicht — aber es müßte wohl vom Karl-Liebknecht-Haus kommen, alle die Klickenbullen liefen ja dort aus und ein.

„Na, und was haben sie vor?" fragte er. „Eine proletarische Abreibung, was? Sechs Monate Krankenhaus wenigstens, wenn's gut geht."

Sie nickte; ja, darum handle es sich wohl.

Er lachte. „Dacht ich mir. Sag mal, kennst du denn den Schlageter? Warum nennt man ihn so, und wie heißt er richtig?"

Willi Erdmann heiße er. Warum man ihn Schlageter nenne — wohl, weil er so mächtig dreinschlagen könne.

„Nur darum?" fragte er. „Nicht nach dem Leo Schlageter, dem Freiheitskämpfer, dem, den die Franzosen zu Düsseldorf an den Pfahl banden und abknallten?"

Sie sah ihn groß an — von dem habe sie nie etwas gehört.

Umso mehr aber wußte sie von allem, was im roten Lager vor sich ging, kannte erstaunliche Einzelheiten. Und sie sei seit zwei Wochen schon auf seinen Spuren, habe ihn beobachtet, seine Wohnung festgestellt, seine Gewohnheiten ausgespäht —

„Und hast das alles treu den Roten berichtet!" lachte er. „Denn die haben dich doch auf Kundschaft geschickt?!"

Sie nickte. Die Wohnung habe sie mitgeteilt — die hätte man doch bald ausgefunden. Aber sonst habe sie alles verdreht, habe falsche Auskunft gegeben.

Er sah sie an. „Falsche Auskunft gabst du? Wenn die roten Klicken das herauskriegen, geht dir's verdammt schlecht, das weißt du doch! — Warum also?"

Sie hob die Augen, schwieg eine Weile. Sagte dann: „Sie waren doch gut zu mir — damals im 'Mexiko'.

Mir gab noch keiner was, wenn er nichts wollte von mir. Und keiner noch war gut zu mir, solang ich lebe. Nur — nur Sie."

Eine Sekunde lang war er argwöhnisch, sah sie mißtrauisch an. Aber das war kein Theater, das konnte sie nicht spielen. Diese großen braunen Augen logen nicht.

„Willst du für uns arbeiten?" fragte er.

„Ja", antwortete sie. Er solle nur sagen, wozu man sie gebrauchen könne; sie würde nicht lange fragen. Würde tun, was er verlange, alles.

Ein rasches, krampfhaftes Gähnen faßte sie, erschreckt hielt sie die Hand vor den Mund. Müde? Nein, müde sei sie nicht.

Was sie denn habe, Hunger vielleicht? Ob sie zunachtgegessen habe?

Sie schüttelte den Kopf — gegessen habe sie noch nichts heute. Aber hungrig sei sie auch nicht.

Er bestellte ihr, was noch zu haben war, kalte Boletten mit Kartoffelsalat, Wurst und Brot. Auch eine Salzgurke — die aß sie zuerst.

Er sah ihr zu, fragte, was sie treibe. Ob sie etwas verdiene mit der Schneiderei?

Sie antwortete mit vollen Backen: ja, es ginge so an, würde schon besser werden —

Sie unterbrach sich, legte die Gabel zurück auf den Teller. Sie wolle nicht lügen: nichts habe sie verdient oder fast nichts. Habe nur von dem Geld gelebt, das er ihr gegeben habe — davon sei ihr auch noch ein Teil geklaut worden. Die Wirtin habe —

Der Kommunist fiel ihm ein, Camillo Roß — hatte der ihn nicht einen Narren gescholten, daß er sein Geld

an eine Dirne wegwerfe? „Dann gehst du also wieder auf den Strich?“ fragte er.

Da fuhr sie auf — Blut trat in die bleichen Wangen. Nein, nein, das sei nicht wahr! Nicht einmal mehr seit jener Nacht. Und wenn sie verhungern müsse, würde sie doch mit keinem mehr laufen. Solange —

Sie stockte. „Nun?“ verlangte er.

Sie senkte den Kopf, murmelte: „Solange Sie leben.“

Er antwortete nicht, blickte zu ihr hinüber, lächelte still. Nun ja, das Mädel hatte sich verliebt in ihn, das konnte ein Blinder sehn. Das erklärte gut ihre Haltung: daß sie den Auftrag der roten Klicke annahm, ihn belauerte und ausspionierte — dann falsche Nachrichten zurückbrachte, ihn nun warnte und schützte, so gut sie konnte.

„Iß weiter“, sagte er. Gehorsam nahm sie die Gabel wieder auf, schob ein Stück Bolette in den Mund.

Verliebt — das machte gar keinen Eindruck auf ihn. Das war er gewohnt, daß ihm die Mädel nachliefen, schon auf dem Gymnasium war's so gewesen. Aufgewachsen im Herzen der Großstadt, wußte er recht gut Bescheid mit der Weiblichkeit, kannte sich aus. Abgebrüht — nein, das war er garnicht, er liebelte gern so herum mit jungen Mädeln, scherzte, lachte und küßte. So ein kleines Abenteuer — o freilich! Aber kurz mußte es sein — Schluß mußte er machen können zu jeder Zeit, wenn's auch ein paar Tränen kostete. Nein, nein, er durfte sich nicht verplempern!

Er dachte an die kleine Amerikanerin — ein Wort nur hätte er da zu sprechen brauchen. Und sprach es nicht. Dachte an das süße Mädel aus Wien, dachte an die Pfingstzeit in der Wachau — zehn sonnige Tage, zehn glühende Nächte. Er schrieb ihr nicht, zerriß die Briefe.

Er begann wieder, das Mädchen auszufragen, ließ sich von den roten Mordklicken erzählen. Streng geteilt hätten sie ihre Bezirke, erzählte sie, arbeiteten doch oft gemeinschaftlich. Schlageter herrsche um den Koppenplatz herum, in der Mulack- und der Auguststraße, dahin getraue sich kein Nazi bei der Nacht. Siebenhaar und Nazitod hätten die Gegend am —

Er zahlte, geleitete sie die Straße hinunter. „Wo wohnst du?" fragte er.

Sie zuckte die Achseln. Aus ihrem Zimmer sei sie fort seit ein paar Tagen, seit die Wirtin ihr das Geld gestohlen habe. Seither habe sie bei Freundinnen geschlafen.

„Nutten natürlich, was?" forschte er.

Sie antwortete nicht.

„Da wirst du bald wieder drin sein in dem Trab", sagte er. „Wie das so geht."

Sie flüsterte: „Nein, nein —"

Sie gingen schweigend durch die Straßen; ein leises, stilles Weinen hörte er neben sich. Er dachte: wo kann man sie absetzen? Die Untergrundbahn fährt noch —

Er griff in die Tasche. Dachte: sie hat nichts gegessen heute. Keinen Pfennig hat sie —

Und Freundinnen? Die ganze Nacht würde sie durchlaufen. Sich irgendwo auf eine Bank setzen —

Dann fiel ihm ein: er könne zur Jüdenstraße gehn, zu der Mutter Haus — leise hinauf. Zur Äpfelkammer — alle Taschen sich füllen. Und hinunter, ihr die Äpfel zu geben — dann hätte sie etwas für morgen —

Er dachte: was sie auch ist, sie ist deutsch wie ich! Der Heilsarmee ist sie nicht zu schlecht — die nimmt auch sie und ihresgleichen. Wenn er sie zur Heilsarmee —

Er schüttelte den Kopf. Botschaft — ging nicht auch seine Botschaft an alle? An die Letzten auch?

Was schluchzte sie denn? Warum konnte sie nicht still sein?

Arbeiter war er jetzt, schwielig waren seine Fäuste. Unter der Erde arbeitete er — Maulwurfsarbeit. Tagsüber — abends auch: Löcher bohrten sie unter das rote Berlin. Nur so ging es, nur so, Straße um Straße mußte man gewinnen — Kleinarbeit, Tag um Tag. Maulwurfswühlen.

Später, später einmal kam er doch heraus aus der Erde. Würde die Schwingen weit spannen, hoch fliegen —

Die da — was weinte sie denn? War es nicht möglich, daß auch ihr einmal Flügel wüchsen? Arme kleine Mottenflügel —

Sie blieb stehn, zeigte mit der Hand über die Straße, sagte leise: „Da wohnen Sie."

Er blickte auf, ja, das war das Haus, hoch oben war seine armselige Bude. Er ging hinüber, wandte sich halb, sagte: „Komm!"

* * *

Nun war sie da, nun blieb sie. Er wußte selbst nicht, wie das kam — es war eben so. Er nahm ein andres Zimmer, größer, bequemer, in der Großen Frankfurter Straße — da konnte man die Küche mitbenützen. Frau Salm hieß die Wirtin; sie war die Witwe eines Kommunisten, das war das richtige in dieser roten Gegend. Früh ging er zur Arbeitsstelle; für seinen Sturm lebte er abends und die halbe Nacht; wenig genug sah er von dem Mädchen Erna. Sie hielt seine Sachen in Ordnung, wusch, kochte für ihn; wenn er nachhause kam, saß sie

da und nähte. Wie Sprengels Mutter, dachte er — nur, daß die eine Maschine hatte. Er nahm sich vor, der Erna auch eine Nähmaschine zu kaufen, wenn er erst das Geld zusammenhätte. Vielleicht konnte man auf Abzahlung —

Immer neue Aufträge gab er ihr, dies auszufinden und das, was ihm wichtig erschien bei den Roten. Sie lief herum, traf alte Bekannte, horchte sie aus. Natürlich wußte man, daß sie mit dem Studenten hauste, das nahm ihr keiner übel im roten Lager. Man glaubte, sie fest in der Hand zu haben, traute ihr nach wie vor — wie man ihr mißtraute in der S.A.

Fieberhaft arbeitete Horst Wessel, immer stärker wurde sein Sturm. Zweihundertfünfzig Mann zählte er Anfang Oktober, nahm täglich noch zu. Und fast alle waren frühere Kommunisten, die er herübergezogen hatte zu seiner Sache, Burschen, die nun auf ihn schworen, sich für ihn in Stücke reißen ließen. Wenn er durch die Straßen zog mit seinem fünften Sturm, voraus die Schalmeien, wenn er seine Lieder singen hörte von seinen Leuten, dann fühlte er: es war der rechte Weg, den er ging. So mußte man's machen und nicht anders. Taglöhner war er wie sie, lebte wie sie von seiner Hände Arbeit, hatte wie sie ein armes Mädel aus dem Volke. Einer der ihren war er.

* * *

Er kam oft nachhause, blieb doch nur kurze Zeit. Manchmal kam er zur Nacht, setzte sich auf der Mutter Bett, erzählte ihr. Dann wieder tagsüber, wenn sein Sturm sich auf dem Jüdenhofe sammelte. Nie machte die Mutter ihm Vorwürfe; sie wartete still.

Einmal fragte sie: „Was ist das für ein Mädchen, das bei dir wohnt?"

Er antwortete leichthin: „Ein braves Ding, Mutter. Sie hat mich lieb, tut alles für mich, was sie kann."

Die Tür ging auf, übertönte der Mutter Seufzer. Werner kam herein, reichte ihm sein Belegbuch der Universität. „Ich hab für dich die Kollegien belegt, die dir noch fehlen — dein Leibbursch hat sie mir aufgeschrieben."

„Es ist dein achtes Semester nun", mahnte die Mutter.

Er nickte, steckte das Buch in die Tasche. Küßte rasch die Mutter, verabschiedete sich. „Versammlung heute — ich muß mich eilen."

Der Bruder lief ihm nach auf den Flur. „Eine Neuigkeit, Horst: Inge hat sich verlobt!"

Er blieb stehn. „Was, das Küken — was meint die Mutter dazu?"

Werner sagte: „Die weiß noch nichts — morgen soll er herkommen. Inge hat's nur mir vertraut — strengstes Geheimnis natürlich!"

„Also rück raus!" lachte Horst. „Wer ist der Glückliche? Wir müssen den Fall doch ernstlich prüfen, schwer überlegen, ob wir unsern brüderlichen Segen geben."

„Da werden wir viel Glück haben", meinte der Bruder. „Wenn die sich mal was in den Kopf gesetzt hat! Es ist der lange Doktor, den wir neulich —"

„Der?" rief Horst. „Der — Heinz? Na, dann bin ich's zufrieden, das ist ein Prachtkerl."

Werner nickte. „Meint Inge auch. — Weihnachten soll die Verlobung sein." Er drückte dem Bruder die Hand, steckte ihm schnell einen Bogen in die Tasche.

„Ich hab auch ein Lied geschrieben — lies es später! Die Kameraden singen's im ersten Sturm."

Horst lachte. „Sieh doch, du auch!" Er nickte ihm zu, sprang die Treppe hinunter.

Er fühlte das Belegbuch in der Tasche. Student — war er denn noch Student? Korpsstudent sogar, Zweibändermann — wie fern war das alles, wie gleichgiltig! Zur S.A. gehörte er, dahin allein!

* * *

Freitagnachmittag — er kam von der Arbeit; auf der Straße erwartete ihn Erna. „Ich will einholen gehn", sagte sie. „Ich muß etwas mehr kaufen heute — es ist eine Frau oben."

„Wer denn?" fragte er.

Sie zuckte die Achseln. „Ein Kind hat sie — sehr elend sieht sie aus. Sie ließ sich nicht wegschicken."

Er zog seine Lohntüte heraus, gab ihr Geld. „Also kauf Milch, wenn sie ein Kind hat."

Auf dem Sofa saß eine verhärmte, abgefallene Frau; ein magerer Säugling sog an ihrer Brust. „Entschuldigen Sie, bitte", sagte sie, „es schreit, wenn ich's abnehme."

Er erkannte sie: die Klara, Ewald Bartels Braut. Der sei verhaftet, erzählte sie, seit ein paar Tagen schon; und diesmal sehe es faul aus: er habe ein paar Rote allzu gründlich unter den Fäusten gehabt, das würde wenigstens sechs Monate kosten. Da sitze sie nun mit ihrem Würmchen — der Sturmführer 17 habe sie hergeschickt. Der könne fast nichts tun, und ebensowenig der Gau; keinen Pfennig habe man, nur Schulden. Sie

seufzte, nickte überzeugt, zu gut kannte sie die ewige Ebbe in den Taschen. „Wenn einer mir raten und helfen könne, dann nur Sie, Herr Wessel!"

Er runzelte die Stirn — er, er, immer er! Hielt er denn ein Asyl für Obdachlose?! Standen ihm Banken zur Verfügung, die seinen Winken willig ihre Kassen öffneten? War er ein Wunderdoktor, der für jedes Übel ein Heilmittel hatte? Unwillig griff er in die Tasche, warf die Lohntüte aufs Sofa. „Da! Das hab ich noch — und sonst nichts mehr."

Zögernd nahm sie das Geld, erhob sich langsam. „Verzeihn Sie — ich muß es nehmen für mein Kind. Entschuldigen Sie — ich werde Ihnen nicht mehr lästig fallen."

Im Nu war er bei ihr, drückte sie zurück auf ihren Sitz. „Unsinn, bleiben Sie doch! Die Erna wird gleich zurückkommen — Milch bringt sie und sonst was zum Essen. Und — und — ich werde schon sehn, was sich machen läßt. Kommen Sie wieder — übermorgen — und wann immer Sie wollen — es wird schon noch ein Bissen für Sie übrig sein!"

* * *

Sie machten Überstunden; Horst arbeitete neben einem breiten, stiernackigen Arbeiter, den er nach manchem Streit für seine Sache gewonnen hatte und der nun im fünften Sturm diente. Der Schweiß rann ihnen vom Leibe, sie dampften in dem feuchten Erdloch.

„Drei Pfund kost' det heute!" rief der Arbeiter.

Horst nickte. „Du kannst sie ja entbehren, Bruno, ich weiß nur nicht, wo die bei mir herkommen sollen."

Bruno wischte sich mit dem Handrücken den Schweiß

aus den Augen. „Na, dafür jibt's scheene Pinke — da kenn' wa uns Sonnabend wat Extras leisten!"

„Garnichts kannst du dir leisten", sagte Horst. „Schwer mit Überstunden verdienen, während soviel Kameraden keine Arbeit haben — das gibt's nicht im fünften Sturm! Jeden Sonderpfennig mußt du abgeben!"

Der Arbeiter sah ihn scheel an. „Meenste wirklich, Mensch?"

Horst Wessel lachte. „Ganz wirklich, denk mal! Kannst ja gehn, wenn dir's Geld lieber ist! Wenn du nur für dich arbeiten willst, dir deine Plauze vollschlagen — dann geh ruhig zurück zu deinen Sozis. Wir halten keinen, dem's nicht paßt."

Der Arbeiter spie aus, stieß seine Schaufel in den Sand, als ob er die ganze Erde spalten wollte. Schweigend schippten sie weiter.

Feierabend — Horst ging hinauf, setzte sich auf der Straße auf ein paar Balken. „Na, hast du dir's überlegt, oller Bruno? Mach's nur wie du willst, behalt dein Geld, hast es ja sauer genug verdient. Ich nehm dir's nicht übel, arbeite auch ruhig weiter mit dir. — Nur bei uns kannst du nicht bleiben."

Bruno brannte eine Zigarette an. „Ich bleib beim Sturm", brummte er. „Wollen wir nun türmen?"

„Nein, bleib noch", antwortete Horst.

Er saß still, stützte den Kopf in beide Hände. Bruno sah, wie ihn fröstelte, hing ihm die Jacke um die Schultern, setzte sich neben ihn. Nach einer Weile fragte ihn Horst. „Weißt du Bescheid auf den Stempelstellen?"

Der Arbeiter lachte: „Ich? Mensch, wer weiß da nich Bescheid? Hab doch erst seit drei Wochen wieder Arbeit!"

„Dann erzähl mir", verlangte Horst.

Bruno sah ihn groß an. „Wat is'n da zu erzählen? Da stehste rum, da wartste —"

Aber Horst Wessel fragte weiter, er wußte schon, wie man's anstellen mußte, dem Kameraden die Zunge zu lösen; nach einer halben Stunde wußte er Bescheid, als ob er selbst hundertmal beim Stempeln und auf dem Arbeitsnachweis gewesen wäre. „Wozu willst'n det eijentlich allens wissen?" fragte der Arbeiter.

Horst schüttelte den Kopf, starrte wieder vor sich hin, überlegte. Diesen Floh hatte ihm Erna in den Kopf gesetzt, als sie ihm heute das Essen brachte zur Mittagspause. Sie hatte neben ihm gesessen, still zugeschaut, wie er seine Suppe löffelte. Er hatte gesprochen, laut gedacht eigentlich, über dies und jenes in seinem Sturm — auch von den vielen Arbeitslosen und all der Zeit, die sie auf den Nachweisen herumlungern mußten. Da hatte die Erna so im Gespräch gesagt, daß diese Stellen fest in der Hand der Roten seien, da wage sich kein andrer zu mucksen. Er hatte aufgehorcht — natürlich wußte er das, jeder Arbeiter wußte es und jeder Arbeitslose erst recht. Aber man hatte das stets so hingenommen, keinem in der Bewegung war noch der Gedanke gekommen, da einzusetzen. Und es mußte doch sein — wenn man um die Straße kämpfte, um die Säle, um jeden einzelnen Platz, wo Menschen sich sammelten, wie durfte man da Arbeitsnachweise und Stempelstellen vernachlässigen?

Mit einem Ruck stand er auf, daß ihm die Jacke von den Schultern fiel. Er hob sie auf, zog sie hastig an.

„Na, haste jefunden, wat de suchst?" fragte der Arbeiter.

„Ja", antwortete er, „ich glaub, ich hab's."

„Denn komm", meinte Bruno, „denn woll'n wa'n Schnaps druff trinken. Ick lad dir ein."

Aber Horst schüttelte den Kopf. „Keine Zeit jetzt, ich muß zum Gau."

Der Kamerad betrachtete ihn bedenklich. „Wie de da bist, Mensch? Kuck dir bloß ma an, willste dir nich erst abseifen un 'ne andre Kluft anziehn?"

Horst Wessel nahm seinen Arm, zog ihn mit sich fort. „Nein, nein, es drängt, sag ich dir. Lauf nachhaus, sag der Erna, daß ich nicht zum Essen komm heute. Dann zum Staf IV oder zu einem von seinen Sturmführern, wen du grade triffst — wer Zeit hat, soll mich abholen beim Gau. Du kommst auch hin, bringst mir meine Sachen — weißt ja, daß wir heutabend Dienst haben in der Hasenheide!"

Er fuhr zur Hedemannstraße, ließ sich melden — gottseidank, Doktor Goebbels war noch da. Er mußte warten, benutzte die Zeit, sich tüchtig abzuwaschen.

Über eine Stunde sprach er mit dem Doktor. Fand draußen Bruno, zog sich um. „Kommt einer her?" fragte er.

„Nur Sprengel", antwortete der Arbeiter, „alle andern haben Dienst."

Sie rollten das Arbeitszeug zusammen, verschnürten es in Packpapier. Wie sie aus dem Haus traten, trafen sie den Barrikadenalbert.

„Grad noch zurecht", rief ihm Horst zu. „Kannst mitkommen zur Hasenheide — höchste Zeit ist's."

Sie liefen zur Untergrundbahn, sprangen in den Zug. „Willst du mir nicht sagen, was los ist?" forschte Sprengel.

„Warum denn nicht?" lachte Horst. „Ich hab's mit

dem Doktor besprochen — der hat's gleich begriffen. Und wenn der was anfaßt, dann klappt's auch! Also wird er's mit dem Osaf bereden — du kannst dich drauf verlassen: morgen kommt der Befehl an alle Stafs! Dann gibt's Arbeit genug."

„Kann ich mir denken, daß es was zu schaffen gibt, wenn du deine Pfoten dabei hast!" sagte Sprengel. „Als ob wir nicht so schon genug zu tun hätten! Aber nun tust du uns vielleicht den Gefallen, ein bißchen deutlicher zu werden — wir sind doch kein Kreuzrätselkränzchen! Raus damit: was ist das für neue Arbeit für die Sturmjungen?"

„Raten mußt du doch, Albert", rief der Student, „da hilft dir nichts. Weißt du, was bei den Stempelstellen herrscht?"

„Dicke Luft!" rief Albert. „Da haben wir nichts zu bestellen — roter Terror herrscht da, wie's die Klickenbrüder nennen."

„Na also!" lachte Horst Wessel. „Und das soll nun geändert werden. Wenn da schon durchaus Terror herrschen muß — wo steht geschrieben, daß es gerade ein roter sein soll? Es wäre doch ganz nett, wenn's — so zur Abwechslung — auch mal ein weißer sein könnte!"

Barrikadenalbert wiegte bedächtig den Kopf. „Zackige Sache!" sagte er. „Das wird blutige Schädel kosten!"

* * *

Endlich mal wieder heraus aus der Stadt: Werbemarsch durch Potsdam. Treffpunkt dort auf dem Bahnhofsplatz; sie kamen mit der Bahn oder mit Lastwagen, manche auch zu Fuß. Die Sturmführer zählten ihre Haufen — da fehlte keiner, der nicht mußte.

Sie marschierten durch die Straßen mit fliegenden Fahnen, voran der fünfte Sturm, das war schon üblich geworden bei allen Umzügen. Und sie sangen sein Lied, das Lied, das nun schon die ganze S.A. sang überall in Deutschland, das alle Nazis sangen in allen Versammlungen: 'Die Fahne hoch, die Reihen dicht geschlossen —'

Wie sie es jauchzten in den sonnigen Tag! Und die Menschen, die dichtgedrängt standen zu beiden Seiten, fühlten wohl, daß da deutsche Jugend marschierte: Sendboten einer neuen Zeit.

„Zum letzten Mal wird nun Appell geblasen,
Zum Kampfe stehn wir alle schon bereit!
Bald flattern Hitlerfahnen über alle Straßen,
Die Knechtschaft dauert nur noch kurze Zeit!"

Einer sang nicht mit — der das Lied schrieb, Horst Wessel. Schweigend schritt er vor seinem Sturm, gleich hinter der Musik, lauschte dem Sang der Kameraden. Er dachte an den Nürnberger Parteitag im August — der Führer hatte ihn kommen lassen, ihm die Hand geschüttelt, ihn gefragt nach dem neuen Liede, das die Berliner S.A. mitgebracht hatte —

Dann wieder zuhause, an einem Sonntagmittag — mit Mutter und Schwester stand er am Fenster, als die vierte Standarte vorbeimarschierte. Grüßend reckten die Kameraden den Arm hoch, setzten dann ein, dicht vor dem Pfarrhause.

„Das ist dein Lied!" sagte die Mutter.

Schwester Inge neckte ihn. „Bist wohl mächtig stolz drauf, was? — Kannst es auch sein, Horst!"

Er senkte die Augen. „Laß nur, Ingedeern —"

— Nein, nein, stolz war er nicht — auf kein Lied und auch nicht auf dies. Fast ein Zufall schien's ihm, daß grade er einen Bleistift nahm und ein Stück Papier, daß er es war, der die Worte aufschrieb und die Melodie fand. Was da entstand, das wuchs aus dem Herzen der Freiheitsbewegung: er hatte nicht mehr Anteil daran als irgendeiner der S.A.!

So war es aller Lied, so gut, wie es sein Lied war!

Links von ihm, dicht am Bürgersteig, in gleicher Höhe mit der Musik gingen hintereinander sechs, acht Frauen, hielten Schritt mit ihnen. Er kannte sie alle; da war die junge Frau des Staf IV, waren Frauen und Mädels von S.A.-Leuten. Zuletzt, ein wenig unsicher, Erna — leicht ermüdet schon, ungewohnt den raschen Gleichtritt, in zu hohen Stöckelschuhen. Öfter schon hatte sie ihn gebeten, mitmarschieren zu dürfen, er hatte ihr's stets abgeschlagen, ohne recht zu wissen, weshalb. Hatte sie doch, als er fortging heut morgen, gefragt, ob sie nachkommen wolle — so schön war der Oktobertag, mochte sie doch einmal herauskommen aus Berlin! Er sah hinüber — sehr schmal war sie, bleicher als die andern Frauen; die frische Luft würde ihr gut tun. Nun wandte sie sich, er fühlte den Blick ihrer großen braunen Augen. Er winkte ihr zu — hübsch stand ihr der rote Hut.

Sie zogen durch die Straßen, unbelästigt diesmal, begrüßt von hellen Zurufen; hier war wenig zu spüren von Rotfront und Reichsbanner. Schwarzweißrot fühlte Potsdam — immer noch!

— Die S.A. stand auf dem Bahnhof, wartete auf den Zug, der sie zurückbringen sollte nach Berlin. Er lief ein, übermäßig besetzt; nur wenige fanden noch Platz. Staf IV sprach mit dem Bahnhofsvorsteher, der ließ

einen Wagen anhängen, vertröstete die übrigen auf einen Nachzug, der in zehn Minuten kommen würde — der Staf gab Befehl, daß Sturmführer 1 den Rest nachbringen solle. Er selbst stieg ein mit seinen Leuten in den neuen Wagen; in ein Nebenabteil kletterten die Frauen. Eine machte Miene, nachzusteigen, zögerte doch, trat wieder zurück, ging den Zug entlang, sprang im letzten Augenblick in ein andres Abteil.

„Weißt du, wer das ist?" fragte der Barrikadenalbert.

„Die da im roten Hut?" antwortete Fiedler. „Natürlich weiß ich's! Horst Wessels Mädel, Erna heißt sie. Jeder kennt sie, und keiner mag sie. Wenn ein andrer so was herumschleppte, hätte man ihm längst den Zahn gezogen. Aber bei Horst —"

„Man sollte mal mit ihm reden", sagte Sprengel.

Der Truf nickte. „Sollte man! Und doch reißt keiner die Schnauze auf. Willst du nicht mal mit dem Staf sprechen?"

„Hab ich schon getan", sagte der Sturmführer. „Der meint, man solle ihn ruhig lassen, würde sich wohl geben mit der Zeit. Und wenn man's ihm schon stecken wolle, sei er nicht der Richtige dazu, als halber Vorgesetzter. Da sei's besser, wenn's ein Kamerad täte."

„Recht hat er", rief Fiedler, „der Staf kennt ihn gut. Aber wer — du oder ich?"

„Beide", entschied Sprengel. „Wo steckt er eigentlich? Er wollte doch mit uns fahren."

Der andre blickte nach dem Ausgang. „Er verpökelt seine Leute in den Lastwagen — die können auf der Heimfahrt lernen, wie's in Sardinenbüchsen zugeht. So spart er Fahrkarten — ich bin sicher, daß er kaum zwei Dutzend mit zum Zug bringt."

Aber Horst brachte nur sieben Mann.

Der Nachzug kam, diesmal war Platz genug; Sprengel zog ihn in ein leeres Abteil. Man brannte Zigaretten an; die zwei vom ersten Sturm druckſten herum, wußten nicht recht, wie sie anfangen sollten.

Horst machte es ihnen leicht, fragte plötzlich: „Habt ihr die Erna nicht gesehn?"

Fiedler nickte eifrig. „Doch — sie fuhr mit dem ersten Zug."

Sprengel fügte hinzu: „Sie fuhr allein — nicht mit den andern Frauen."

„Das ist ja auch begreiflich", knurrte der Truppführer.

Horst blickte auf: „Was ist begreiflich, Richard?"

„Nun, es wäre doch peinlich für sie gewesen", antwortete Fiedler, „wenn die andern nicht mit ihr gesprochen hätten."

„Nicht gesprochen?" sagte Horst. „Warum sollten sie nicht mit ihr sprechen? Sie brauchte doch nur zu sagen, daß sie zu uns gehört."

Die beiden sahen sich an, suchten nach einer Antwort. Sprengel warf seine Zigarette auf den Boden, trat sie aus, steckte eine neue an. „Hör mal Horst", begann er, „es ist nötig, daß du Bescheid weißt: diese Erna ist nicht sehr beliebt in der S.A."

Truf Fiedler sprang ihm bei. „Ja, das ist so — und es wäre besser, wenn sie bei dir auch nicht so beliebt wäre."

Horst Wessel fuhr auf. „Wen geht's was an, wenn ich —" Er unterbrach sich, reckte sich hoch, biß die Lippen zusammen. Schwieg einen Augenblick, fuhr dann fort: „Wollt ihr mir bitte sagen, was ihr mir und ihr vorzuwerfen habt?"

Der Sturmführer 1 nickte. „Ja, das wollen wir, wir hatten lange schon die Absicht — wir und alle Kameraden. Willst du versprechen, daß du ruhig zuhörst, nicht unterbrichst?"

„Ja", sagte Horst.

„Gib uns die Hand drauf", verlangte Fiedler.

Der Student schüttelte den Kopf. „Wozu? Was ich verspreche, halte ich — das wißt ihr doch! Da braucht's kein Ehrenwort und keinen Handschlag. Nur, ehe ihr anfangt: dies Mädchen liebt mich — und ich halte zu ihr. So — nun schießt los!"

Truf Fiedler begann; er gab sich sichtlich Mühe, den Kameraden nicht zu verletzen, alles so schonend wie möglich zu sagen. Das sei ja klar, daß sie ihn lieb habe, niemand zweifle dran. Es wäre ja auch ein Wunder, wenn's anders wäre. Er habe sie aus dem Dreck geholt, nun habe sie ein ruhiges und gutes Leben. Wo würde sie je wieder so einen finden wie ihn, Horst Wessel? Das große Los habe sie ja gezogen! Da sei es selbstverständlich, daß sie alles tue, um ihn zu halten, sei es auch gewiß, daß sie ihn liebe — liebe, nun, soweit so eine überhaupt dazu fähig sei. Natürlich habe sie Absichten — kein Mensch könne ihr das übelnehmen! —, würde jede Möglichkeit benutzen, ihn noch fester, noch enger an sich zu binden. Wenn sie jetzt schon mit ihm wohne, sein erklärtes Verhältnis sei — wo stünde geschrieben, daß sie es nicht noch weiter bringen könne? Daß er steigen würde mit der S.A. und mit der Bewegung, das sei so gewiß wie Schönwetter bei Sonnenschein. Und also bilde sie sich ein, daß sie mit hinauf könne — na, und das würde nie ein gutes Ende nehmen. Glatt unmöglich sei es. Deshalb sei es das beste, wenn er sich sobald wie

möglich losmache. Man schwatze schon darüber in allen Stürmen — das sei kein Mosern und kein Nörgeln, das sei ehrlichstes Empfinden grade bei den Leuten, die ihn am meisten schätzten und liebten. Man pfeife auf bürgerliche Sitten in der Berliner S.A., verdammt noch mal — aber ein Mädel mit der Vergangenheit, das könne sich nicht mal ein gemeiner S.A.-Mann leisten, geschweige denn der Führer des fünften Sturms! Er müsse das einsehn, ehe es zu spät sei, müsse begreifen, daß —

Der Student rührte sich nicht, blickte starr vor sich hin. Endlich fragte er: „Bist du fertig, Richard?"

Fiedler nickte, stieß einen dicken Seufzer aus. „Ja", sagte er, „gottseidank!"

Horst wandte sich an den Sturmführer. „Und du, Albert, hast du auch noch was auf der Pfanne?"

„Noch allerhand, das knallt und Rauch macht", rief Sprengel. „Was du willst, ist klar, ich hab mir's überlegt und auch mit meiner Mutter drüber gesprochen — die hat selbst davon angefangen, du weißt ja, Horst, daß sie dich so lieb hat wie ihren eignen und einzigen Sohn. Und wenn sie auch den ganzen Tag über der Nähmaschine hockt und wenig nur sagt, so kennt sie sich doch gut aus — hat ja genug Zeit zum Nachdenken. Deine Mutter, Horst — ich glaube, sie würde nicht viel anders drüber denken, wenn sie über alles Bescheid wissen würde. Also so ist's bei dir: erst einmal das ganz große Mitleid — der Mensch, den du mit leeren Händen wegschickst, muß noch geboren werden! Dies Mitleid aber, dies tiefe Sich-Hineinfühlen in alle Kreatur — das ist sicher ein Merkmal unsrer Zeit. Ist eine schlimme Erbschaft des liberalen Gedankens unsrer Väter — na und

wir kauen uns die Zähne stumpf an der überreifen Frucht! Lach nicht über meine Weisheit — ich weiß recht gut, daß ich das alles von dir habe; vor einem halben Jahr haben wir einmal darüber gesprochen. Damals hab ich's nur halb begriffen, hab mich dann oft mit der Mutter drüber unterhalten. Gewiß ist's so! Immer wieder ist's Mitleid, Mitleid mit den hungernden Massen, Mitleid mit jedem einzelnen Geschöpf — man braucht ja nur die Zeitungen aufzuschlagen. Da ist kein Massenmörder roh und viehisch genug, da ist kein Bankschieber gaunerisch und betrügerisch genug — wenn er vor Gericht steht, vergießt die Presse bittere Tränchen, denkt sich hinein in die Seele des Verbrechers, stellt sich schützend vor ihn und möchte ihn retten vor dem Richter und dem Henker. Das ist alles ganz ehrlich, die Leutchen meinen's wirklich so. Nur freilich hübsch auf dem Papier — in Wirklichkeit bedanken sie sich für die Bekanntschaft solch liebenswürdiger Mitmenschen, würden nicht den Finger für sie rühren, wenn sie je sie treffen würden. Bei dir aber, mein Junge — Pastorenblut von Vaters und Mutters Seite — bei dir schlägt's ganz anders durch: du willst nicht nur verstehn und erkennen, du willst auch helfen und bessermachen! Kein Haufen war wüster, als der deine, ehe du ihn bekamst — heut herrscht in keinem Sturm der Berliner S.A. ein besserer Ton als im fünften: du bekämst es fertig, anständige Kerle aus Fürsorgebengeln zu machen! Du willst ein Beispiel geben — darum hast du der Universität den Rücken gekehrt und bist nun Schipper bei der Untergrundbahn. Gewiß hilft das — wir sehn ja alle, wie du zehnmal mehr Rotfrontler bekehrst und zu guten S.A.-Leuten erziehst, als einer von uns andern Sturmführern. Ich hab

mal, als ich auf dich wartete in der Jüdenstraße, in einem der Predigtbücher deines Vaters gelesen — wollte doch sehn, was das für ein Mann war. Da fand ich eine Stelle, die genau auf das paßt, was du heute treibst, Horst: du ringst um die Seelen, wie Jakob mit dem Engel! Sicher hast du Erfolg, aber eins vergißt du dabei: was du gewinnst, gewinnst du für dich, für dich allein und für nichts sonst. So ist's mit den Kommunisten, die du herüber holst, und so ist's mit der Erna, die ja auch daher kommt: weil du Sturmführer bist und ein Nazi, darum wollen sie auch Nazi sein, darum allein! Natürlich gefällt's dir, zu wissen, daß deine Leute für dich durchs Feuer laufen, daß dein Sturm, der vor ein paar Monaten noch stockrot war, heute allein und mit blanken Fäusten gegen die ganze Rotfront losrennen würde — wenn du das befiehlst! Daß die Erna für dich bei den roten Klicken herumspioniert, dir alles auskundschaftet, was du wissen willst — obschon sie recht gut weiß, wie gefährlich es ist. Für sie, o ja — aber hundertmal mehr für dich! Eine Zeitlang magst du die Kommune an der Nase herumführen, lange kann das nicht dauern — dann zahlt sie dir's heim. Und die Münze kennst du! Ich sag dir, nimm dich in acht, Horst: dein Sturm und die gesamte S.A. braucht Führer, die frisch sind und gesund und lebendig, nicht solche, denen man im Krankenhaus die zuschanden geschlagenen Knochen zurechtleimen muß. Der Einsatz ist zu hoch in deinem Spiel — die Kommune haßt dich, wie keinen von uns! Möglich, daß du die Erna erziehst und bildest und besserst und hebst und was du willst — darum wirst du doch nie aus ihr ein Mädel machen können, das deiner wert ist. Das, was sie einmal war,

wird sie im Grunde doch immer sein und bleiben: eine üble Nutte vom Alexanderplatz!"

Er schwieg, holte tief Atem — so, das war heraus! Er lehnte sich zurück auf der Holzbank, wartete. Sagte dann: „War ein bißchen lang — so ein richtiger Leitartikel! Aber das war's, was ich dir zu sagen hatte — für mich und alle Kameraden."

Horst Wessel schlug die Beine übereinander, still kamen seine Worte, fest doch und bestimmt: „Ich dank euch, weiß ja, daß ihr's ehrlich meint. Ihr nehmt die Dinge, wie ihr sie versteht — meinen Weg aber muß ich gehn, wohin er auch führen mag. Eine Antwort wollt ihr? Erzählt den Kameraden, daß es keinen was angeht, was ich aus dem Mädel mache — sie sollen's abwarten. Und sagt ihnen, daß die Erna — daß sie meine Verlobte ist."

Richard Fiedler schlug sich mit der Faust auf den Schenkel. „Heiraten willst du sie, deine Verlobte ist sie? Von diesem Augenblick an, was? Und sie weiß noch garnichts von ihrem Glück!"

Sprengel sagte: „Wenn du's so willst, dann ist's überflüssig, weiterzureden. Ich verspreche dir für uns alle, daß wir sie achten, wie du's verlangst. Weißgott, ich möchte, daß du recht behieltest und daß unsre Sorgen um dich nur ein blödes Geunke wären!"

VII

November bis Dezember 1929.

Petristraße 15: einmal ein Kloster frommer Frauen, dann ein Lusthaus des Großen Kurfürsten, nun Richard Fiedlers Bombenschloß. — Wahlarbeit, Kämpfe in Weißensee; der Barrikadenalbert verliert seinen Sturm. — Werbefahrt am Wahltage; Horsts fünfter Sturm und die ganze Standarte IV werden verhaftet. — Fröhliche Stunden im 'Hundestall' des Polizeipräsidiums; Werner Wessel macht ein Gedicht. — Weihnachtsfeier im ersten Sturm; Werner spielt in seinem Stück. — Werner wandelt zur Nachtzeit auf dem Jüdenhof.

Wahlwochen im November — Arbeit und Kampf jeden lieben Tag. Morgens an den Stempelstellen, nachmittags Umzüge, abends Versammlungen — noch bis spät in die Nacht hinein hockten sie in ihren Kellern, falteten Wahlzettel. Oder sie standen an den Straßenecken, liefen durch alle Häuser, verteilten Werbeschriften, beklebten im Morgengrauen Mauern, Säulen, Zäune mit ihren Plakaten. Immer im offenen Streit, mit der Polizei nicht weniger als mit Rotfront und Reichsbanner. Tagtäglich verhaftete Kameraden — tote auch, nicht mehr zu zählen die Verwundeten. Aber sie gaben nicht

nach, ermüdeten nicht, stellten sich immer von neuem dem übermächtigen Gegner.

Freitagnacht — sie saßen im Zuge, fuhren zurück von Weißensee, die beiden Wessel mit ihren Kameraden. Als sie ausstiegen, kam Kullack auf sie zu, der Fahnenträger des ersten Sturms. „Befehl von Staf IV, Horst! Er muß zum Gau, hat keine Zeit heutnacht. Da sollst du den Bericht schreiben über heutabend — er muß ihn in aller Frühe haben. Hier ein paar Bemerkungen — der Staf meint, mehr sei nicht nötig, da du ja von Anfang an dabei warst."

„Gemacht!" sagte Horst. „Er nahm den Zettel mit der linken Hand, hielt die rechte im braunen Hemd versteckt — die war außer Gefecht gesetzt heute durch einen kräftigen Hieb mit einer Eisenstange.

„Wo willst du's schreiben?" fragte Werner.

Horst lachte. „Schreiben? Das kannst du tun — ich werd's dir oder Pantel vorsprechen, da könnt ihr's klappern. Wer hat eine Schreibmaschine?"

„Hier steht der vornehme Mann!" rief Truf Fiedler. „Geschenk für unsern Sturm von einer siebzigjährigen Gönnerin — der Klapperkasten ist doppelt so alt. Also kommt mit ins Bombenschloß."

Sie zogen durch den Fischerkietz, kamen zu Richard Fiedlers Wohnung Petristraße 15, die zugleich ein Dutzend andre S.A.-Männer beherbergte.

Ein uraltes Haus, mit geschnitztem Tor — frische Kugellöcher darin, auch die Wände im Flur zeigten Einschüsse. Ein stiller, schlummernder Hof dahinter, Gartenanlagen in der Mitte, Kopfpflaster, durch das Gras wuchs — Holzgalerien ringsherum an den vier Hofmauern, die dicht von Efeu umsponnen waren.

Jeder Mann vom ersten Sturm kannte die Geschichte dieses Hauses. Einmal war es ein Nonnenkloster, ein Haus für fromme Frauen und Jungfrauen. Später blieb es ein Frauenhaus — freilich Jungfrauen waren dort nicht mehr zu finden und fromm ging es ganz gewiß nicht zu. Das war, als der Große Kurfürst Herr war in Berlin. Der hatte manchmal genug von dem Treiben des Hofes, dann verschwand er aus seinem Schloß, zog sich hierhin zurück für ein paar Wochen. Nur einmal am Tage kam ein treuer Knecht, der ihm Bericht erstatten mußte — sonst war er für niemand zu sprechen. Der Kurfürst sei krank, hieß es in Berlin, aber jedermann lachte und tuschelte, wußte gut, in welchem Spital er lag. Das war so seine Sommerreise und seine Winterreise auch — wenn er sich satt und gesund geküßt hatte, wenn die fröhliche Freizeit vorbei war, zog er wieder ein in das Alltagsleben im höfischen Schloß.

Hier war Richard Fiedler geboren und groß geworden, hier war er wohnen geblieben, als die Eltern starben. 'Bombenschloß' hieß seine Wohnung — den Namen hatten ihr die Roten gegeben, und die Nazis hatten ihn aufgenommen, Bombenschloß, weil diese Räume eine starke Feste waren mitten im Moskowiterviertel. Mehr als einmal hatte man sie angegriffen mit Pistolen und Handgranaten, immer waren die Rotfrontler zurückgejagt worden: bombensicher war das Bombenschloß.

Horst Wessel setzte sich auf das wacklige Sofa, Fiedler untersuchte sachverständig den Unterarm. „Der Knochen ist heil", stellte er fest. „Nur eine hübsche Schwellung — das werden wir bald haben." Er tränkte einen Bausch mit essigsaurer Tonerde, legte einen kunstgerechten Verband an. „Ein bißchen sanfter, mein Junge!" rief Horst.

„Oder warte wenigstens, bis ich rauche.“ Er griff mit der Linken in die Tasche, zog mit der Zigarettendose ein Pappkärtchen heraus. Er las die paar Worte, die darauf standen, sagte: „Sieh mal an, wer hat mir denn das in die Tasche gezaubert? Ein Gruß von Rotfront — das muß mir einer zugesteckt haben, als wir in der Parkstraße handgemein wurden.“

Gerhard Pantel nickte. „Das kann das Gesindel — einem die Taschen leeren, ohne daß man was merkt. Daß sie einem zur Abwechslung auch mal was hineinstecken, hab ich noch nicht gewußt. Was steht denn drauf?“

Der Student las vor: „Ludwig Horst Wessel, nimm dich in acht! Tod dir und allen Faschistenhunden!“

„Ist übrigens falsch“, sagte Werner, „muß Horst Ludwig heißen — nach unserm Vater Ludwig hat er den zweiten Namen. Wissen möcht ich nur, woher die Roten die Kenntnis haben!“

„Laß mal schauen“, rief Fiedler. Er nahm das Kärtchen, warf einen raschen Blick darauf. Seine Augenbrauen schoben sich zusammen, sein Gesicht verfinsterte sich, rasch schob er die Karte in die Tasche.

Niemand achtete es. Werner setzte sich an die Schreibmaschine. „Das ‘E’ schlägt nicht an und das ‘R’ ist abgebrochen“, lachte Pantel, „die müssen wir hinterher ausfüllen.“

„Also los!“ sagte Horst. „Fang an: ‘Die Straßen Weißensees wimmeln von Menschen, an den Säulen riesengroße rote Plakate zur heutigen Massenkundgebung der Nazis. Lassen sich die verfluchten Hakenkreuzler überhaupt nicht einschüchtern? Seit Wochen hetzt die ‘Rote Fahne’ offen zum Mord, Tag für Tag Überfall auf Überfall der roten Horden — und dennoch

marschieren die Nazis nicht nur am Karl-Liebknecht-Haus vorbei, sondern wagen es auch, im stockroten Weißensee zur Versammlung zu rufen.

'Standarte IV begibt sich zum Saaldienst, deutsche Arbeiter mit —'"

„Halt!" rief Fiedler. „Da fehlt: Standarte vier, unterstützt von Sturm fünf unter Führung von Horst Wessel! Das fügt Staf Breuer doch hinzu — also kannst du's gleich hinschreiben."

„Also schreib's, Werner", sagte Horst, „nur laß meinen Namen weg — der ist nicht nötig. Weiter! 'Deutsche Arbeiter kommen von ihren Arbeitsstätten in ihrer Arbeitskluft mit hungerleerem Magen zu zweien und dreien, schreiten durch die roten Massen, die überall auf dem Antonplatz, in der Berliner Allee und in den dunklen Nebenstraßen sich stauen. In der Parkstraße werden der Sturmführer 17 und der Gruf F. — beide in Zivil und ohne Abzeichen — von etwa zwanzig Kommunisten umringt und mit Schlagringen, Stöcken und Messern bearbeitet. S.A.-Leute kommen zu Hilfe, hauen die schwer Verwundeten heraus, schleppen sie in den Saal.

'Gruf L. vom siebzehnten Sturm wird überfallen, als er am Antonplatz aus dem Autobus steigt; erhält von hinten kräftige Hiebe mit Stahlruten über den Kopf. Er bricht zusammen, rafft sich wieder auf, versucht zu fliehen. Fünfzig Rote versperren ihm den Weg — er setzt sich mit den Fäusten zur Wehr. Plötzlich kommt ein Schupo an, der sofort gegen den Überfallenen einschreitet, ihn mißhandelt und verhaftet. 'Dir werden wir schon helfen!' schreit er. Durch einen Zufall konnten wir die Nummer des Beamten feststellen, sie lautet —' Wie war sie, Richard?"

Fiedler zog sein Merkbuch heraus. „Hier hab ich sie: Nummer 3974! Wenn wir die im 'Angriff' veröffentlichen, kriegt der Kerl noch eine Belohnung obendrein!"

Horst fuhr fort: „'Der tüchtige Beamte schleppt den schwer Verletzten auf die Wache; erst nach einer Stunde wird er zur Unfallstelle gebracht und notdürftig verbunden.

'Die S.A.-Leute Hans F. und Karl P. werden in der Berliner —'"

„Soll ich die Namen nicht ausschreiben?" fragte Werner.

Horst schüttelte den Kopf. „Nein, meinen nicht und keinen. Das ist nicht Mode bei uns, daß wir Weihrauch streuen. Der Staf weiß schon, wer's war. Also weiter: '... werden in der Berliner Allee von etwa vierzig Moskauknaben mit Messern überfallen; Hans F. erhält einen tiefen Stich in den Rücken. Mit Mühe und Not kann er in einen Hausflur flüchten, die Roten drängen ihm nach. Nun zieht auch er sein Taschenmesser, wehrt sich, so gut er kann, bis er blutüberströmt zusammenbricht; die herbeieilenden Schutzleute schaffen ihn und zwei verletzte Rote ins Krankenhaus.

'Auf die Nachricht von diesem und anderen Überfällen zieht Staf IV seine Leute zusammen und macht Miene, die Straße von dem Mordgesindel zu säubern, wobei ihm sofort ein Aufgebot der Schutzmannschaft entgegentritt. Staf erklärt den Beamten, daß er unter keinen Umständen mehr dulden werde, daß seine Leute einzeln von den roten Banden erschlagen und niedergetreten würden: wenn die Polizei das nicht könne, würde er selbst für Ordnung sorgen. Daraufhin erscheinen endlich

starkbesetzte Lastautos der Polizei — die S.A. kann also wieder in den Saal zurückgezogen werden. Dort sind inzwischen unsre Ärzte eingetroffen, die die zahlreichen Verwundeten verbinden.

'Die Versammlung selbst wagte man nicht zu stören; unsre Redner konnten ruhig zu Ende sprechen. Zum Schluß macht Staf bekannt, daß sich inzwischen draußen Tausende von Roten angesammelt hätten — daß er aber nicht daran denke, diesen die Straße kampflos zu überlassen. Vielmehr werde man sich zu einem Zuge zusammenschließen, mit wehenden Sturmfahnen hinausmarschieren.'"

„Ja — und man solle das Horst-Wessel-Lied anstimmen!" rief Pantel. „Das hat er gesagt!"

„Meinetwegen", sagte der Student, „darum brauchst du's doch nicht zu schreiben. Also weiter: 'Alle Teilnehmer schließen sich in Reihen zusammen, marschieren auf die Straße, voran der zweite Sturm im Dienstanzug. Der geschlossene Zug bewegt sich über Parkstraße, Berliner Allee, Antonplatz zum Bahnhof Weißensee: die roten Massen wagen nicht, ihn anzugreifen. Man hört nur die bekannten Rufe: Berlin bleibt rot! — Schlagt die Nazis nieder! — Tod dem Faschismus! — aber nichts geschieht.' — Weiß einer von euch sonst noch was Denkwürdiges von heutabend?"

Richard Fiedler gähnte. „Mach schon Schluß, Horst! Es ist ja doch immer wieder dasselbe, gestern und heute und übermorgen! Überfälle auf einzelne mit zwanzigfacher Übermacht, Schießen, Schlagen und Stechen aus dem Hinterhalt — das können sie. Nur die Namen sind andere, mal hascht's den Hans und mal den Fritz, heut ist's am Hermannplatz und morgen in Weißensee. Bei

uns aber ist's immer so: am Friedrichshain und im Fischerkietz sind wir's nun langsam gewohnt."

Horst stand auf. „Na, dann können wir ja heimgehn. Willst du den Bericht zum Staf befördern, Richard?"

Fiedler nickte. „Kurt Mende soll ihn zum Gau tragen — ich muß erst noch die 'E's einfügen und die 'R's — höchst beliebte Beschäftigung im Bombenschloß! — Du, Pantel, bringst Werner nachhause — wer bringt Horst?" Alle sprangen auf; der Student lehnte ab. „Nicht nötig, Kinder, werd's schon allein schaffen. Wenn die Rechte mal streikt, ist die Linke noch da."

Aber Fiedler ließ sich nicht dreinreden. Hier habe er zu sagen; er sei verantwortlich für alle Turteltäubchen — was nur ein- und ausfliege im Bombenschloß. Sie standen auf; Werner zog Fiedler auf die Seite. „Sag mal, Richard, weißt du, was mit Sprengel los ist?"

Fiedler zuckte die Achseln. „Abgesetzt als Sturmführer — ich bin einstweilen mit der Führung beauftragt."

„Und warum?" fragte Horst. „Hat er wieder mal das Mosern nicht lassen können?"

Richard nickte. „Wird schon so sein — schad ist's um ihn!"

Man verabschiedete sich, fünf S.A.-Männer gab er den beiden Wessel mit auf den Weg. Dann setzte er sich hin, sah den Bericht durch, schickte ihn durch Mende zum Gau. Als er allein war, zog er das Pappstückchen aus der Tasche, betrachtete es aufmerksam. Wiegte den Kopf hin und her, runzelte die Stirn. 'Das ist gut, Horst Wessel', überlegte er, 'daß das kein andrer sah — und daß du nicht einmal merktest, wie es gemeint ist! Ludwig — woher sollen die roten Klicken wissen, daß du den

Namen auch führst?! Das kleine verschmierte 'e' hast du übersehn — und ist doch die Hauptsache dabei! Gibt's einen jungen Burschen in Berlin, der besser ist und anständiger als du? Das wissen die Roten so gut, wie wir's wissen, und doch speit das feige Pack dir das ins Gesicht: Ludewig! Hätt'st du sie doch nie gesehn, diese Erna! Aber weil du mit deinem reinen Herzen sie herausholtest aus ihrem Saubetrieb, weil du versuchtest, einen bessern Menschen aus ihr zu machen — darum! Eine Nutte war sie und also bist du ihr Zuhälter und Ludewig — das ist echt rotes Denken! Pfui Teufel!'

Er riß die Ofenklappe auf, warf die Karte ins Feuer. Sagte: „Den möchte ich zwischen den Fingern haben, den Kerl, der das schrieb!"

* * *

„Du nimmst den ersten Wagen, Horst", sagte Staf Breuer, „den zweiten führt Splittgerber. Den dritten Wagen befehligt —"

Sie standen im Bullenwinkel beim Lutherdenkmal, elf Uhr vormittags am Wahlsonntage. Die Sturmführer hoben den Arm zum Gruß, verfrachteten ihre Leute auf die mächtigen Lastkraftwagen — als alle glücklich verladen waren, mußten sie wieder aussteigen — Anordnung der Polizei. Die Wagen wurden sehr gründlich nach Waffen untersucht, auch jeder einzelne Mann; nichts fand man. Dann erst konnten sie wieder hinauf, dann erst ging's los.

Keine Frage, heute beherrschte Rot die Straßen Berlins. Rote Fahnen überall aus den Fenstern, gleich stark das blanke Rot der Sozialdemokraten und das Rot mit dem Sowjetzeichen Sichel und Hammer — sehr ver-

einzelt dazwischen das Schwarzrotgold der Weimarer Republik. Von ihren Lastwagen aber wehten, hochgerissen von starken Fäusten, die leuchtenden Hakenkreuzfahnen.

Ehrensache — zuerst durchs Fischerviertel! In schneller Fahrt über Alexanderplatz und Bülowplatz, durch alle Straßen am Stettiner Bahnhof und am Prenzlauer Berg. Geschrei und Gebrüll überall — welche Frechheit, daß an diesem Tage Menschen, die deutsch fühlten, durch Deutschlands Hauptstadt zu fahren wagten! Immer wieder warnte das begleitende Polizeiauto — man solle doch vernünftig sein, solle auf die aufgeregte Stimmung der roten Massen Rücksicht nehmen, wenigstens die wildesten Straßen vermeiden! Aber jedesmal lehnte Staf IV ab: grade dorthin würde er fahren, grade dort wolle er dem betörten Volke zeigen, daß es auch noch etwas andres gäbe in Berlin als rote Internationale!

Sie kamen zum Wedding; in der Kösliner und Weddingstraße ballten sich die Menschenmassen. Rot, rot, alles nur rot — die Häuserwände bedeckt mit Plakaten und Fahnen, Papiergirlanden und beschriftete Lappen quer über die Straßen: 'Wählt Kommunisten!' Der Schupoflitzer hatte genug, rasch schwenkte der Wagen in eine Seitenstraße ab; sofort setzte unter ohrenbetäubendem Gebrüll ein heftiger Steinhagel ein. Nur langsam kamen die Lastwagen weiter — nun machte die Menge Miene, zum Sturm anzusetzen. Schon bluteten in jedem Wagen ein paar Verwundete; jeder Treffer wurde laut begrüßt von dem hellen Kreischen wilder Weiber.

Der Marineschmidt, Truf im fünften Sturm, wischte

sich das Blut vom Gesicht. „Wenn die uns runterreißen, kommt keiner von uns gesund nachhause."

Horst Wessel nickte, reichte ihm die Fahne, die er mit der linken Hand hochhielt. „Da, halt mal!"

Er quetschte sich durch nach vorne, rief dem Wagenführer zu: „Los, Mensch — jetzt ist's Zeit!"

Der Fahrer riß den Schlüssel aus dem Schaltkasten, so daß die Maschine unregelmäßig zündete. Das knallte fröhlich drauflos und tat gründlich seine Wirkung: fluchtartig stürzten die roten Massen in die Häuser.

Weiter ging es nach Reinickendorf — da wurde das schützende Polizeiauto wieder sichtbar, fuhr tapfer hinterher. In Tegel aber wurden von ausgeschwärmter Schupo die Wagen angehalten: man habe in der Kösliner Straße ein Feuergefecht aufgeführt, auf harmlose Arbeiter geschossen. Neue Suche nach Waffen; einzelne Leute wurden aufs Geratewohl herausgegriffen und zur besonderen Untersuchung auf die Wache geführt. Mit dem S.A.-Mann Pantel mußte Horst die Treppen hinaufklettern.

„Na, Jungs, knöppt euch ma' langsam uff!" meinte gemütlich ein dicker Wachtmeister.

Gerhard Pantel grinste, kam gehorsam dem Befehl nach, streckte, um die Gamaschen zu lösen, sein kotbespritztes Bein auf den heiligen Beamtenstuhl des Dicken. Entrüstet schrie der Wachtmeister auf: solch schlechte Erziehung sei ihm noch nie im Leben vorgekommen!

„Auspellen!" befahl er.

Sie zogen die braunen Westen aus, dann Hemden und Gamaschen; es genügte der hohen Obrigkeit nicht. „Die Hosens runter, ooch in die vastecken se de Waffens!"

Pantel krähte: „Wat, ooch die Hosens? Pfui, du Loser!"

Die S.A.-Männer grinsten. Also die Hosen! Alles wurde gründlich durchgesehn — nichts wurde gefunden. Der Dicke wurde wieder gemütlich: „Wat fahrta denn ooch durch die Kösliner Straße — det liecht ja an euan Führa! Könnt froh sind, det ihr nich noch mehr Klamotten uffn Kopp jekricht habt! — Nu könnta euch wieda anpell'n!" Er setzte sich an seinen Tisch, schraubte die Thermosflasche auf, schenkte sich Kaffee ein. Horst blickte hinüber — dick bestrichne Stullen lagen da: Käse, Schinken, Wurst. Wer von seinen Leuten hatte das heute gehabt — und seit wie langer Zeit?!

„Verdammtes Frühstückerheim!" zischte er.

Der Beamte sprang auf, rot vor Wut glühte sein kegelkugelrunder Kopf. „Wat — wat haste da jesacht?" schnaubte er.

„Die Wahrheit", antwortete Horst.

Der Dicke beherrschte sich; alle Gemütlichkeit war verschwunden. „Wissen Sie, was das ist? Eine Beamtenbeleidigung — nicht allein meiner Person, sondern der ganzen Polizei! Das wird Ihnen teuer zu stehn kommen!"

Er suchte sein Rüstzeug zusammen, Feder, Tinte, Papier, Gummistempel. Mochte da draußen sich totschlagen lassen, wer wollte, hier entstand ein Tatbericht wegen Beamtenbeleidigung. Namen, bitte? Alter? Wohnung? Ausweise? Vorstrafen? Dann der Bericht, Wort für Wort; der Dicke mußte innehalten, Atem holen, als er das brenzlige Wort niederschrieb: Frühstückerheim.

Ob es so stimme? Ob er gestehe, daß er das wirklich gesagt habe? „Na, denn untaschreib'n Se man!"

— Weiter ging es, durch Wittenau fuhren sie. Lärm und Gedränge vor einem Wahllokal — ein paar Dutzend Rote hielten den Eingang besetzt, wollten andre Wähler nicht durchlassen. Wieder ein paar absichtliche Fehlzündungen, Vergaserknalle — in einer halben Minute war die Straße leer wie in tiefster Nacht. Die Sturmleute lachten vergnügt, ratternd fuhren ihre Lastwagen weiter. Wurden doch, eine Viertelstunde später, in Weidmannslust von neuem von einem starken Polizeiaufgebot angehalten.

Waffenuntersuchung zum dritten Male — einer der Beamten des Begleitwagens schwor darauf, daß er eine Kugel dicht an seinem Ohre habe vorbeipfeifen hören! Man fand so wenig wie in Tegel, wie beim Lutherdenkmal — aber wer kann wissen, welch geheime Verstecke diese gottverdammten Nazis haben?!

Ernst Schulz, Truppführer in Horsts Sturm, stand stramm vor einem Beamten. „Ich habe einen hohlen Zahn, Herr Wachtmeister, wollen Sie nicht mal nachsehn, ob da vielleicht ein Maschinengewehr drin ist?" Er riß die Kinnladen voneinander, streckte die Zunge weit heraus.

Es nutzte alles nichts: kurzerhand verhaftete die Polizei die ganze Standarte — zurück in die Lastwagen und zum Präsidium zur Abteilung I. A. Die S.A.-Männer stiegen ein; aber ehe noch die Fahrer Gas gaben, stieg das 'Seeräuberlied'. Keiner sang eine Silbe, aber Hunderte von Lippen streckten sich vor, pfiffen drauflos nach Herzenslust.

Jeder einzelne Schupomann kannte das Lied, jeder einzelne mußte es in Gedanken mitsummen: 'Der

mächtigste König in Groß=Berlin — das ist der Isidor Weiß — Doch Doktor Goebbels, der Oberbandit — Der macht ihm die Hölle schon heiß —'

Sie spitzten die Ohren, lauschten angestrengt — hatte nicht doch jemand das Wort ausgesprochen, das heute als die gefährlichste Majestätsbeleidigung in Berlin galt, das grauenvolle, berüchtigte Wort: Isidor?

Wie aus dem Boden gewachsen waren auf einmal ein halbes Dutzend Polizeiautos da; unter starker Bedeckung trat man die Rückfahrt an. Die Hakenkreuzfahnen mußten eingezogen werden — flatterten doch wieder fröhlich im Winde schon an der nächsten Straßenecke. Und die Stürme sangen: 'Die Fahnen hoch, die Reihen dicht geschlossen' —

In der Müllerstraße setzten sie zu einem Sprechchor an:

„Weil die Kommunisten morden,
Sind wir verhaftet worden."

Alexanderplatz, sie mußten herumfahren um das Präsidium, aussteigen in der Magazinstraße. Befehl des Staf: „Antreten! — Standarte stillgestanden! — Im Gleichschritt — marsch!" Zu zweien, die flatternden Fahnen voraus, das Deutschlandlied in den nebligen Abend schmetternd, so marschierten sie ein zur I. A.

Man brachte sie in den 'Alten Hundestall', eine Treppe hoch. Da gab's hübsche Arbeit: Aufnahme der Personalien jedes einzelnen. Man solle doch um Himmelswillen kein Theater machen, mahnten die Herrn Beamten. Ein wohlmeinender Rat — aber was sollen Hunderte junger Burschen tun, wenn's ihnen

langweilig wird? Sie machten Theater, so gut sie's nur konnten.

Dort spielte eine Gruppe 'Moabit'. Einer machte den Gefangenenaufseher, die andern marschierten mit grimmigen Mienen im Kreise um ihn herum. Etwas weiter hupfte man einen Ringelreihn, faßte sich an den Händen, sang das Kinderliedchen: 'Morgen woll'n wir heiraten, hu, hu, hu, — Ja, morgen woll'n wir heiraten, ixe, axe, hu!' — In der Mitte des Stalles tat sich ein Tanzpaar auf. Ein rotes Taschentuch machte Tommy Küster vom siebzehnten Sturm zur roten Minka — ihr Mittänzer Karlchen Trotzki sprang als echter Weddinger Kaczmarek-Panje. Eine Mazurka gab's, einen Walzer dann — und, sieh doch an, den unsterblichen alten Rixdorfer!

Auf einer Bank in der Ecke saß der junge Werner Wessel, eifrig schrieb er auf einen Zettel. Dann sprang er auf, stieg auf seine Bank, spitzbübisch lachten seine Augen. „Seid mal still", rief er, „ich will euch ein schönes Gedicht vortragen. Habt ihr schon mal was vom Nasobem gehört?"

„Nee", schrien sie, „wat is 'n dat for 'n Ding?"

„Das ist ein merkwürdiges Wesen mit einer ganz gewaltigen Nase — der olle Christian Morgenstern hat's erdichtet, wißt ihr, der, von dem ich euch schon oft so ulkige Verse vorgelesen habe. Na, und dies schöne Gedicht hab ich nun hier im 'Alten Hundestall' für die S.A. umgeformt! Also hört zu:

Auf krummen Beinen schreitet
Einher das N a s o b e m,
Von Schupos rings geleitet,
Hübsch sicher und bequem.

Es schleicht am Alexander
Aus seinem Bau hervor,
Erschröcklich wie ein Panther —
Man ruft es Isidor.

Das mag es garnicht haben,
Wut speit es, Dreck und Lehm!
Drum nennen's brave Knaben
Auch nur das N a s o b e m!"

Die S.A.-Leute klatschten in die Hände, johlten und schrien; die Beamten mußten nachdrücklich die Ruhe wieder herstellen. Aber sie taten es grinsend und in aller Freundschaft — Kriminaler waren es, die recht gut wußten, mit wem sie es zu tun hatten. Einer trat zu Werner hin, sagte: „Wollen Sie mir das Liedchen nicht geben? Nur so — nicht amtlich: wir möchten doch auch gern unsre Freude haben."

Werner reichte ihm den Zettel. „Da haben Sie's! Aber dann müssen Sie auch gleich zuhause anrufen, unsrer Mutter Bescheid sagen, daß wir froh und munter sind und daß sie sich nicht aufregen solle! Hier — ich schreibe Ihnen die Nummer auf."

Werner reichte ihm den Zettel. „Wird gleich besorgt!" sagte der Kriminalbeamte. Er ging hinaus, blickte grinsend auf seinen Zettel. „Nasobem", lachte er, „Nasobem —"

Indes verhandelten der Staf und die Sturmführer mit den oberen Beamten, die sich von vornherein bewußt waren, daß die Massenverhaftung völlig sinnlos und grundlos vorgenommen war. Gegen zehn Uhr nachts wurden die ersten entlassen — immer hübsch zu drei

oder vier, so daß die nächtlichen Streifwachen der roten Klicken reichlich Gelegenheit hatten, den an ihrer Uniform kenntlichen Leuten aufzulauern. Mitternacht war vorbei, als der letzte S.A.-Mann dem 'Alten Hundestall' Lebewohl sagte.

* * *

Horst erhielt eine Einladung zur Weihnachtsfeier des ersten Sturms. Er hatte auf dem Gau zu tun an diesem Abend, kam viel zu spät; Bescherung und alle Ansprachen waren längst vorbei. Er drängte sich in den überfüllten Saal, stand hinten an der Wand, blickte zur Bühne, wo man mit bescheidensten Mitteln ein Stückchen aufführte; trotz der Perücke erkannte er gleich seinen Bruder Werner. Nur den Schluß sah er noch, hörte den mächtigen Beifall, das begeisterte Klatschen der S.A.-Männer. Immer wieder wurden die Darsteller herausgerufen, immer wieder überschüttet mit jubelnden Rufen, die mehr als allen seinem Bruder galten. Er setzte sich an den nächsten Tisch, trank ein Glas Bier mit den Kameraden. Man brach zeitig genug auf; als er grade aufstand, kam Werner auf ihn zu. „Das ist lieb von dir, Horst, daß du doch noch gekommen bist."

Ein ganzer Schwarm brachte sie durch die Straßen, diesmal war es Werner, den die Kameraden mehr noch umdrängten als ihn. Vor dem Pfarrhaus in der Judenstraße verabschiedeten sie sich, auch Horst wollte weiter. Aber der Bruder hielt seine Hand fest. „Nein, heut laß ich dich nicht fort, du mußt hinaufkommen zu mir!" Jung und froh leuchteten seine Augen, man sah ihm an, daß er glücklich war heutnacht.

Sie stiegen die Treppe hinauf, schlichen durch den

Gang, wie sie so oft getan. Werner rückte dem Bruder den Sessel hin. „Setz dich, Horstemann, sag mir, wie fandst du es? Denn das ist doch die Hauptsache, wie's dir gefallen hat!"

„Dein Spiel?" sagte er. „Na, gut hat mir's gefallen. Und das Stück auch, soviel ich davon gesehn habe. Ich kam reichlich spät."

„O schade", meinte der Bruder. „Wir haben uns viel Mühe gegeben. Aber dann mußt du so lieb sein, es wenigstens zu lesen."

Er zog die Schublade auf, reichte ihm die Bogen hin. Horst las: „'Der Tag des Erkennens'. — Von wem ist denn das Stück?"

„Von mir", antwortete Werner, „von wem sonst? Letztes Jahr schriebst du eins — da wollt ich's jetzt einmal versuchen."

Einfach genug war die Handlung: ein Arbeiter mit großer Familie, Genosse einer sozialdemokratischen Gewerkschaft, der durch Streik in einem andern Betriebe gezwungen ist, die Hälfte seines Wochenlohns in die Streikkasse zu zahlen. Er hungert sich mit seiner Familie durch; schließlich geht es nicht mehr — er sucht seinen Gewerkschaftsbonzen auf und bittet um eine Unterstützung — die wird ihm abgeschlagen. Dann der Gegensatz: wie die roten Bonzen die Streikgelder verprassen. Endlich die Bekehrung des Arbeiters in einer Kneipe, während draußen S.A. von Kommunisten überfallen wird. Die Polizei erscheint: die Roten fliehn, die S.A.-Männer aber werden von Schupos zusammengeschlagen und verhaftet.

Horst legte die Blätter auf den Tisch. „Nun?" fragte sein Bruder.

Er antwortete nicht gleich. Kunst? Das hatte mit Kunst nichts zu tun, so wenig wie die Szenen, die er selbst früher für die S.A.-Abende geschrieben hatte. Das war derb und schlicht, reichlich harmlos und kindlich. Und war doch so treuherzig und jugendrein, so taufrisch und unverdorben — jedes Wort war da ehrlich empfunden. Und diese Menschen lebten: jeder einzelne der Sturmleute kannte solch treue, eingefleischte sozialdemokratische Arbeiter, die auf ihre Gewerkschaft schworen, solange sie denken konnten. Jeder auch hatte solch roten Bonzen erlebt, wie sie sich überall in den Verwaltungen der Stadt, der Krankenkassen, der Wohlfahrtsämter breitmachten. Und erst die Polizei — wer wußte da besser Bescheid als sie? Alles Beiwerk war nebensächlich: vor diesen Zuschauern mußte das Stück wirken, wie es gemeint war: ehrlich und echt! Darüber hinaus aber war noch ein Andres da, dasselbe, das in ihren Liedern lebte, etwas, das sie nicht fassen konnten und doch gut und tief fühlten. Irgendein Ton, irgendein Klang, der sie hinaustrug aus dem Alltag, der ihnen eine Hoffnung schien und eine Verheißung.

Horst sagte: „Mein Urteil willst du, Brüderchen? Nur das eine kann ich dir sagen: so, wie's da ist, ist es das Richtige!"

Werner lachte, sein liebes Jungengesicht strahlte. „Meinst du das wirklich, Horst? Ich glaubte schon, die Kameraden hätten nur so geklatscht, weil sie alle so gut sind zu mir und weil sie dich lieben, wie — wie —"

Horst unterbrach ihn. „Laß mich aus dem Spiel! Die Sturmbrüder sind garnicht so zartfühlend, können recht rauh sein, wenn's nötig ist, auch zu ihren liebsten Freunden. Hättest nur dabei sein sollen, wie mich Fiedler und

der Barrikadenalbert vorhatten, auf der Heimfahrt von Potsdam — die zwei haben mir gründlich ihre Meinung gegeigt, weil ihnen was nicht paßte. Wenn alle dir heute zujubelten, dann war's, weil das, was du schriebst, aus dem Herzen kam, und weil's ihnen zu Herzen ging — darum allein!"

Der Bruder nickte. „Ja, so wird's wohl sein! — Noch eine Bitte hab ich: wenn dir das Stückchen gefällt, darf ich dir's schenken?"

„Fein!" rief Horst. „Schreib mir gleich eine Widmung drauf. Wart, Brüderchen, wir wollen tauschen; ich geb dir dafür mein Sturmlied: 'Die Fahnen hoch', — die Handschrift muß noch in meinem Schreibtisch herumliegen. Willst du's haben?"

Werner fuhr auf: „Das — das willst du mir schenken?" Er unterbrach sich. „Nein, das darf ich nicht annehmen — das mußt du der Mutter geben, du kannst ihr kein schöneres Geschenk machen zu Weihnachten. Gib mir eins von den andern Liedern — gib mir —"

Horst lachte laut. „Was du willst, kannst du haben, such dir nur aus. Kannst dir alles nehmen — mir liegt garnichts dran. So, und nun laß mich ziehn."

Werner ging mit dem Bruder die Treppe hinunter auf die Straße, hing seinen Arm ein, brachte ihn heim durch die klare Winternacht. Sie sprachen kaum, erst in der Großen Frankfurter begann Werner wieder: „Weißt du, Horst, ich hab solche Sehnsucht nach den Bergen, möchte eine Woche fort über Weihnachten, zum Skilaufen ins Riesengebirge. Also widme dich der Mutter ein bißchen mehr in dieser Zeit."

„Na klar!" sagte Horst. „Hätt ich sowieso getan."

Werner neckte ihn. „Und halt eine schöne Rede, Herr

großer Bruder, auf Inge und ihren Doktor zur Verlobung! Vertritt mich würdig — bist ja das Oberhaupt der Familie."

„Abgemacht!" lachte Horst. „Ich werde sprechen, daß sie vor Rührung heulen werden, und so salbungsvoll, daß sie alle vor Lachen Krämpfe kriegen. Und die gute Tante Gerti wird sagen, daß das ganz ungehörig sei bei weihnachtlichen Verlobungen."

„Noch etwas, Horst", bat der Bruder, „gib mir deinen Rat. Ich kann mit zwei Gruppen fahren — einmal mit meinen alten Freunden von den Pfadfindern. Ich war schon oft mit ihnen im Schnee, kenn sie alle gut — auch sind sie sicher die bessern Skiläufer. Dann mit der Naziskigruppe, die hat sich erst zusammengetan — ein paar davon kenn ich, sie haben mich sehr gebeten, mitzukommen."

„Dann fahr mit denen", bestimmte Horst, „die haben Ausspannung nötig nach den harten Wochen des Wahlkampfes. Deine Pfadfinderfreunde sind nun alt genug: die Wölflinge könnten endlich beißen lernen. Aber du sollst nicht um sie werben — von selbst müssen sie zu uns kommen. Also mit Gott, Junge, grüß mir die weiße Einsamkeit!"

* * *

Sie standen vor dem Haus; er zog die Schlüssel aus der Tasche. „Was sind das für Zeichen an der Tür?" fragte Werner.

Horst blickte hin. „Schon wieder? Fünfmal schon haben meine Jungen die Schmiererei weggewischt. Die roten Klickenbrüder zeigen da ihre Kunst, wollen sich bei mir in gute Erinnerung bringen. Das Hakenkreuz bedeutet,

daß hier ein Nazi wohnt, und das Grabkreuz mit den drei Ausrufungszeichen will sagen, daß sie mir Tod geschworen haben."

Werner blickte ihn an, sagte langsam: „Du — ich sollte doch lieber nicht reisen."

Horst lachte laut. „O du Lämmchen! Glaubst du, daß du mich besser schützen könntest, als ich selbst das kann und mein fünfter Sturm? Natürlich fährst du! — Und nun gut Nacht, es ist Zeit, daß du in die Falle kommst."

Langsam ging Werner zurück. Manchmal blieb er stehn, hatte ein Empfinden, als ob er wieder zum Bruder müsse, ihn noch einmal sehn, etwas noch ihm sagen. Was denn nur? Er besann sich — nichts fiel ihm ein. Er ging weiter, kam in die Jüdenstraße, sah vor dem Pfarrhaus einen Burschen stehn, der hinaufschaute. Er zögerte, hörte dann einen langgezogenen Pfiff — ah, Pantel war es!

„Du, Gerhard?" rief er. „Was willst du noch hier?"

Der S.A.-Mann sagte: „Ich war noch im Bombenschloß bei Fiedler. Haben dir nicht die Ohren geklungen? Nur von dir haben wir gesprochen! Ich kam hier vorbei, wollte mal sehn, ob du noch wach wärst — darum pfiff ich."

Arm in Arm gingen die beiden Jungen durch die Straße, bogen links hinein, wandelten rundherum auf dem stillen Jüdenhof. Sprachen, sprachen, erzählten einander von der Aufführung, kosteten noch einmal jeden Augenblick durch. Stunden verrannen, immer noch schritten sie dahin, fanden kein Ende.

Das Glockenspiel der Parochialkirche erscholl — vier Uhr? „Schluß nun", sagte Werner, „sonst kommen wir überhaupt nicht mehr ins Bett."

„Wann willst du fahren?“ fragte sein Freund.

„Morgen schon“, antwortete Werner. „Ich hab mich entschlossen, mich unsern Leuten anzuschließen. Ist ein Jammer, daß die Pfadfinder immer noch schlafen, nichts wissen wollen von Politik. Aber das wird schon kommen. Horst meint auch, daß sie bald wach werden, dann zu uns kommen, Mann für Mann. Die haben auch ihre Lieder — manch schönes ist dabei. Eins hab ich immer am liebsten gesungen — seltsam, es geht mir stets durch den Kopf seit ein paar Tagen. Ich möchte es ein wenig umändern und zurechtstutzen, dann können wir's in der S.A. singen.“

„Wie geht es denn?“ fragte Gerhard.

Werner Wessel blieb stehn, sang mit halber Stimme:

„Kamerad, so laß dir sagen,
Kamerad, es ist schon Zeit!
Horch, die Trommel wird geschlagen:
Sei bereit, sei bereit!
Aus ist der Traum — es heißt marschieren,
Heißt sein weniges Leben riskieren:
Rot ist jeder Wolke Saum.“

Er hob die Stimme ein wenig, die Worte kamen zurück aus den Ecken. „Lausch doch!“ flüsterte Gerhard. „Hab garnicht gewußt, daß hier ein Echo ist.“

„Ich auch nicht“, sagte Werner. „Das geht wohl unter im Tageslärm — nur in der stillen Nacht hört man's. — Sag, wie gefällt dir das Lied?“

Der Freund nickte. „Schön ist's — aber sehr traurig, ich weiß nicht warum. Nicht zackig genug für die S.A.!“

Werner nickte. „Ich weiß schon, was fehlt: Leben und

Hoffnung und der Blick auf morgen! Vielleicht gelingt mir's, das hineinzubringen."

Sie verabschiedeten sich an der Straßenecke; langsam ging Werner die paar Schritte zum Pfarrhaus. 'Sei bereit', dachte er, 'sei bereit!'

Und seine jungen Lippen summten:

„Aus ist der Traum — es heißt marschieren,
Heißt sein weniges Leben riskieren:
Rot ist jeder Wolke Saum!"

VIII

Weihnachten 1929.

Es kommt eine Einladung nach Amerika für Horst und Werner; beide lehnen ab. — Mit seinen Kameraden fährt Werner in die Berge zum Skilaufen. — Er kommt um im Schneesturm mit drei andern. — Wie Horst seinen Bruder heimholt und wie ihn die Kameraden ins Grab senken.

Samstagabend, drei Tage vor Weihnachten — Werner schleppte einen Tannenbaum ins Pfarrhaus, half Inge, ihn schmücken: „Wenn die Mutter heimkommt zum Abendessen, könnt ihr mich gleich bescheren — da hab ich mein Fest schon im voraus." Er nahm kleine Paketchen aus seinem Schrank, gab sie der Schwester. „Das sind meine Geschenke für euch — leg sie unter den Baum am Heiligabend." Dann reichte er ihr einen Briefumschlag. „Hier die Hauptsache: Horsts Lied — er schenkt's der Mutter. Wenn er herkommt, soll er ihr was Liebes draufschreiben, sag's ihm. Und du mußt es hübsch verpacken, recht weihnachtlich mit Silberbändchen und Tannenzweigen, wie's die Mutter gern hat. Sie soll nicht gleich merken, was drin ist — dann freut sie's noch mehr."

Die Mutter kam; als sie eben bei Tisch saßen, brachte

der Postbote einen Eilbrief. Sie öffnete ihn, überflog die Seiten, reichte ihn Werner. „Da lies, Junge! Jetzt hast du die Wahl! Entweder ins Riesengebirge oder — — nach Amerika. Der Kapitän schreibt, daß er dich mitnehmen kann: übermorgen schon mußt du in Bremen sein."

Das war ein alter Plan von ihr — sie hatte seit Jahrzehnten zwei Brüder drüben, einen in Argentinien, in Chile den andern: von beiden waren ihre Kinder ein übers andre Mal eingeladen worden. Und dann war da ein Schiffskapitän, ein alter Freund ihres Mannes aus dem Kriege; der hatte ihr versprochen, die Jungen umsonst mitzunehmen und wieder zurückzubringen. Erst sollte es Horst sein — der hatte abgelehnt. Später einmal vielleicht, jetzt ginge es nicht, unentbehrlich sei jetzt seine Arbeit für die Freiheitsbewegung. Werner solle fahren; er sei erst im zweiten Semester, habe noch Zeit genug, könne —

Aber das waren alles nur Luftschlösser einstweilen! Schließlich hat auch der älteste Seebär nicht allein zu bestimmen auf seinem Kahn — nun aber kam der Bescheid, daß er endlich die Erlaubnis der Reederei bekommen habe und also den Jungen mitnehmen könne.

Sie überlegten — etwa vier Monate würde es dauern, schrieb der Kapitän. Schwester Inge holte den Atlas, sie steckten die Köpfe zusammen über den Karten. Werner würde in Buenos Aires aussteigen, dort die Verwandten aufsuchen, dann durch die Pampa und über die Anden fahren nach Santiago. Wenn das Schiff zurückkam, die Westküste hinunter, würde der Kapitän ihn in Valparaiso wieder an Bord nehmen — durch den Smith-Kanal würde es gehn und die Magelhaensstraße.

Er würde manches noch kennenlernen, da der Dampfer eine Menge Häfen anlief, würde Valdivia sehn und Coronel, wo Graf Spee mit seinen drei Schiffen die Engländer schlug, auch das Feuerland, Punta Arenas, Montevideo, Porto Alegre und Rio de Janeiro und die Kapverdischen Inseln und die Azoren; auch Lissabon, Oporto und Bilbao — da würde gewiß grade ein Stierkampf sein! Le Havre, Southampton, Rotterdam — und was nicht alles! „Meingott, Junge", rief die Mutter, „was du sehn wirst! Da möchte man selbst wieder jung sein."

Werner sah auf. „Schade, daß Horst nicht will — er wäre schließlich der nächste dazu! Was meint ihr — vielleicht entschließt er sich doch noch?"

Der Fernsprecher rief; Inge nahm den Hörer auf. „Du, Brüderchen? Komm zu uns — wichtige Nachricht ist eingetrudelt! — Was, du kannst nicht weg? Sturmabend? — Einen Augenblick —" Sie winkte dem Bruder: „Horst ist's — da kannst du ihn gleich selber fragen."

Werner ging hinüber, begrüßte den Bruder, erzählte ihm, was der Kapitän geschrieben habe. Aber natürlich wolle er gern zurücktreten, wenn Horst sich entschließen könne —

Nein, nein, das sei ausgeschlossen, kam die Antwort. Er dürfe jetzt die Arbeit nicht hinwerfen.

„Aber ich soll sie hinwerfen", rief Werner, „das meinst du doch! Ich bin ja nicht so wichtig, bin leicht entbehrlich, was?"

Ach Unsinn, kam es zurück, jeder sei wichtig in dieser Zeit. Wann denn das Schiff fahre?

„Übermorgen soll ich in Bremen sein", rief Werner.

„Aber der Kapitän schreibt, wenn es diesmal noch nicht gehe, könne er dich oder mich bei der nächsten Reise mitnehmen — nach vier Monaten sei er zurück in Deutschland und führe dann wieder hinaus."

Dann möge er bleiben, kam die Antwort. Solle im Frühjahr reisen, solle jetzt mit den Kameraden in die Berge fahren —

Die Mutter nahm ihm den Hörer aus der Hand. „Was hast du nur, Horst? Und wenn was dazwischen kommt bis zum Mai? Eine solche Reise — nie wieder im Leben —"

Sie lauschte, hörte, was ihr Sohn sprach, ließ die Hand sinken, hing leise den Hörer ein.

„Was hat er gesagt?" fragte Werner.

Die Mutter zuckte die Achseln. „Er wolle dir nicht dreinreden — du solltest tun, wie's dir beliebt. Das sagte er."

„Und sonst nichts, Mutter?" forschte er. „Sonst nichts?"

Sie schwieg eine Weile, sagte dann still: „Doch, noch etwas: ein jeder müsse wissen, was seine Pflicht sei."

Sie saßen um den Tisch, keiner sprach ein Wort. Sie gingen ins Wohnzimmer; Inge brannte die Kerzen des Baumes an. Nahm einen kleinen Zweig, hielt ihn in die Flamme — Weihnachtsduft füllte den Raum. Werner packte seine Geschenke aus, alles was nötig war zum Skilaufen — küßte Mutter und Schwester.

Endlich sagte Inge: „Du solltest doch reisen!"

Die Mutter nickte, sagte: „Ja, du solltest reisen, Junge. Du weißt, wie schwer es für mich ist, dich zu missen, vier Monate lang — grade jetzt, wo Horst weg ist vonhaus. Und doch bitte ich dich: reise! Welchem deutschen Jungen

wird das heute geboten — kaum einem von hunderttausend! Deine Kameraden werden es gut verstehn, werden sich freuen mit dir und für dich. Willst du's dir nicht überlegen? Vielleicht besprichst du's mit deinem Freund Gerhard?"

Langsam schüttelte der Junge den Kopf. „Mit Gerhard? Der kann mir auch nichts andres sagen. Jeder muß selbst seine Pflicht kennen — das hat Horst gesagt. Seine Pflicht aber und meine Pflicht und die jedes einzelnen von uns — da ist kein Unterschied. Was wären wir wert, wenn wir kein Opfer bringen könnten für unsre Sache?! Manche von uns haben schon ihr Leben gegeben — wie viele ihr Blut und ihre Knochen! Und viele hunderte ihre Freiheit — anderthalb Jahre saß der Führer in Landsberg, jeden Tag schlucken alle Gefängnisse im Lande unsre Kameraden. Horst und ich —"

Inge unterbrach ihn. „Ihr habt auch gesessen, ihr beide! Meinst du, es sei ein Vergnügen für Mutter und mich, euch alle paar Wochen auf der I. A. zu wissen?"

Werner lachte. „Im Polizeipräsidium! Ein paar Stunden lang eingesperrt, ein, zwei Tage, wenn's hoch kam. Das zählt doch nicht, das kann doch kein Mensch ein Opfer nennen. Und jetzt, zum ersten Male, können wir zeigen, wie treu wir's meinen — brauchen nur auf ein Vergnügen zu verzichten, nun ja, auf ein großes Vergnügen. Keinen Augenblick hat da Horst gezögert, von Anfang an hat er erklärt, daß er verzichte auf die Reise — selbstverständlich war ihm dies Opfer! Da sollte ich zurückstehn? Sollte sagen: Macht euren Kram allein, Kameraden, geht auf die Straßen, schlagt euch herum mit den roten Klicken — ich reise, heidi!, nach

Amerika?! Das wäre so, Mutter, als ob der Vater im Kriege zuhause geblieben wäre — er hätte es gut tun können, und kein Mensch hätt's ihm übelgenommen — auch daheim gebrauchten die Gemeinden ihre Pfarrer. Und er war doch der erste, der freiwillig hinauszog. Heut ist's umgekehrt: heut verlangt uns das Vaterland zuhaus — da dürfen wir nicht fort! Das weiß der Himmel, daß ich mich hinaussehne, ferne Länder zu sehn und wilde Meere — und Horst nicht weniger als ich. Nun gut, wir müssen darauf verzichten, weil wir deutsche Jungen sind — hier hält uns die Pflicht. Darum schreib dem Kapitän, daß er nur allein fahren solle, jetzt und im Frühjahr auch! — Und nun, Mutter, nun muß ich fort, die Kameraden warten am Bahnhof."

Inge sah ihn an mit großen, weitaufgerissenen Augen; noch nie hatte sie den kleinen, lachenden Bruder so reden hören, so lange und so ernst.

Ein Schweigen lag im Raum; dann sagte die Mutter: „Bleib bei uns, mein Junge! Fahr nicht in die Berge!"

Die beiden horchten auf, blickten verwundert auf die Mutter — was hatte sie denn? Ruhig und klar war ihre Stimme, nicht lauter als immer, klang doch so seltsam eindringlich, warm und fest — wie ein verhaltenes Weh.

Sie merkte es selbst, lenkte ab, sagte: „Es ist das erste Mal, daß einer von euch weg will zum Christfest — das ist es! Fahr nicht, Wernerbub!"

Er ging hinüber zu ihr, legte ihr den Arm um die Schultern. „Aber Mutter, was hast du nur? Horst ist doch da und Inge und ihr Verlobter! Auch Tante Gerti hat sich angesagt, deine liebste Schwester —"

Sie antwortete nicht, schüttelte langsam den Kopf.

„Ist ja nur für acht Tage", lachte er. „Hast mich ja bald genug wieder!" Er küßte sie rasch. „Ihr sollt mal sehn, wie braungebrannt und frisch ich heimkomme!"

Er ging nach hinten in sein Zimmer, zog sich um; die Frauen hörten ihn singen. Dann kam er wieder, lachend und jubelnd: „Na, wie gefall ich euch? Ganz auf neu gebügelt!"

Im blauen, norwegischen Skianzug steckte er; Windkappe auf den Locken, bunten Schal um den Hals. Handschuhe, Stiefel mit bunten Troddeln — Bretter, Stöcke, den gefüllten Rucksack auf dem Rücken.

Die Mutter sah ihn an — schmuck, schmuck sah er aus, ihr Junge!

Inge neckte: „Wie aus dem Ei gepellt, Bengel — mach dir nur kein Fleckchen auf deine Weihnachtspracht! — Und paß fein auf, daß du kein Bein brichst."

„Nicht unken, nicht unken!" lachte Werner.

* * *

Sie fuhren in der Nacht, achtzehn junge Leute und ein paar Mädel; sonntagfrüh kamen sie in Hirschberg an. Aber noch begannen die Weihnachtsferien nicht, erst mußte man wieder mal seiner Bürgerpflicht genügen. Diesmal ein Volksbegehren — gegen den Young-Plan. Der Führer der Abteilung stellte fest, daß jeder, der stimmen durfte, richtig mit einem Wahlschein versehn war; dann leitete er seine Herde zum Wahlraum. „Wenn jeder Deutsche jeden Sonntag irgend was wählen darf", lachte er, „dann erst wird's richtig im hochgelobten Reich der schwarzroten Demokratie! Eligere necesse est — vivere non est necesse! Sag's ihnen auf deutsch, Werner, bist ja ein studierter Mann!"

„Wählen, das ist die Hauptsache!“ übersetzte Werner. „Wenn man das nur darf, krepiert man gern fürs Vaterland.“

Sie machten noch einen Werbemarsch durch die Gassen und über den Marktplatz, fuhren nach Giersdorf, schickten ihr Gepäck voraus mit den Hörnerschlitten — der erste Tag ist ja der schönste auf den langen Brettern, da hat man den Rücken gern frei. Sie stiegen den Rodelweg auf zur Spindlerbaude, dort gab's ein einfaches Mittagsmahl. Bald schnallten sie die Schneeschuhe an — hinüber ging's zur Prinz-Heinrich-Baude.

Fröhlich sausten sie den Hang hinab, dann ging's steil bergan im Walde. Sie erreichten den Kamm — da empfing sie ein scharfer Wind. Frohgemut war die Stimmung, obwohl ein paar blutige Anfänger dabei waren, die sich tüchtig abquälen mußten, um Schritt halten zu können. Hell klangen ihre Kampflieder über die Schneefelder. Sie kamen zu einer vereisten Steingruppe, mußten höher klettern, das kostete viel Schweiß.

Immer heftiger wurde der Wind; sie lachten dazu. Nur eins der Mädel schien ermüdet; der Leiter schickte sie voraus mit den beiden besten Schneeschuhläufern, die Weg und Steg kannten; sie sollten dem Baudenwirt oben mitteilen, daß man Leute ausschicke, falls die Hauptgruppe nicht sofort nachkäme. Dann brach, sehr früh, die Dämmerung herein; dichter Nebel zog auf.

Sie glitten weiter, kamen nur sehr langsam vorwärts in dem immer stärker werdenden Sturm. Der Führer entschloß sich rasch, schickte alles, was zurückgeblieben war, wieder abwärts zur Spindlerbaude — auch von dort solle man gleich einen Hilfstrupp hinaufschicken. Nur wenige noch zogen mit über den Silberkamm, drei

Burschen und ein Mädel — der jüngste von ihnen führte den Trupp, Werner Wessel. Der Leiter selbst ließ sie an sich vorbeiziehn, folgte hinten nach als letzter, um für alle Fälle Hilfe geben zu können.

Nein, es ging nicht mehr auf den Brettern, man hatte keinen Halt mehr. Werner ließ seine Gruppe abschnallen; sie banden die Skier an den Richtstangen fest, die auf dem Kamm alle vier Meter weit standen. Immer wilder pfiff die Windsbraut, jeden halben Schritt mußten sie elend erkämpfen; nicht drei Meter weit konnte man sehn.

„Die zwei sind weg", sagte Radloff. „Eben hatte ich noch ihre Hand — es ist, als ob sie der Schnee eingeschluckt habe."

Sie blieben stehn, riefen mit aller Kraft. Aber sie hörten nichts, ihre Stimmen erstickten im Sturm. „Ich muß zurück", sagte Werner. „Kannst du, Fritz, derweil —"

Ein rasender Windstoß — sie hielten sich aneinander fest. Dann ganz plötzliche Stille, als ob der Sturm den Atem anhalte. „Schreien", rief Werner, „ihre Namen schreien, zugleich! Eins, zwei —" Und sie brüllten, was die Lungen hergeben wollten: „Köhler!! Tesche!!!"

Deutlich hörten sie, garnicht weit her: „Hier! Hier, Werner!"

„Habt ihr die Stangen?" schrie er. „Haltet euch an die Stangen!"

„Ja, ja", kam es zurück.

Dann setzte der Sturm ein mit verdoppelter Kraft. „Wir müssen weiter", rief Werner. Er war beruhigt: frisch genug klangen die Stimmen der Kameraden, sie mußten dicht hinter ihnen sein. Köhler war ein kräftiger

Bursch; der andre, Tesche, ein Hirschberger S.A.-Mann, der sich ihnen am Morgen angeschlossen hatte und als guter Schneeschuhläufer galt. 'Sie werden schon durchkommen', dachte er, 'wenn ich nur das Mädel glücklich zur Baude schaffe!' Es fiel ihm ein, daß er nicht mal ihren Namen kannte.

„Wie heißt du?" fragte er.

„Schönfeld", antwortete sie, „Hildegard." Sie ließ seinen Arm fahren, gähnte krampfhaft, bat: „Nur ein wenig ausruhn möchte ich."

Er faßte sie am Arm. „Nein, nein, oben kannst du ausruhn, wenn wir in der Hütte sind! Jetzt nicht."

Sie kämpften sich durch den Schnee — wieder griffen sie eine Stange, wieder waren sie vier Meter weiter. Noch eine Stange und noch eine — wollte es denn nie ein Ende nehmen? Fast zugefroren waren ihre Augen, immer von neuem schleuderte sie der Sturm in den Schnee. Manchmal glitt einer ab, geriet bis zur Brust in ein Schneeloch — mit letzter Kraft mußten ihn die zwei andern herausholen.

„Wie spät es wohl sein mag?" fragte Fritz Radloff.

„Weiß nicht", rief Werner, „ist auch gleich. Die ersten müssen gegen sechs oben angekommen sein — die schicken uns Leute entgegen. Jede Minute kann jemand kommen — vorwärts müssen wir, nur nicht schlapp machen."

Unendlich langsam ging es; manchmal krochen sie — Werner zog das Mädel nach sich, stieß es dann wieder vor.

„Laßt mich doch liegen", bat sie, „so todmüde bin ich. Könnt mich ja später hinaufholen."

„Nein, nein", zischte er. Er wußte gut, was das bedeuten würde: sichern Tod! Sie mußte hinauf, mußte sich durchkämpfen, mochte sie auch jeden dritten Schritt

zusammenbrechen. „Geh du vor", befahl er dem Kameraden. „Ich schlepp sie schon allein mit. Sieh, daß du hinaufkommst zur Baude, schick Hilfe!"

Langsam kam der andre vorwärts; Werner blieb mit dem Mädel zurück. Immer von neuem riß er sie hoch, stieß sie vor. Er schrie sie an, schlug sie, trat sie — weiter, nur weiter! Es kostetete ihn eine ungeheure Überwindung, aber er wußte, daß es das einzige Mittel war und das letzte. Wenn jeder kleinste Wille erloschen ist, hilft nur das noch: Zwang und rohe Gewalt. Manch einer schon, der verloren war, war so gerettet worden.

Weiter — weiter. Zehn Richtstangen, zwanzig — manchmal fehlte eine, war abgeknickt von dem rasenden Sturm. Nur die Richtung halten, nur nicht abkommen vom Kamm.

Das Mädel sprach kein Wort mehr, willenlos ließ es sich mitschleppen. Nur tiefes Stöhnen hörte er aus ihrer Brust. Es war, als ob er einen schweren Eisklumpen mit sich schleppe.

Aber seine Kräfte hielten und seine Nerven. Er fühlte ganz sicher, daß er es schaffen würde, trotz Sturm und Finsternis, trotz der eisigen Kälte, trotz aller Müdigkeit. Mochte sie sinken und fallen, er hob sie doch wieder auf, schleppte sie doch hinauf.

Eine Zeitlang ging es besser, der Sturm schien nachzulassen. „Nur ein wenig noch", mahnte er, „nun sind wir bald oben." Das Mädel antwortete nicht — immer nur dies grauenhafte Stöhnen.

Dann heulte es wieder, dann raste wieder dieser höllische Wind von Böhmen her. Er warf sie beide um — mühselig raffte er sich auf, zog sie mit, erreichte die nächste Stange. „Auf", rief er, „auf!"

Das Mädel rührte sich nicht. „Ich kann nicht mehr", flüsterte sie.

„Du mußt", zischte er, „du mußt!" Er riß sie hoch, richtete sie auf — wie ein Sack fiel sie zusammen. Da griff er sie unter den Armen, ging rückwärts, schleifte sie nach.

Stangen, Stangen, immer wieder Stangen. Vier Meter stehn sie auseinander, dachte er. Zehn Stangen sind vierzig Meter — wie lange mußte man dafür kämpfen?! Hundert Stangen, hundert — ah, das mußte Ewigkeiten dauern. Er biß sich die Lippen blutig. Wir kommen doch weiter, dachte er, kommen mit jedem Schritt näher zur Baude —

Gerechtergott, diese Finsternis! Endlich, endlich mußte doch ein Licht auftauchen —

Nichts, nichts. Nur Schnee, nur Schnee. Stickiger Nebel, schwarz alles ringsum. Und der Sturm schrie und der Frost biß —

Was hörte er? War das nicht sein Name — Werner? Er lauschte angestrengt, schleppte sich weiter — sich und das Mädel. Suchte nach der nächsten Stange, fand sie nicht — war wiedermal eine vom Sturme umgeworfen? Er ließ das Mädel los, kniete, suchte mit den Händen im Schnee. Da lag die Stange — wie weit war sie weggerutscht von ihrem Platz?

Wieder hörte er, ganz schwach, seinen Namen — das mußte dicht unter ihm sein. Er kroch hinab auf allen vieren, fand seinen Kameraden im Schnee hocken. „Auf, auf, Fritz", schrie er, „du darfst nicht schlapp machen!"

„Werner", kam die Antwort, „es geht nicht mehr."

Er stieß ihm die Faust in die Rippen, griff seinen Arm, zog ihn auf. Der Freund gab sein letztes her, richtete sich stramm auf, taumelte wieder, schleppte sich doch hinauf.

Aber da, wo das Mädel saß, bei der geknickten Stange, sank er wieder in den Schnee.

Werner bat und flehte, gab den beiden tausend gute Worte. Schalt dann, schrie sie an, schlug und stieß sie — nichts half. Er brachte das Mädel glücklich auf die Beine; als er den Freund mühsam aufrichtete, knickte sie wieder zusammen. Er fühlte: nie würde er sie beide mitschleppen können — und — und einen auch nicht!

Er, er würde schon hinaufkommen — allein! Aber er durfte sie nicht im Stich lassen. Er überlegte, sehr scharf arbeitete sein Hirn. Wenn die erste Gruppe den Weg verfehlt hatte, wenn also von der Prinz-Heinrich-Baude kein Rettungszug unterwegs war — dann mußte er selbst oben Hilfe holen. Aber bis dahin war's sicher zu spät — waren die beiden längst erfroren. So gab's nur die eine Hoffnung noch: die Gruppe war glücklich angelangt, der Hilfszug war unterwegs. Dann aber mußte er hierbleiben, mußte mit hartem, grausamem Willen die beiden wachhalten, das Mädel und den Kameraden. Mußte sie zwingen, sich zu bewegen — nur nicht einschlafen durften sie.

Und die Hilfe konnte ja jeden Augenblick eintreffen — das waren geübte Leute, die die Erschöpften schon hinaufschleppen würden. Sie und die beiden andern, die noch hinter ihnen waren, Köhler und Tesche —

Wo die nur blieben? Wenn sie doch endlich herankämen; gemeinsam könnte man vielleicht die halb Ohnmächtigen weiterschleppen.

Er machte sich an die Arbeit, riß den Freund auf, dann das Mädel. Er bewegte ihre Arme und Beine, bog ihren Rumpf nach vorn und wieder zurück, rieb die Gesichter. Unsäglich mühsam war es; nicht eine Sekunde konnten

sie mehr aufrecht sitzen, sanken immer wieder zurück in den Schnee — es war, als ob er mit Ertrunkenen sich abmühe.

Aber er gab nicht nach, schonte sich nicht, arbeitete, kämpfte um ihr Leben —

Was war das? Tauchte da nicht ein Lichtschein auf? Er sprang auf, blickte sich um. Kein Zweifel, der Nebel war verschwunden, er konnte deutlich die nächsten Stangen erkennen. Und der Sturm ließ nach — ganz still fielen nun die Schneeflocken.

Lichtschein? Etwas hatte er leuchten sehn in der Ferne, das war gewiß. Dann aber konnte es nur der Hilfszug sein — dann, dann waren sie gerettet. Er schrie hinaus, so laut er nur konnte —

Keine Antwort — nur Schnee ringsum, nur Schnee. Er sah nichts, hörte nichts außer der eigenen Stimme.

Dann, ganz plötzlich, faßte ihn eine Müdigkeit — überall zugleich, im Hirn und im Herz, in allen Gliedern. Er kämpfte dagegen an, schrie wieder, spähte angestrengt über den Kamm.

Kein Laut in der Einsamkeit. Aber er sah, ganz deutlich nun, fern einen Lichtschein.

War das Täuschung — malten ihm die erregten Sinne ein Trugbild vor? Nein, das konnte nicht sein, durfte nicht sein — Licht in der Ferne, Licht — das mußten die Retter sein!

Seine Knie wankten, er sank zusammen, saß auf dem weichen Schnee. Ich muß ihren Leib bewegen, dachte er, muß sie wachhalten. Nur ein wenig noch, nur so lange, bis die andern heran sind —

Er streckte die Arme aus, kraftlos sanken sie zurück. Er fühlte: ein bißchen ausruhn, Kräfte sammeln, dann geht's wieder.

Wie wohl diese Müde tat, wie sanft und selig sie einlullte. Die Augen fielen ihm zu, ein wenig hob er die Lider, blinzelte hinüber zu den andern. Sie rühren sich nicht, dachte er, sie schlafen schon. Laß sie nur schlafen, fest und ruhig; bald wird der Hilfszug kommen, sie zu holen. Das Licht, das rettende Licht — ob es schon näher heranzog über den Silberkamm?

Er versuchte den Kopf zu wenden, auszuschauen nach dem hellen Schein — es wollte nicht gehn, so müde war er. Nur gradeaus vermochte er zu blicken, über den Schnee hin — blendend hell schien er zu leuchten. Süßes Licht, dachte er, helles, süßes Licht! Er lächelte still, voll tiefsten Glückes. Bald müssen Stimmen schallen, dachte er. Ob sie wohl Tragbahren mithaben? Die zwei müßte man ja tragen, Fritz Radloff und das Mädel. Er selbst würde wohl laufen können, wenn sie ihn erst mal richtig wieder auf die Beine stellten! Dann würden sie ihn fragen —

Pah, er würde nicht viel antworten. Das genügte ja, daß er selbst wußte: er hatte es geschafft. Hatte die zwei gerettet, mitgeschleppt gegen ihren Willen — zurück ins Leben! Ob sie wohl wütend sein würden darüber, wie er es fertig brachte? Daß er sie anbrüllte, sie schlug und mit Füßen trat? Sie mußten ja einsehn, daß es nur so noch möglich war. Aber — vermutlich würden sie es längst vergessen haben.

Die Mutter fiel ihm ein — seltsam, im letzten Augenblick noch beschwor sie ihn, daß er nicht in die Berge fahren möge. Ob sie wohl eine Ahnung hatte, daß es hart abgehn würde? Nun ja — aber nun war ja alles glücklich überstanden. Nein, ihr würde er nichts erzählen, sie würde sich doch nur unnütz aufregen, nachträglich

noch. Aber Horst, der würde es verstehen, sein herrlicher Bruder Horst, dem nichts höher galt als Gefahr. Horst, dem nur d a s Leben lebenswert erschien, das man sich täglich neu erkämpfen mußte! Die Mutter — ja gewiß, er mußte in Zukunft doppelt lieb zu ihr sein. Leicht hatte sie's nicht mit zwei solchen Jungen, um die sie jede Stunde zittern mußte.

Früher einmal, früher war das anders. Er erinnerte sich gut, wie er als kleiner Bub an der Mutter Rockschößen hing. Weißblonde Locken hatte er damals, alle Leute wollten ihn abküssen; er mußte mit Hand und Fuß sich wehren — das durfte nur die Mutter tun. Die beiden gingen schon in die Schule, Horst und Inge, er allein blieb noch zuhaus. Nicht eine Minute ließ er die Mutter allein, lief ihr nach wie ein kleines Hündchen von einem Zimmer ins andre!

Wie sie sich freuen würde, übermorgen, am Weihnachtsabend. Horst würde kommen, da würde es ein rechtes Christfest sein! Und Inge würde der Mutter das Geschenk geben, später erst, wenn sie zu Bett gingen — so hatte er's der Schwester eingeschärft. Sie würde es auspacken, würde sein Lied finden: 'Die Fahnen hoch —'

Er hatte ja auch sein Geschenk von Horst, auch ein Lied von des Bruders Hand. In der Brusttasche trug er es, grad am Herzen — das Edelweißlied. Leise bewegten sich seine Lippen, formten Worte und Klänge. Aber es war ihm, als ob es sein Herz sei, das sang:

'So glührot der Morgen, so rosig der Schnee,
Herzbruder, Feinsliebchen, ein letztes Ade!
Es weiß wohl zu sterben um Siegespreis
Die Sturmabteilung vom Edelweiß
Im braunen Hitlerregiment!'

'So glührot der Morgen', dachte er, 'so rosig der Schnee —'

* * *

Von beiden Bauden waren Rettungszüge aufgebrochen, erfahrene Schneeschuhläufer, die schon manch Menschenleben geborgen hatten. Sie retteten den Führer der Abteilung, auch den S.A.-Mann Köhler, der sich nach den Baberhäusern durchgeschlagen hatte. Und sie fanden Hans Tesche aus Hirschberg, fanden dicht beisammen im Schnee Fritz Radloff, Werner Wessel und das junge Mädel Hildegard.

Sie luden die vier auf Schlitten, fuhren sie hinunter nach Krummhübl, bahrten sie auf in dem kleinen Kirchlein von Wang.

Horst brachte die Mutter; Tante Gerti war mit ihnen. Man führte sie in die stille Kirche.

Zwischen Tannengrün ruhten die vier Kinder; jedes hatte Frühlingsblumen auf der Brust. So frisch waren ihre Farben, so rosig und gesund. Neben dem blonden Mädel lag ihr Junge — wie ein junger Held sah er aus.

Die Mutter starrte ihn an. Flüsterte: „Ich kann es nicht glauben, daß er tot ist! Er muß noch leben, muß leben!"

„Ja, Schwester, ja", schluchzte Tante Gerti.

Kein Wort mehr sagte die Mutter, kein kleines Wort. Schluchzte nicht, stöhnte nicht, stand nur da, blickte hinab auf das süße Menschenbild. Ein Sonnenstrahl fiel durch die Kirchenscheibe, küßte ihren Knaben — Stirn und Wangen und Mund.

Dann wankten ihre Knie; ihre Schwester und Horst stützten sie, geleiteten sie hinaus.

„Wenn sie nur weinen könnte", flüsterte Tante Gerti.

Die Mutter hörte es — es war ihr, als ob fernher die Stimme käme. Sie blickte die beiden an, sah die Tränen in ihren Augen. Wie — weinte sie denn nicht? Oh, sie würde schon weinen können, viel, viel weinen durch manche bange Nacht —

Horst brachte die Frauen zum Bahnhof, die Mutter folgte gehorsam seinen Anordnungen. „Ihr müßt vorausfahren", bestimmte er. „Ich besorge hier alles, bringe Werner heim. Inge ist ja in Berlin — sie bereitet ihm zuhaus seinen Willkomm."

Die Mutter nickte, ließ sich geduldig in den Zug heben.

Er stand auf dem Bahnsteig, unbeweglich, sah ihnen lange nach. Faßte sich endlich, biß die Lippen aufeinander. 'Ich muß mich zusammennehmen', dachte er.

Er ging zum Bahnhofsvorsteher, erkundigte sich, wie man das machen müsse, Tote heimzubringen.

Der machte ein langes Gesicht, suchte seine Dienstvorschriften heraus, blätterte, fand endlich die Bestimmungen über eisenbahnliche Verfrachtung von Leichen. Horst zog die Brauen zusammen: von Leichen sprach der Mann, und er meinte Werner, meinte das blonde Mädel und den Kameraden.

Ah, das war keine leichte Sache, schien es. Mit Ärzten mußte man sprechen, mit Behörden; immer neue Schwierigkeiten gab es, Bescheinigungen mußte man haben, alle möglichen Papiere —

Stundenlang lief er herum, fand aus, daß es Tage dauern würde, bis die Bahnbehörde befriedigt war. Aber die Mutter wartete, wartete — er mußte ihr den Bruder bringen zu Weihnachten. Da entschloß er sich kurz, setzte sich in den nächsten Zug, fuhr zurück nach Berlin. Last-

wagen hatte er oft genug zu Werbefahrten bestellt, da wußte er Bescheid. Gleich vom Bahnhof fuhr er zu einem Wagenbesitzer, suchte ein Auto aus, ließ es instandsetzen für die lange Fahrt. Wählte einen Wagenführer, auf den er sich verlassen konnte, einen Mann aus seinem Sturm. Särge dann, gute Särge —

Fast zwölf Stunden fuhren sie mit dem schweren Lastwagen über die vereisten Landstraßen, wechselten einander ab am Steuer. Hirschberger S.A.-Männer empfingen sie, halfen ihnen; ihren Kameraden Tesche hatten sie schon heimgeholt. Sie trugen die Särge in das Kirchlein Wang, betteten die Toten ein — stumm stand Horst dabei, sah ihnen zu.

Wang, dachte er, Wang? Hoch oben in Norwegen lag das Dorf, das so hieß. Aber ein romantischer Preußenkönig kaufte die uralte Stabkirche des heiligen Olaf, die die Bauern abreißen wollten, ließ sie herschaffen, wieder aufbauen im Riesengebirge, vor hundert Jahren vielleicht. Sie brachte ihren Namen mit aus der nordischen Heimat, stand nun hier mitten in Deutschland, erzählte der Jugend, die in die Berge fuhr, von Jarlen und Recken und wilden Berserkern.

Horst dachte: so war er doch hinausgefahren in die weite Welt, sein Bruder Werner! Lag nun im Norden, den er so liebte, den er als Schulbub schon durchwandert hatte mit seinen Pfadfindern, lag zwischen Schnee und Eis, zu Wang, in dem Kirchlein, wo alte Wikinger einst, heimgekehrt von stürmischer Heerfahrt, den letzten Schlaf schliefen.

Die Kameraden trugen die Toten hinaus in ihren Särgen, füllten den Wagen mit Stroh, daß sie sanft fahren sollten. Hoben die Särge hinauf, banden sie fest mit guten Stricken.

Einer reichte Horst ein Glas, hielt ihm ein Butterbrot hin. Er trank, biß in das Brot, würgte mit Mühe den Bissen hinunter. Gab den Rest zurück, sagte: „Danke! Es geht noch nicht, später vielleicht! — Ihr müßt gleich drahten, hört ihr? An meine Mutter, an die Eltern der andern, auch an Staf Breuer!"

Er saß am Steuer, lenkte den Wagen heim. Durch die Nacht fuhren sie, Stunden und wieder Stunden. „Schlaf du nur, wenn du kannst", sagte er dem Kameraden. „Ich weck dich schon, wenn's nötig ist."

Er fuhr, fuhr — ah, das war ein andres Fahren! Sonst aufgeregtes Volk auf den Gassen, wehende Fahnen, junges, jauchzendes Leben im Wagen. Dunkelheit jetzt, tiefste Einsamkeit. Särge hinter ihm und Tote darin.

Vereiste Felder, schwarze Wälder, Ortschaften dazwischen — sein Blick starrte gradeaus, immer hinein in den Lichtschein. Nur auf das Steuer achtete er, nur auf die Landstraße, es war ihm, als ob er keinen Gedanken sonst fassen könnte, das, was geschehn war, noch garnicht begriffen habe.

Dann, ganz plötzlich, durchzuckte es ihn: ich, ich bin die Ursache, meine Schuld ist es! — Meine Schuld — wie denn meine? Doch, doch, ich hätte es hindern können — wenn ich — wenn —

Das rechte Vorderrad fuhr auf den Sommerweg, dann glitt der Wagen hinüber, bedenklich nahe kam er dem Straßengraben. Er riß das Steuer herum, entging mit knapper Not einer starken Pappel. Was denn nur? Fuhr er unsicher, hatte er den Wagen nicht mehr in der Gewalt?

Er bremste stark; von dem Ruck wachte der Kamerad auf.

„Gib das Steuer, Horst", sagte er, „du mußt aus-
spannen."

Aber Horst weigerte sich. „Nein — ich will meinen Bruder selber fahren." Er lenkte auf den Sommerweg, hielt den Wagen an. Lehnte sich zurück, schloß die Augen, versuchte zu schlafen. Aber es ging nicht, der Gedanke ließ ihn nicht mehr los. „Ich muß mir drüber klar werden", flüsterte er.

Fieberhaft arbeitete sein Hirn. I h n hatte der Bruder gefragt, wem er sich anschließen solle auf der Fahrt in die Berge — nur ihn — sein Einfluß hatte Werner bestimmt, mit den Kameraden zu fahren. Wenn der Junge statt dessen mit den Pfadfindern gezogen wäre — nichts wäre ihm geschehn: die waren alle froh und gesund. Er wußte nicht, wohin sie gegangen waren — aber selbst wenn sie dieselbe Fahrt gemacht hätten, wäre doch alles gut abgelaufen. Denn die Pfadfinder wären sicher gleich vom Bahnhof hinaufgezogen, hätten nicht erst beim Volksbegehren mitgestimmt, dann noch rasch einen Werbezug durch die Stadt gemacht — und Werner wäre mit ihnen hinauf, der war ja noch viel zu jung zum Wählen. So aber hätten sie Zeit gewonnen, drei Stunden wenigstens, wären längst in der sichern Baude gewesen, als der höllische Schneesturm einsetzte!

Er, er allein hatte dem Bruder den Rat gegeben.

Und dann fragte ihn das Schicksal ein zweites Mal! Als er zuhause anrief am Samstagabend, als ihm Werner den Brief des Kapitäns vorlas. Ein Wort nur hätte es ihn gekostet, das eine kleine Wort: 'Reise!' Dann wäre der Bruder heute in Bremen, würde an Bord sein, losfahren in die weite Welt. Ein paar Tage lang durch Regen und Nebel vielleicht — dann hinein

in Sommer und Sonne! Er hatte das Wort nicht gesprochen, dies Wort, das doch sichere Rettung gab vor dem drohenden Unheil. 'Jeder müsse seine Pflicht kennen' — ja, das hatte er gerufen!

Pflicht? Wenn e r das als seine Pflicht empfand, so zu denken und so zu handeln, mußte es darum auch des Bruders Pflicht sein? War er nicht selbst nach Wien gezogen, war dort so recht Student gewesen, hatte mit vollen Zügen seine Jugend genossen? Freilich, er hatte dort auch in der Bewegung gearbeitet, hatte in roten Versammlungen geredet, hatte gekämpft für die Fahne Hitlers — ach, konnte nicht gradesogut Werner drüben in Buenos Aires und Santiago in deutschen Kreisen für die Sache der deutschen Freiheit werben?

Hin oder her — das eine blieb: sein Rat war es, der den armen Jungen hinausschickte in die weißen Berge!

In — in den Tod! In — den Sarg da hinter ihm!

Er stöhnte in wehem Schmerz. Gerechter Himmel — er, er schuld an seinem Tode?! Unerträglich war es — —

Dann dachte er: und wenn alles nicht geschehn wäre? Wenn diese paar Tage nicht gewesen wären, wenn ihm Werner jetzt die Frage stellen würde: mit wem soll ich fahren? Und die andre: soll ich hinaus mit dem Schiff?

Was dann?

Lange überlegte er, prüfte sich scharf. Flüsterte dann: „Es ist schon so — ich würde wieder das sagen, was ich ihm sagte! Laß die Reise — tu deine Pflicht! Und fahr mit den Kameraden, nicht mit den Pfadfindern!"

Er seufzte auf — dann brauchte er sich keine Vorwürfe zu machen?

Und doch nagte es, biß, ließ ihm keine Ruhe —

Er reckte sich hoch, griff wieder das Steuer. Er riß

seine Nerven zusammen, zwang sich mit übermenschlicher Kraft. Und er fuhr seine Toten über die Straßen, Stunden über Stunden, durch das Dunkel der Nacht, durch graue Dämmerung und den trüben Morgen.

Sie kamen nach Berlin; draußen bei dem Wagenschuppen erwarteten sie die Kameraden. Adj.-Staf Sprinckstub war da, Fiedler, Markus, manche noch. Sie stiegen hinauf, saßen neben den Särgen, kaum einer sprach ein Wort. Sie brachten Fritz Radloff heim; Leute seiner zweiten Standarte trugen ihn hinauf. Brachten das Mädel heim, Hildegard Schönfeld, trugen die leichte Last zu ihren Eltern. Kamen endlich ins Pfarrhaus zur Jüdenstraße.

Sie bahrten Werner auf, standen herum um den offenen Sarg. Dann erst holte Inge die Mutter.

Horst faßte ihren Arm, drückte leise die Hand. „So sorgsam habe ich ihn gefahren, Mutter — nicht ein kleines Blümchen fiel ihm herab von dem Frühlingsstrauß auf seiner Brust. Sieh doch, wie er daliegt, Mutter, stolz und schön — ein junger Krieger!" Aber seine Stimme zitterte.

* *
*

Sie saßen im Bombenschloß, rings um den strahlenden Lichterbaum. Leute vom ersten Sturm — frohe, frische Jungen voll heißen Lebens. Heute aber hockten sie stumm, fassungslos, keiner sprach ein Wort. Fühlten doch alle dasselbe: unser Bester starb, Werner Wessel! Sie hatten Bier da und tranken nichts, ließen ungeraucht die Zigaretten herumliegen.

Unendlich langsam krochen die Minuten.

Richard Fiedler sah auf die Uhr. „Bald Mitternacht — wir müssen uns eilen. Ihr zwei kommt mit — und

du, Gerhard! Ihr andern haut euch hin, versucht zu schlafen, bis wir zurück sind."

Sie zogen durch die Straßen, kamen zum Pfarrhaus; Inge ließ sie ein, führte sie ins Totenzimmer. Sie lösten die Wachen ab, stellten sich auf am Sarge, zwei zu Häupten, zwei zu Füßen des Toten.

„Laß mich hinten stehn", bat Gerhard Pantel.

„Warum?" fragte Fiedler.

Der S.A.-Mann flüsterte: „Ich — ich will ihn anschaun, die ganze Zeit über."

Stumm standen sie zwischen den brennenden Kerzen, hielten die Totenwacht.

Richard Fiedler hörte leises Schluchzen hinter sich. Er wandte den Kopf, sah Gerhard, aufgelöst in Tränen. Er warf ihm einen raschen Blick zu, der hieß: 'Haltung! Haltung! Du darfst nicht umfallen!'

Aber der junge S.A.-Mann bemerkte es nicht. Nur auf dem Toten ruhte sein Blick, nur auf dem Antlitz seines treuen Freundes. Unablässig rollten die Tränen aus seinen Augen, näßten ihm Kragen und Hemd; er fühlte es nicht. Ohne sich zu rühren stand er da durch die lange Wacht, weinte, weinte.

Als sie abgelöst wurden, andre Kameraden zur Totenwacht aufzogen, blieb er noch stehn, konnte den Blick nicht losreißen von dem Toten. Fiedler nahm seinen Arm, führte ihn sorgsam die Treppe hinunter. Sie verstanden es alle, ließen ihn weinen — keiner sagte ein Wort.

* * *

„Soll ich helfen?" fragte Horst. „Was kann ich tun?" Unruhig war sein Blick, seine Augen flackerten.

Inge sah ihn an — sehr verändert war der Bruder in diesen Tagen. Teilnahmlos schien er nach außen hin — aber die Schwester fühlte gut, wie es in ihm kochte.

„Nein, laß nur", antwortete sie, „ist ja schon erledigt, was nötig war — alle Kameraden halfen." Sie besann sich, vielleicht war es doch gut, ihm einen Auftrag zu geben? Sie reichte ihm einen Zettel, fuhr fort: „Das ist die Zugordnung, Staf Breuer hat sie ausgearbeitet. Vielleicht stellst du fest, ob alle Stürme und Trupps sie richtig bekommen haben."

Er nickte, steckte das Papier achtlos in die Tasche, lief aus dem Hause.

* * *

Gesang, im Totenzimmer, vierstimmig. Die Mutter saß da, starrte in die Kerzen. Sie hörte die bekannte Weise, verstand auch die Worte — wußte doch nichts damit anzufangen. „Was singen sie?" flüsterte sie.

Inge preßte ihre Hand. „Kennst du's nicht, Mutter? — 'Es ist bestimmt in Gottes Rat —'!"

Sie nickte. „Ja, das ist es." Aber sie verstand es nicht — war das Gottes Ratschluß? Unmöglich war es doch, ganz unfaßbar — Gott, Gott war doch ein guter Gott! Sie senkte still den Kopf — über alle menschlichen Begriffe war es.

* * *

Adj.-Staf Sprinckstub und die fünf Sturmführer der vierten Standarte hoben den Sarg auf ihre Schultern, trugen ihn die Treppe hinunter; vor dem Hause senkten sich die Hakenkreuzfahnen. Dann zerriß die helle Stimme des Staf die tiefe Stille: „S.A. — stillgestanden! Die Augen — links!"

Drüben auf der Straße standen die S.A.-Männer,

reckten zum Gruße den Arm hoch, während der Sarg auf den Wagen gehoben wurde — gedämpft spielte die Kapelle den Präsentiermarsch. In langer Parade zog noch einmal die S.A. vorbei, jeder Mann grüßte hinauf mit Blick und Hand. Dumpf schlugen die Trommler den Totenmarsch, während zugleich die Kapelle spielte — 'Jesus meine Zuversicht'. Langsam setzte sich der Zug in Bewegung.

Schon brach die Dämmerung herein, durch die menschengefüllten Gassen leuchteten düster die schwälenden Pechfackeln des ersten Sturms. Und es war, als ob es in diesen roten Bezirken keine Roten mehr gäbe: überall standen nur Freunde, grüßten in tiefer Stille den Toten.

Gedrängt voll der alte Friedhof von St. Nikolai. Die Pfarrer sprachen; nach ihnen Doktor Goebbels, der seinen Weihnachtsurlaub am Rhein unterbrochen hatte, zurückgeeilt war nach Berlin, um noch einmal hinabzublicken in das offene Grab, Abschied zu nehmen von seinem jungen Freunde.

Dann trat Staf IV an das Grab; er sagte:

„Lieber, blonder Junge! Vor acht Tagen noch saßen wir bei der Weihnachtsfeier deines Sturms mit dir zusammen, beglückwünschten dich Glücklichen zu deinem Weihnachtsstück. Deine Augen strahlten, fröhlich erzähltest du uns, daß du in die Berge wolltest. 'Möchte doch Schnee fallen!' sagtest du. Der Schnee fiel — und er wurde dein Leichentuch.

„Noch können wir's kaum fassen, was uns geschehn ist. In unsern Ohren klingt noch dein muntres Lachen — und schnürt uns die Kehlen zu. Wir hören dich noch — wie du glühend vor Begeisterung von deutscher Freiheit sprachst, sehn dich einherschreiten in deinem Sturm,

das klare Auge gradaus gerichtet, wie in Erwartung eines heiligen Festes. So jung, so blutjung du noch warst, hattest du doch klar erkannt, worum es geht in dieser dunkelsten Zeit deutscher Geschichte. Du verstandest, daß der deutsche Student dicht neben dem deutschen Arbeiter stehn müsse, wo es den Kampf gilt um die Freiheit und um einen ehrlichen und wahren Sozialismus — so wurdest du einer der Besten aller braunen Kämpfer. Freudig warst du zur Stelle, wann immer man dich brauchte; wo Not und Gefahr Kameraden umdrängte, da warst du da, Werner Wessel! Du warst unser bester Kamerad! So nehmen wir von dir Abschied — in deinem Sinne: um weiter vorzumarschieren in den Kampf! Nehmen Abschied von dir und geloben dir heiß, daß wir in diesem Kampf nicht ruhen wollen und nicht rasten, mit dem unbeugsamen, trotzigen Willen im Herzen, die Ketten zu brechen, unser Volk wieder frei zu machen. Diesen Schwur nimm du mit in dein Grab, du lieber, blonder Junge — — du stolze Zier, du Sturmsoldat von der Standarte vier!"

Er griff die Schaufel, füllte sie mit Erde, hielt sie der Mutter hin. Erde warf sie ins Grab, auch die weißen Rosen, die ihr Inge reichte. Und während alle, einer nach dem andern, drei Handvoll Erde auf den Sarg warfen, erscholl es ringsum aus tausend Kehlen, leise doch, still und gedämpft:

„Du kleiner Tambur, schlage ein,
Kameraden, laßt die Banner wehen,
Wir woll'n nicht länger Knechte sein,
Alldeutschland sieht ein Auferstehen!
Lebwohl, lebwohl, du stolze Zier,
Du Sturmsoldat von der Standarte vier!"

Und die Trommeln, die Trommeln rührten dumpf ihre Wirbel. Glührot leuchteten die Fackeln über dem finstern Gottesacker.

Horst führte die Mutter von dem offenen Grabe, geleitete sie über die Wege des alten Friedhofs. „Hör doch, Mutter", sagte er, „sie singen sein Lied, singen Werners Lied."

Ein kaum merkliches Lächeln huschte über ihr vergrämtes Antlitz, fest drückte sie des Sohnes Hand, drückte die Hände aller Freunde, die sich herandrängten.

Dicht bei ihr stand Joseph Goebbels, kein Auge ließ er von ihr. 'Sie weint nicht', dachte er, 'weint nicht, auch jetzt noch nicht. Jeder sieht, wie maßlos sie leidet — und sie weint nicht! Welche Frau, welche deutsche Frau!'

Sie kamen zum Ausgange, die beiden geistlichen Herrn hoben sie in den Wagen, setzten sich zu ihr, der Archidiakon und der Pfarrer von St. Nikolai, alte Amtsgenossen und gute Freunde ihres Mannes. Dann stieg Inge ein.

„Komm, Horst", sagte sie.

Er starrte sie an — wer sprach da zu ihm? Er sagte: „Inge? — Du bist ja bei der Mutter, du und die Pfarrer und —" Er blickte in den Wagen, fuhr fort: „Wo ist denn dein Verlobter? Ich sah ihn nicht, heut beim —"

„Krank ist er", antwortete sie leise.

Er hörte es nicht, sagte: „Wie einen jungen König haben sie ihn begraben. Das hast du gemacht, Inge."

Sie wehrte ab. „Laß doch, Horst. Steig ein — willst du nicht mitfahren?"

Er schüttelte den Kopf, flüsterte: „Ich will warten, bis alle fort sind. Ganz allein muß ich von ihm Abschied nehmen."

IX

Silvester 1929 bis Januar 1930.

Horst ist krank; Fiedler und der Barrikadenalbert bringen ihn nachhause. — Krankheit und Genesung; Pläne für die Zukunft. — Wie die roten Klickenbrüder seinen Tod beschließen, wie sie ihn überfallen und zusammenschießen.

Silvesterabend — Barrikadenalbert riß die Tür auf, warf seine Mütze aufs Bett. „Hast du was zu essen, Mutter?" rief er. „Mordshunger hab ich." Die alte Frau erhob sich von ihrer Nähmaschine, ging in die Küche, kam bald zurück, brachte ihm Suppe, Brot dazu. Auch einen Teller voll Sauerkraut, übriggeblieben vom Tage vorher, wieder aufgewärmt. Sie stellte ihm alles zurecht auf einem Stuhl, schob ihn ans Bett, setzte sich dann wieder an die Maschine. Aber sie nähte nicht, legte die Hände in den Schoß, sah ihm still zu.

Sprengel blickte erstaunt auf. „Nanu, Mutter?" fragte er. „Du klapperst ja nicht, was hast du?"

Sie sagte: „Bruno war hier — ick weiß nich, wie er sonst heißt, hat lange uf dir jewart'. Der vom fünften Sturm, der jroße Kerl, der mit Horst bei de Unterjrund arbeit'."

„Ja, ja", sagte ihr Sohn. „Was wollte er?"

Die Mutter erzählte. Sie habe mit ihm gesprochen, alles herausgeholt, was zu erfahren war. Von der Großen Frankfurter sei der Bruno hergekommen, sei sehr besorgt gewesen um Horst. Krank sei er —

„Krank?" rief Albert.

Nun — nichts Bestimmtes. Aber völlig zusammengebrochen sei er, durchaus fertig mit den Nerven. Man müsse etwas tun, müsse ihn zurückholen nachhause.

Ihr Sohn zuckte die Achseln. „Du kennst ihn doch, Mutter! Und wenn wir ihn alle zusammen anflehn, wird er doch nur tun, was er will!"

„Aber wenn's ihm befohlen wird von seinen Obern?" rief die Mutter. „Vom Osaf oder von Doktor Goebbels — denn jehorcht er — nich?"

Sie stand auf, ging hinüber zu ihm, setzte sich zu ihm aufs Bett. „Neulich war Horst hier, ein' Tag vor dem Bejräbnis — brachte die Weisungen für deinen Sturm. Janz wirr war er, dachte, det du noch Sturmführer bist. Denn fiel ihm ein, det se dir abjesäjt ham — da hat er jesacht, det du doch mit 'n Staf sprechen sollst, det er dir wieder in 'n andern Sturm steckt — als einfacher Mann. Du könnt'st dir schnell wieder hocharbeiten, hat er jesacht, wenn du nur mit det verdammte Stänkern uffhören wollst. Uf'm Sofa hat er jesessen, 's war schon 'n bißchen schummrich. Un denn hat er mit mir jered't — so brockenweise. Lange hab ick drieber nachjedacht, weiß jut, wie's aussieht in ihm."

„Erzähl doch, Mutter!" bat Albert.

Sie nickte. „Da is nich ville zu azählen! Sons hat er woll alles seiner Mutter jesacht — det kann er jetz nich, die hat zuviel auf dem Herzen durch Werners Tod. Un da hat er denn zu mir jered't, als ob ick seine Mutter

wär. Er macht sich Vorwürfe, quält sich mit dem Jedanken, daß er die Schuld hat. Ihn allein hat Werner jefracht, er hat ihm jesacht, daß er mit den Kameraden mitjehn sollte. Ick hab ihm jesacht, daß det alles Unsinn is — er weiß det alleine, kommt doch nich los davon. Er hielt sich aufrecht, gönnte sich nich 'n Ogenblick Ruhe — der hat sicher in dieser Unjlickswoche nich zehn Stunden jeschlafen. Nu habt ihr Werner bejraben — nu is die Spannung jewichen, die ihn aufrecht erhielt. Dazu der dauernde Krach in seine Wohnung! Der Drachen, die Witwe Salm is wieder da, macht ihm die Hölle heiß."

„Ja, ich weiß", sagte Albert, „seit vierzehn Tagen schon. Sie war verreist mit dem Mietsgeld, das ihr Horst in seiner Anständigkeit auf Monate im voraus bezahlte. Nun ist sie zurück und will mehr von ihm, versucht alles, ihn hinauszuekeln aus der Wohnung. Tagtäglich sucht sie Streit mit der Erna —"

„Wenn's das nur wäre!" unterbrach ihn die Mutter. „Aber sie hat sich hinter die roten Klicken jesteckt — un deswejen wollte Bruno mit dir sprechen. Er hat jesagt —"

„So red, Mutter", drängte er, „rede doch!"

„Nee, mein Junge", sagte sie, „kein Wort mehr, wenn du nich essen willst."

Gehorsam griff er die Gabel, schlang das Sauerkraut, kratzte den letzten Löffel Suppe zusammen, kaute sein Brot.

Still saßen sie zusammen auf dem alten Bett; leise sprach die Mutter. Was Horst neulich gesagt und was ihr heute Bruno berichtet habe, als sie an ihrer Nähmaschine saß. Ihr Sohn unterbrach sie nicht, lauschte ihren Worten.

„Und darum", schloß sie, „mußt du ihn wegholen aus seiner Wohnung, heute noch — mußt ihn zum Pfarrhaus bringen. Mußt mit dem Staf sprechen un mit den Kameraden, mit Schwester un Mutter, mit allen, die ihn lieb haben!"

* * *

Sprengel lief zum Bombenschloß — wieder einmal brannte dort der Christbaum. Er warf ihm einen bösen Blick zu. „Versaute Weihnacht — schmeißt doch endlich das Ding zum Fenster raus! Wollt ihr ewig feiern?"

„Feiern?!" rief Fiedler. „Der Baum hat nichts anders gesehn als verbissene Lippen — verheulte Augen zwischendurch!"

Der Fernsprecher rief, er nahm den Hörer ab. „Wer ist da? — Die Erna? — Nun, was gibt's denn?"

Im Nu war Albert bei ihm, nahm ihm den Hörer aus der Hand, lauschte, nickte eifrig. „Hier Sprengel! — Ja, ich weiß schon — der Bruno war bei meiner Mutter! Von wo sprechen Sie? — Zigarrenladen? — Dann hängen Sie gleich ab — wir kommen sofort — erwarten Sie uns unten auf der Straße."

Er nahm Fiedler unter den Arm, zog ihn mit sich fort. „Los, Mensch, los — höchste Zeit jetzt!"

Sie rannten durch die Gassen; Albert unterrichtete den Freund mit kurzen Worten. An der Ecke der Großen Frankfurter Straße trafen sie das Mädchen. „Nun also?" verlangte er.

Erna sah sie an, scheu, von unten herauf; sie fühlte gut, daß diese zwei ihr wenig wohl wollten, sie nur um Horsts willen duldeten. „Den Roß haben sie erledigt", sagte sie.

„Wen?" rief Fiedler. „Camillo Roß, den Rotfrontler? Wer hat's getan? Und was heißt das: erledigt? Ist er tot? Verwundet? So sprich doch!"

Sie zuckte die Achseln. Wer — das wisse sie nicht, aber die Kommune nehme an, daß S.A.-Leute beteiligt gewesen seien bei der Schlägerei. Tot sei er wohl nicht, oder noch nicht — aber gefährlich verletzt. Und es sei ganz sicher, daß die Klicken sich rächen würden und daß dazu Horst Wessel bestimmt sei. Sie stockte nicht mehr, unaufhörlich gingen ihre Lippen. Sie sei viel herumgelaufen in dieser Woche, habe überall gehorcht, was sie nur erfahren könne. Sei auch der Frau Salm nachgeschlichen, deren verstorbener Mann ja ein sehr tätiger Kommunist gewesen sei — die sei von einer roten Kneipe zu der andern gezogen. Horst sei wenig zuhause gewesen, sie habe immer wieder versucht, mit ihm darüber zu sprechen, aber er habe kaum hingehört. Nun glaube sie —

Sie gingen auf und ab; die beiden ließen sich erzählen. Als sie fertig war, schickte Fiedler sie hinauf. „Geh du voraus, sag Horst nicht, daß du mit uns sprachst. Wir kommen gleich nach."

Sie standen unten im Flur am Fuße der alten Holztreppe, die frei ins Haus hinaufführte, überlegten, wie sie es anstellen sollten. „Es darf uns nicht wieder so gehn wie damals im Zuge von Potsdam", sagte Sprengel.

Richard Fiedler antwortete: „Ich pfeif auf den Rat von alten Weibern — aber das bleibt doch wahr, daß deine Mutter recht hat! Wenn er nicht mitkommen will, stehst du Wache hier unten — ich fahre gleich zum Staf und mit ihm zu Doktor Goebbels. Hol sie beide her — die werden ihn schon auf den Trab bringen."

Sie waren sich völlig klar darüber, daß sie keine Nacht

länger zögern durften, ihren Freund fortzuschaffen — es war fast ein Wunder, daß die Kommune nicht längst zum Schlage ausgeholt hatte. Sicher hatte man es mehr als einmal versucht, nur die guten Gelegenheiten verpaßt. Diese Erna, das mußte man ihr lassen, hatte offene Ohren und Augen; sie hatte gewiß durch ihr Aufpassen manchen Streich der Roten vereitelt. Dazu kam, daß der erste Sturm, hinter dem Rücken Horsts, schon seit Wochen in der Straße Dienst tat — das hatte Fiedler so angeordnet. Seine Leute wechselten einander als Streifwachen ab, vom Eintritt der Dämmerung durch die Nacht hindurch bis zum frühen Morgen; wer nur irgendwie entbehrlich war, mußte hier Dienst tun.

Nun aber sah es so aus, als ob die roten Klicken unter allen Umständen zuschlagen würden, koste es, was es wolle. Von Tag zu Tag war der Führer des fünften Sturms, der Herr der Schalmeienkapelle, ihnen mehr verhaßt geworden, Horst Wessel, der ihnen gleich zu ganzen Scharen ihre Leute abspenstig machte, grade die Besten hinüberzog in sein Hitlerfähnlein, der ihnen jetzt gar ihr stärkstes Bollwerk, die Stempelstellen, streitig machte — ganz offen nannten ihn die Roten den 'Schrecken des Ostens'. Das Begräbnis Werners war ja unerhört aufgezogen worden: wenn es für die S.A. auch nur eine ehrliche und tiefempfundene Trauerfeier war, so war es zu gleicher Zeit doch für die Gegner eine aufreizende Kundgebung der tödlich gehaßten Faschistenhunde. Und nun war, eben am Tage dieses Begräbnisses, einer der bekanntesten roten Kämpfer überfallen worden — ganz gleich wie und warum! Selbst wenn die Braunhemden völlig unschuldig waren, wenn Roß im Streite Verbrechern eines Ringvereins zum Opfer gefallen sein

sollte — die roten Drahtzieher würden die Tat doch der S.A. in die Schuhe schieben! Das aber durfte nicht ungesühnt bleiben, man mußte eine scharfe Antwort finden für die machtvolle Trauerfeier des S.A.-Mannes wie für den Überfall auf Camillo Roß. Das ruhig hinnehmen, hieße ja offen zugeben, daß man die Macht über die Straße an die Hakenkreuzler verloren hatte!

Die beiden, Sprengel und Fiedler, kannten gut die Denkweise der roten Klicken. Geboren und aufgewachsen im Herzen Berlins, hatten sie mit denselben Burschen die Schulbank gedrückt und ein Handwerk erlernt, die ihnen heute als erbittertste Gegner gegenüberstanden. Wenn der Schlag fallen würde — und er würde ganz sicher fallen! — dann mußte er gegen Horst gehn und keinen andern. Kein Sturmführer und kein Staf, ja nicht einmal der Osaf-Ost war so beliebt auf der einen, so verhaßt auf der andern Seite wie er — das Opfer konnte also nur Horst Wessel heißen, wenn es nicht Doktor Goebbels selber sein sollte. Doch hatte man auf den schon am Görlitzer Bahnhof einen Mordanfall gemacht, der kläglich gescheitert war — und es war eine alte Erfahrung, daß man ein verfehltes Unternehmen nicht so leicht zum zweiten Male wagte. Aberglauben? Vielleicht — jedenfalls war es so.

Dazu kam, daß trotz aller Wachsamkeit ihrer Streifwachen, trotz der unermüdlichen Spähdienste der Erna ein Überfall leicht zu bewerkstelligen war: diese Witwe Salm war gewiß ein williges Werkzeug in der Hand der Roten. Erna hatte die Gefahr ganz richtig erkannt, machte sich nichts darüber weiß! Jeden Tag schrie und tobte die Frau in der gemeinsamen Küche, ließ keinen Zweifel darüber, daß sie ihre beiden Mieter loswerden

wollte, nachdem sie aus ihnen herausgepreßt hatte, was nur zu haben war. Sie prahlte mit ihren roten Verbindungen, drohte ein übers andre Mal, daß sie Schluß machen würde — und daß sie pfeife auf die Polizei.

Horst lachte darüber, nahm das alles nicht ernst. Wich auch hier nicht zurück, trat auch hier für das täglich beschimpfte Mädchen ein, das er in seinen Schutz genommen hatte. Dann aber, in dieser letzten Woche, hatte er dem Treiben der Frau völlig teilnahmlos gegenübergestanden, sich kaum mehr bekümmert um das alles —

Sie hörten Schritte auf der Treppe; Erna rannte die Stufen hinab. „Warum kommt ihr nicht?" fragte sie. „Er ist krank, er fiebert! Als ich zurückkam, saß er auf dem Sofa, starrte vor sich hin. Er will nichts essen, antwortet kaum auf das, was ich sage —"

„Lauf, hol ein Auto!" rief Albert dem Mädchen zu. „Laß es auf der andern Seite halten. Warte noch, gib den Schlüssel, daß wir nicht zu klingeln brauchen."

Sie stiegen hinauf, gingen in die Wohnung, fanden den Freund in der Sofaecke. Er hieß sie Platz nehmen, sprach mit ihnen. „Mir ist nicht ganz wohl", meinte er. „Hab mir wohl zuviel zugemutet in der letzten Zeit. Na — das wird bald vorübergehn."

„Sicher", bekräftigte Richard Fiedler. „Nur solltest du's gleich richtig anfassen. Pfleg dich mal ein paar Tage lang."

Barrikadenalbert nickte. „Ja, das solltest du tun! Ein bißchen Ruhe! Nur — hier wirst du die schwerlich finden, wenn der Drachen ewig Krach macht in der Küche. Geh nachhause, Horst — da schlägst du gleich zwei Fliegen mit einer Klappe. Hast deine Ruhe, bist gesund im Handumdrehn und bist zugleich bei der Mutter, die sicher deines Trostes bedarf."

Erna kam zurück; Horst rief ihr zu: „Die zwei meinen, daß ich nachhause soll für ein paar Tage, da würde ich —"

Sie unterbrach ihn. „Natürlich sollst du! Gleich, heut-abend noch!" Sie seufzte, senkte den Kopf; man sah ihr an, wie schwer ihr das fiel. Aber Horst bemerkte es nicht.

„Soll ich packen?" fragte sie.

Er schüttelte den Kopf. „Nein, wozu? Ist ja alles zuhause, was ich brauche." Er lehnte die Hilfe der Kameraden ab, stand allein auf, ging willig mit ihnen die Treppe hinunter. Aber er mußte sich am Geländer fest-halten.

„Das trifft sich gut", sagte Fiedler, „da drüben steht grade ein Auto."

Horst nickte. „Laß es herüber kommen." Die Kameraden sahn ihn an — fühlte er sich so schwach, daß er nicht über die Straße wollte? Die drei stiegen ein; das Mädchen stand am offenen Schlage. „Gute Besserung, Horst", rief sie, „und daß —"

Er bemerkte sie, griff in die Taschen, suchte sein Geld zusammen. „Da nimm, Erna — das wird reichen für die kurze Zeit. Solltest du nicht auskommen, schick Bruno zu mir."

Sie fuhren zur Jüdenstraße; die Kameraden brachten Horst hinauf. Die Schwester öffnete ihnen die Tür; bei ihr stand Mingard. „Wie geht's der Mutter?" fragte Horst. „Die Kameraden meinen, ich solle mich ein wenig ausruhn bei euch, bin nicht so ganz auf dem Damm." Er lachte. „Da kannst du gleich deine ärztliche Kunst an mir ausprobieren, Hellmut!"

„Die Mutter hat Besuch", sagte Inge, „der Pfarrer ist bei ihr. Komm nur gleich in dein Zimmer, Brüder-chen."

Sie zogen ihn aus, legten ihn zu Bett. Fiedler nahm Mingard hinaus, unterrichtete ihn kurz — dann verabschiedeten sich die beiden. „Wir haben Glück gehabt", sagte Albert, „ich hätte nie geglaubt, daß es so leicht gehen würde."

„Wie ein Lämmchen hat er gefolgt", meinte Richard Fiedler. „Aber das zeigt, wie krank er ist — jammervoll sah er aus! Wenn die ihn nur wieder zurechtkriegen da oben — das wird lange dauern, wird keine leichte Arbeit sein!"

Barrikadenalbert blieb stehn, blickte den Freund an. „Die da oben? Ich sage dir: kein Arzt in der Welt und keine beste Pflege wird ihn wieder auf die Beine bringen, wenn er selbst sich nicht hilft! Aber das wird er tun, und in kürzester Frist, verlaß dich drauf! — Darum heißt er Horst Wessel!"

* * *

Bös genug begann das neue Jahr. Schlimm war die Silvesternacht, schlimmer noch der Neujahrstag; nur für Minuten ließ den Kranken das Fieber aus den Klauen — und tiefste Hoffnungslosigkeit faßte ihn in diesen Minuten. Stöhnend wälzte er sich den Morgen über, wurde ruhiger dann, ließ Mutter und Schwester die feuchten Hände. Setzte sich doch auf mit einem Ruck, als die Turmglocke der Parochialkirche Mittag schlug, verlangte, daß man weit die Fenster öffnen solle. Er lauschte gespannt auf das Glockenspiel, lauschte auf die alten Friderizianischen Armeemärsche, die die Kosleckſche Kapelle vom Turme blies, sang mit lauter Stimme das Deutschlandlied mit. Als die Klänge verstummten, ließ er sich zurückfallen, schaudernd und fröstelnd; sagte still:

„Siehst du, Mutter, das letzte Jahr fraß Werner — dies Jahr wird mich fressen! Was liegt daran: andre treten an unsre Stelle, Hitler wird doch siegen und sein Heer der deutschen Freiheit."

Die Mutter beugte sich nieder zu ihm: „Sprich nicht so, Junge! So kräftig bist du, wirst ganz gewiß wieder gesund werden."

Er schüttelte den Kopf, flüsterte: „Mag sein, mag sein! — Viel Blut wird's noch kosten, bis unsre Sache siegt, viel Blut! Aber ich werd's nicht mehr erleben."

Sie redeten ihm zu, er verstand sie nicht mehr. Blickte starr um sich, fiel dann in tiefen Schlaf.

In hohem Fieber lag er diese ersten Tage, verlor immer wieder das Bewußtsein, redete wirres Zeug. Wild durcheinander brodelte in seinem Hirn alles, was er erlebt hatte in seinem jungen Leben — schweißgebadet, völlig erschöpft lag er da, wenn er erwachte. Nachtsüber wachte stets einer in seinem Zimmer, Hellmut selbst oder einer der S.A.-Männer — sanft und geduldig waren die rauhen Burschen, erfüllten ihm jeden Wunsch: keine Krankenschwester der Welt hätte ihn zärtlicher pflegen können. Tagsüber saß die Mutter an seinem Bett oder die Schwester, nicht einen Augenblick ließen sie ihn allein.

Einmal, als Inge hereinkam in Hut und Pelzmantel, rief er: „Nun, wo warst du?"

Ein Schatten flog über ihr Gesicht. „Bei Heinz war ich — bei meinem Verlobten."

Er sah auf, fragte: „Immer noch krank — und wie geht's ihm?"

Sie zwang sich zu einem Lächeln. „Oh, ein wenig besser! Kopfgrippe ist's — er quält sich sehr."

Horst drückte der Schwester Hand. „Laß nur, Inge, er wird aufstehn mit mir, dann feiern wir gemeinsam Genesung!"

Plötzlich, ohne Übergang, schrie er auf, riß sich hoch, wollte aus dem Bett springen. Mingard faßte ihn, auch die Schwester, beide drückten ihn zurück in die Kissen.

„Laßt mich doch, laßt mich!" stöhnte er. „Ich muß zu meinem Sturm!"

Hin und her wand er sich, schluchzte — schlief wieder ein.

* * *

Doch behielt der Barrikadenalbert recht: erstaunlich schnell erholte sich Horst, viel schneller, als Hellmut Mingard gehofft hatte oder einer der Ärzte, die er zuzog. Alle möglichen Krankheiten befürchteten sie — keine ihrer Befürchtungen traf ein: die zähe Kraft dieses gestählten Leibes setzte sich so schnell durch wie sein eiserner Wille zum Leben und zur Arbeit. Nach einer Woche schon wollte er aufstehn, erklärte, daß er gesund sei, keiner weitern Pflege mehr bedürfe.

Doch ließ er sich zureden, hörte ruhig auf die Ratschläge, tat alles, was Hellmut verlangte. Erholen müsse er sich noch, kräftiger werden — nun gut, so solle man ihn kräftiger machen. Er aß, was man ihm vorsetzte, schlief reichlich, befolgte jede Anordnung mit einem starken, glühenden Willen zur Gesundung: von Stunde zu Stunde fast konnte man Besserung feststellen. In der freien Zeit, in der ihm aufzustehn erlaubt war, erledigte er so gründlich wie immer die Arbeit als Führer seines großen Sturmes.

Eine kleine Verschwörung bildete sich hinter seinem

Rücken; was immer ihn liebte, war daran beteiligt, schloß sich eng zusammen. Seine Kameraden hatten sich hinter die Gauleitung gesteckt, hatten mit Doktor Goebbels geredet und dem Osaf; Hellmut hatte mit seinen Korpsbrüdern gesprochen. Ganz unauffällig, nur so im Gespräch machte man ihm Vorschläge: er solle doch wegziehn aus der Großen Frankfurter, bei der Mutter bleiben, die nun seiner Stütze dringend bedürfe. Dann aber solle er bald fort von Berlin, auf eine andre Universität, nach Greifswald, nach Marburg oder Bonn, wohin er wolle. Solle wieder aktiv werden bei einem befreundeten Korps, noch ein drittes Band sich holen — zugleich sagte ihm der Osaf zu, daß er in der Stadt die Leitung der S.A. bekommen solle. So überzeugt waren sie alle von seinen Fähigkeiten, daß sie kaum sprachen von seinem Studium — sie wußten gut, daß er spielend nachholen würde, was er versäumt hatte, leicht seine Prüfungen bestehn würde, wenn er nur wollte.

Aber den schönsten Plan hatte die Mutter. Ganz still kam sie damit heraus, so nebenher, ohne viel Aufhebens. Die Fahrt mit dem Kapitän, den Besuch drüben in Südamerika — das müsse man aufschieben, bis er fertig sei mit dem Studium. Dann aber — wenn er schon einmal so weit sei da draußen in der Welt, warum dann nicht noch weiter? Sie habe mit der Großmutter gesprochen und mit Tante Gerti — die hätten eingewilligt: das Geld sei bereit! Das wäre doch eine feine Sache, so rund herum um die Erde, was? Über den Stillen Ozean, Neuseeland, Australien und hinauf nach Japan. China, Indien — den Weg solle er sich nur selber wählen.

Horst starrte sie an. „Was sagst du da, Mutter? Ich — ich soll das alles sehn?"

Sie nickte, streichelte seine Stirne. „Warum denn nicht, Junge? Wenn du's weiter bringen willst, wirklich was bedeuten willst in dem neuen Deutschland, dann ist's gut, wenn du die ganze Welt gesehn hast! — Möchtest du nicht?"

Er drückte ihre Hand. „Ob ich möchte?! — Oh, Mutter!"

Es schien gewiß, daß all diese Vorschläge auf fruchtbaren Boden fielen; eigensüchtig war er in dieser Zeit, wie jeder Gesundende, der unbewußt aus tiefstem Triebe heraus das Seine sucht. Was ihm die Mutter, was ihm Freunde und Kameraden vorschlugen, erschien ihm richtig und gut: ja, ja, so mußte man es machen, so war es am besten!

Sehr verlockend klang das alles — leicht schien der Weg! Er überlegte schon: welche Universität sollte er wählen? Greifswald vielleicht — da konnte er sich das Preußenband holen — und man würde ihm eine Standarte geben — er fühlte gut, daß er sie würde führen können! Zum Herbst die Examina — dann hinaus auf die See. Und wenn er schon rings um die Welt sollte, dann durfte er Nordamerika nicht auslassen! Also vielleicht die Westküste hinauf, durch den Panamakanal zu den Westindischen Inseln, von da einen Abstecher kreuz und quer durchs Yankeeland. Das würde lustig sein, wenn er die kleine Maud Speckels treffen würde — die würde Augen machen! Er, Referendar Dr. jur. Wessel, Staf der S.A. und Dreibändermann dazu — na, darunter würde sie sich nicht viel vorstellen können. Aber so als ein Weltenbummler, Wandrer über alle Meere und Lande — das war was andres als damals, als er sie über die glitschigen Straßen fuhr, der verdreckte

Fahrer einer klapprigen Taxidroschke! Er träumte vor sich hin, lächelte fröhlich, genoß im voraus diese schillernde Zukunft, recht wie ein echter Junge —

Zwei Wochen währte es, Krankheit und Genesung — dann war er völlig gesund. „Mutter", sagte er, „Mutter — ein neues Leben beginnt! Nun arbeite ich noch dreimal so stark — wie eine Reinigung war diese Krankheit! — Und jetzt will ich aus, zum Gau erst, darnach in meine Wohnung, die Sachen holen."

„Warum?" fragte sie. „Die bringen dir deine Kameraden gern hierher. Wenn du ihr Geld schicken willst, der — der Erna — auch das können sie hinbringen. Wozu willst du's dir unnütz schwer machen?"

Er schüttelte den Kopf. „Nein, Mutter, das muß ich schon selber tun."

Sie nickte. „Wie du willst, Junge. Nur mach's kurz, das ist das beste — quäl sie nicht lange. Wann willst du zurück sein?"

„Zum Abendessen", sagte er. „Aber wartet nicht auf mich — es kann auch später werden. Neun Uhr vielleicht."

Er lief durch die Straßen, sehr frisch fühlte er sich. Schnell war er fertig auf der Gauleitung, fuhr zur Großen Frankfurter Straße. Er stieg hinauf zu seiner Wohnung, schloß die Tür auf — im Flur kam ihm Frau Salm entgegen. Er grüßte; sie antwortete nicht, warf ihm einen bitterbösen Blick zu. Ging in die Küche, knallte die Tür hinter sich zu. Er lachte. 'Giftige Spinne!' dachte er. 'Wie wird sie grinsen, wenn sie erfährt, daß ich nur zum Packen komme!'

Er ging in sein Zimmer, niemand war da. Aber er sah Ernas Tasche daliegen — sie war wohl nur aus,

etwas einzuholen. Er nahm seinen Koffer, auch den Rucksack, begann, seine Sachen aus dem Schrank zu holen. Dann hielt er inne, blieb stehn vor dem offenen Koffer, ein paar Bücher in der Hand. Gab sie nicht hinein, legte sie vor sich auf den Tisch. Setzte sich.

Was denn? Zum Packen war er hergekommen und zu nichts sonst. Doch ja — der Erna mußte er Lebewohl sagen. Natürlich würde er ihr Geld geben, jetzt und dann monatlich, wie er es eben schaffen könnte — das war ja klar, daß er für sie sorgen mußte, bis — nun, bis sie das selbst tun konnte. Warum saß er denn da, rührte keinen Finger? Was überlegte er noch lange?

Wenn er hier wegzöge — diese Hyäne da in der Küche würde sagen, daß er vor ihr geflohen sei, würde es herumklatschen bei allen ihren kommunistischen Freunden. Er zuckte die Achseln; das berührte ihn nicht. Aber: war es nicht doch eine Flucht? Gab er seinen Posten nicht auf, diesen gefährlichsten Posten im rotesten Bezirk?

Seltsam — so einfach war ihm alles erschienen zuhause bei der Mutter. Hier, hier sah auf einmal alles ganz anders aus. Wenn er nach Greifswald gehn würde oder nach Bonn, dann war er wieder Student und kein Arbeiter mehr — war das keine Flucht? Kein Verzicht auf täglichen Kampf? Dort — was hatte da die S.A. schon zu kämpfen? Und die Stellung, die man ihm geben würde, konnte jeder Einheimische ebensogut ausfüllen, so ein rechter Ehrenposten würde das sein. Manches zu tun, o gewiß, Reden halten, werben, Volksgenossen gewinnen für die Freiheitsbewegung — aber nimmermehr dieser blutige, tagtägliche Streit mit dem überstarken roten Gegner! Den gab's an der Ruhr vielleicht, in Hamburg oder Leipzig, in allen großen

Städten, wo die Roten in dichten Massen saßen — aber sicher nicht in den stillen kleinen Universitätsstädten. Und seine Kameraden hier — ließ er die nicht im Stich, wenn er wegging? Seinen schönen, starken Sturm, der auf ihn schwor — was sollte aus dem werden? Der brauchte gute Führung, brauchte eine starke Hand — meingott, diese jungen Burschen waren ja eben erst erwacht aus rotem Fieber, begannen erst zu begreifen, wofür sie eigentlich kämpften! Wem, wem sollte er seinen Sturm lassen?

Weggehn, das bedeutete: die Kameraden verlassen, nicht den Sturm nur, auch die vierte Standarte und die ganze Berliner S.A.! Die Freunde selbst hatten ihm das geraten? Freilich, freilich, aber nur, weil ihr Freundesherz so warm für ihn schlug und weil sie in diesen schweren Wochen nach des Bruders Tod und während seiner Krankheit ihm, nur ihm helfen wollten, weil ihr klares Denken sich verwirrte und sein Wohl höher stellte als die große Sache!

Oh, schnell genug würden sie das einsehn, ihren Irrtum erkennen, wie er ihn jetzt erkannte! Zu ihnen gehörte er und fest in ihre Reihen: hier mußte er bleiben!

Die Tür öffnete sich — zwei Frauenstimmen. Er blickte auf — ja die Erna; Klara war mit ihr, Ewald Bartels Braut. Sie begrüßten ihn, streckten ihm die Hände entgegen. „Wie gut du aussiehst", sagte Erna, „ein wenig bleich noch — aber frisch und gesund." Ihr Blick fiel auf den halbgeöffneten Koffer. „Du willst weg — zurück zu deiner Mutter?" fragte sie, nahm die Bücher vom Tisch, kniete nieder. „Ich will dir packen helfen."

Er stand auf, sagte: „Nein, laß nur! Nimm das Zeug wieder heraus — ich bleibe."

Draußen krachte die Küchentüre, gleich darauf, noch lauter, die Wohnungstüre. „Gottseidank, sie ist ausgegangen", rief Klara. „Da ist Ruhe für eine Weile!"

Erna seufzte. „Die hat angegeben, während du weg warst! Wenn du nicht gesagt hättest, daß ich bleiben solle, auf dich warten, wäre ich längst hier ausgerückt."

Er lachte. „Na, laß nur für heute! — Wir sind ja nicht gebunden an dies Haus — wird sich schon was andres finden hier in der Gegend."

* * *

Frau Elisabeth Salm beeilte sich, lief gradewegs zur Dragonerstraße, in die Gastwirtschaft Bär, eine bekannte kommunistische Kneipe — Abteilung 'Mitte' der Rotfront lungerte hier herum, Tag und Nacht. Sie sah gleich die Burschen, die sie suchte, die beiden Jambrowskis, Max Joneck, andre noch.

„Er ist zuhause", sagte sie, „jetzt könnt ihr det Ding drehn!"

„Wer ist bei ihm?" fragte Wilhelm Jambrowski.

„Nur zwei Frauenzimmer", antwortete sie. „Die Erna natierlich un noch so 'n Saustück." Sie setzte sich zu ihnen, bestellte einen Schnaps.

Sie hockten zusammen, warfen die Karten hin, beratschlagten. Ob man nicht doch lieber warten solle, bis er allein sei? Heftig widersprach Else Cohn, ein Antifamädel, eine kleine, häßliche Person: nein, nein, man dürfe nicht warten. Man müsse den Faschistenhund fertigmachen, wenn sich Gelegenheit biete — so habe es Kupferstein angeordnet.

Kupferstein aus Warschau, der Führer der roten Sturmscharen —

Sie überlegten genau, wie man sich verhalten müsse, jetzt und — nachher, was man aussagen solle auf der Polizei. Sie, Frau Salm, eine arme, alleinstehende Witwe, sei zu ihnen gekommen, sie um Hilfe anzuflehn gegen ihren Hakenkreuzmieter, diesen wüsten Rohling, dessen Gemeinheiten und Mißhandlungen sie nicht mehr ertragen könne. Ein ritterliches Werk also, der schutzlosen Frau beizustehn, ihren lumpigen Mieter vor die Tür zu setzen. Wenn der nicht gutwillig gehn wolle, müsse eine proletarische Abreibung ihm Beine machen, und wenn dabei —

Sie lachten laut, grinsten einander an. „Nu nee nich!" rief Joneck. „Wenn 't 'n bißken schärfer ausfällt, denn is et nur seine Schuld!" Er zählte — zu acht waren sie.

Aber so groß war die Achtung vor dem Namen Horst Wessel, daß ihnen das nicht genug schien: sie beschlossen, Hilfe zu holen. Sie schickten Frau Salm zurück, sandten einen hinüber zur Mulackstraße in die Kneipe Galsk — da verkehrte die Schlageter-Klicke. Sie brauchten nicht lange zu warten, bald hatten sie Verstärkung genug, Kerle, die nicht lange fragten, warum und wozu. Erwin Rückert war dabei, Joseph Kandulski, Ali Höhler —

„Was 'n los?" fragte Ali.

Sie setzten ihnen auseinander, was man vorhabe: Horst Wessel fertigzumachen.

Ali leerte seine Molle. „Wessel? — Wer 's det nu widder?"

Kandulski lachte. „Det sieht dir ähnlich — nich mal Horst Wesseln kennste!"

„Woher soll 'ck 'n denn kenn', Pipel?" rief Höhler. „Wo 'ck doch die janze Zeit uff Urlaub war!"

Urlaub — gewiß, Ali war eben erst heraus aus dem Zuchthaus! Sie belehrten ihn rasch: allerhand sei geschehn, während er seinen letzten Knast geschoben habe. Dieser Faschistenhund, der Horst Wessel, sei groß geworden in der Zeit — den Schrecken des Ostens nenne man ihn —

„Hat sich bald ausjeschreckt", lachte Pipel.

Else Cohn schielte begehrlich hinüber nach dem starken Ali, rief: „Det is 'n Brocken für dich, Mensch! Da kannste zeigen, daß de für Moskau bist!"

Sie zogen los, sechzehn Mann hoch. Kamen zur Großen Frankfurter Straße, hielten vor dem Hause, gingen hinein in den Torweg.

„Jetzt ham wa 'n", frohlockte Erwin, „jetzt kommt a nich mehr raus aus die Ratzenfalle."

Aber sie blieben stehn, tuschelten und schwatzten, keiner getraute sich, die Treppen hinauf zu gehn. „Valleicht sinn doch noch mehr da von die Faschisten", meinte Walter Jambrowski.

Else Cohn hetzte: Feiglinge seien sie! Was würde Kupferstein sagen, wenn sie jetzt Reißaus nehmen würden!?

„Jeh du man ruff, seh nach!" bestimmte Pipel.

Sie lief die Treppe hinauf, kam zurück nach einer Weile. „Ich hab mit der Salm jesprochen — nur die Frauenzimmer sind bei ihm."

Sie teilten sich, eine Gruppe ging hinauf — die andern blieben im Hausgang und draußen auf der Straße. Schmiere stehn mußte man doch, das gehörte dazu.

Die Salm machte ihnen die Flurtüre auf, leise drangen

sie ein, stahlen sich in die Küche. Wieder zögerten sie, hielten Kriegsrat ab; wieder war es Else Cohn, die ihnen Mut machte. Ihr Gesicht verzerrte sich, ihre dünnen Lippen spien giftigen Haß. Die Salm blieb nicht zurück — ganz ungefährlich sei es, vierzehn Tage habe das Nazischwein im Bett gelegen, sei noch krank und schwach, könne sich ja nicht wehren —

Sie entsicherten ihre Pistolen, schlichen über den Flur. Else Cohn klopfte an, zaghaft erst, kaum hörbar, dann mit kräftigen Schlägen.

„Herein!“ klang es. „Ich öffne schon!“

Sie hörten den Schlüssel sich drehn im Schloß, hoben ihre Waffen. Die Tür ging auf — da krachten die Schüsse.

Und Horst Wessel fiel, wälzte sich in seinem Blute.

* *
*

Sie gingen zurück, wie sie gekommen waren, saßen wieder bei Bär in der Dragonerstraße.

„Direktemang ins Maul ha'ck jeschossen“, prahlte Ali Höhler. „Det ha'ck 'n scheen jestoppt, det Nazimaul! Ick ha'm hinjemacht — ick janz alleene!“

„Wat soll 'n det heeßen, alleene?“ entrüstete sich Erwin. „Ha'ck valleicht nich losjebullat?“

Pipel lachte. „Rej dir man bloß nich uff, Mensch! Habter jesehn, wie er hinjeschlaren is? Wie so 'n Kalb uff'n Viehhof, wenn ihm da Schlächta eens vor de Riebe knallt!“

Else Cohn preßte den Arm Höhlers, ihre Augen glühten — ja, das war ein Bulle! „Bis an die Tolle is ihm das Blut jespritzt — un der Ali hat ihn fertichjemacht.“

Die Jambrowskis mahnten zur Ruhe; man solle sich

nicht streiten. Rote Einigkeit sei das — alle gemeinsam hätten die Tat vollbracht, für die antifaschistische Kampffront und das werktätige Volk —

Ali Höhler goß seinen Schnaps hinunter, spuckte aus. „Det ha 'ck jern — ihr zwei un werktätich! Wat ihr schon jetätticht habt!"

Die von der Mulackstraße stimmten ihm bei, die rote Einigkeit drohte in die Brüche zu gehn. Aber Max Joneck einte sie wieder: darüber könne man sich später mal unterhalten. Jetzt müsse man fest zusammenhalten, keiner dürfe den andern verraten. Wer geklappt würde, müsse das Maul halten, dürfe nichts wissen, nichts gesehn und gehört haben. Das sollten sie beschwören — als echt proletarische Kämpfer. Und den, der den Eid breche, den solle der Tod treffen — wie den Faschistenhund Horst Wessel!

Sie schwuren alle, tranken noch eine Molle drauf und einen Schnaps. Dann trennten sie sich; Max Joneck ging Billard spielen, die vom Rotsturm 'Mitte' blieben sitzen in ihrer Kneipe. Die Brüder der Schlageter-Klicke aber, Ali, Pipel und Erwin, zogen wieder zurück zur Mulackstraße, hockten sich hin, als ob nichts gewesen sei, droschen ihren Skat in aller Gemütlichkeit.

X

Januar bis März 1930.

Horst kämpft im Krankenhause seinen letzten Kampf. — Die Roten feiern ihre Tat; sie fliehen und kommen zurück. — Hoffnung auf Frühling. — Horst Wessel nimmt Abschied vom Leben.

Die Frauen schrien, stürzten sich über den Gefallenen, der in seinem Blute schwamm. Viehisches Lachen, gelle Rufe klangen in ihren Ohren: „Da liegt der Hund! — So geht's euch auch, wenn ihr das Maul nicht haltet!" Dann ein Schlagen von Türen, lautes Poltern die Treppe hinab —

Sie knieten neben dem tödlich Verletzten, suchten das Blut zu stillen, das ihm aus Mund und Nase lief. Wirr, unfähig zu denken, griffen sie Tuch um Tuch, drückten sie sinnlos auf die furchtbaren Wunden. Etwas bewegte sich im Zimmer, erschreckt fuhr Klara hoch, sah die Witwe Salm am Schreibtisch in den Schubladen kramen.

„Was wollen Sie?" rief sie. „Was suchen Sie da?"

Die Kommunistin antwortete nicht, riß den Schrank auf, wühlte darin herum. Da begriff Klara, daß sie

nach Papieren suche, nach den Akten des Sturmes. Sie sprang auf, ihre Finger spreizten sich, krümmten sich — im Augenblick war sie bei der Frau. „Hinaus!" schrie sie. „Hinaus!"

Frau Salm streckte beide Hände zur Abwehr vor, floh aus dem Zimmer; schwer ließ sich Klara auf den Stuhl fallen. Sie versuchte, wieder aufzustehn, griff die Lehne, sich aufzurichten — es ging nicht, so heftig schlotterten ihre Knie. „Erna", jammerte sie, „Erna!"

Die hörte es nicht. Blut wischte sie, Blut, starrte auf das arme, schmählich entstellte Gesicht da vor ihr. Weit, weit offen standen die Augen — ah, gewiß, er war bei klarem Bewußtsein. Nur röcheln hörte sie ihn — kein leises Wort konnte er sprechen.

Festgebannt saß Klara auf ihrem Stuhl, heftig zitternd. „Erna", schrie sie, „so hör doch, Erna! Einen Arzt mußt du holen!"

Erna riß sich hoch mit einem plötzlichen Ruck. „Was — was? So lauf doch!"

Die Freundin schüttelte verzweifelt den Kopf. „Ich kann ja nicht, kann nicht stehn! — Krampf — ich weiß nicht, was es ist! Du mußt hinunter! Lauf zur Landsbergerstraße — zu Kunzes, da ist Versammlung heute. So eil dich doch!"

Erna sprang auf, rannte hinunter, das blutige Tuch in der Hand, über und über mit Blut besudelt. Sie kam in die Wirtschaft, jappte nach Worten, erzählte —

Fiedler griff sie am Arm, schüttelte sie heftig. „Das ist nicht wahr", fuhr er sie an, „du lügst!"

„Nein", wimmerte sie, „nein! Er liegt da, er verblutet."

Die S.A.-Männer stürzten auf die Straße; der lief

zur Rettungsstelle, der zu diesem, der zu jenem Arzt. Hinauf in die Wohnung die andern —

* *
*

Schweigend saßen sie beim Abendessen, die Mutter und Inge.

„Warum ißt du nicht?" fragte die Tochter.

Die Mutter legte die Gabel auf den Teller. „Wenn Horst bei uns ist, werd ich wieder essen können. — Warum kommt er nicht?"

„Aber Mutter, er wollte doch erst gegen neun zurück sein", sagte Inge.

Sie warteten still, sehr unruhig war die Mutter. Neun schlug die Uhr — viertel nach neun. „Wo er nur bleibt, der Junge?!" Sie riß das Fenster auf, blickte die Straße hinunter. „Jetzt müßte er doch da sein."

Er kam nicht, kam nicht. Wieder schlugen die Turmuhren ringsum von den Kirchen.

Immer unruhiger wurde die Mutter. „Hol ein Auto", rief sie, „wir wollen ihn abholen." Inge nickte, nahm Hut und Mantel.

Sie war kaum aus dem Hause, als das Telefon klingelte — die Mutter lief hin, ihre Hände zitterten, als sie den Hörer nahm. Jemand rief: „Frau Doktor Wessel — ja? — Sie möchten — — möchten zu Horst kommen!"

„Ist etwas geschehn?" fragte sie.

„Ja", kam es zurück. „Sie möchten doch gleich kommen, gleich!"

„Was ist es? Was?" flehte sie. — Keine Antwort mehr.

Sie lief auf die Straße, eben fuhr das Auto vor. Sie stieg ein, griff die Hände der Tochter. „Inge", flüsterte

sie, „Inge — sie haben angerufen — es ist ein Unglück geschehn."

Sie kamen zur Großen Frankfurter Straße; vor der Tür warteten S.A.-Männer — trübe, verstörte Gesichter. Einer griff der Mutter Hand, küßte sie innig, versuchte dann zu sprechen. Konnte doch kein Wort herausbringen. Ein andrer riß sich zusammen, sagte: „Er ist nicht mehr oben — sie haben ihn fortgebracht —"

„Lebt er?" rief Inge. „Lebt er?"

Der S.A.-Mann nickte. „Ja, er lebt — noch. Sie schafften ihn zum Krankenhaus am Friedrichshain."

Wieder fuhren sie durch die Straßen. Fest schlang Inge die Arme um die Mutter, flüsterte: „Er lebt, Mutter, er lebt!"

Auf dem breiten Gartenwege des Krankenhauses sahen sie hinten eine Bahre daherschwanken — da saß ihr Junge, hochaufgerichtet den eng verbundenen Kopf. Die beiden Frauen eilten nach; aber die Ärzte wehrten ihnen den Eintritt — nein, nein, unmöglich sei es, sie jetzt zu ihm zu lassen; jede kleinste Aufregung könne tödlich wirken. Keine Minute länger dürfe man zögern, sofort müsse er auf den Operationstisch.

Sie warteten, warteten — lange, bange Stunden. Dann schwankte wieder die Bahre über den Weg — bog links ein; zum Pavillon 7 trugen sie ihn. Sein Blick flog hinüber zur Mutter, leuchtete auf — er erkannte sie. Wieder hielten die Ärzte sie zurück: bei vollem Bewußtsein habe man schneiden müssen, doch sei soweit alles gut verlaufen. Nun müsse er schlafen — man würde früh am andern Morgen anrufen, Bescheid sagen. Aber der Professor zog Inge auf die Seite — er glaube nicht, daß ihr Bruder den Morgen erleben würde.

Still, ohne ein Wort fuhren die Frauen nachhause, eng Hand in Hand gepreßt.

* *
*

Dicke Luft bei den roten Klicken? Da verlor keiner den Geschmack an Schnaps und Karten, trank keiner eine Molle weniger. Wozu war die Partei da, wenn sie solche Heldentaten nicht decken sollte?

Die Polizei kannte die Täter, suchte sie und fand sie nicht: schützend hielt Moskau seine mächtige Hand über sie. Man ließ die Witwe Salm ins Karl-Liebknecht-Haus kommen, gab ihr Verhaltungsmaßregeln, schärfte ihr genau ein, was sie aussagen solle, was nicht. Ließ sie dann reisen; sie fuhr an den Rhein, Erholung tat ihr ja not, nach all der Aufregung. Pipel Kandulski, Joneck, die beiden Jambrowskis fanden guten Unterschlupf; es hieß nun, sich ruhig halten eine Zeitlang.

Den zwei Hauptkerlen aber, Erwin Rückert und Ali Höhler, erwies sich die Kommune besonders dankbar. Sie gingen zu ihrem Bezirksverordneten Hermann Schmidt; mit seiner Frau Luise und seiner Tochter Käte empfing der sie mit offenen Armen. Sie hatten wirklich alles verdient: Lob, Hilfe, Belohnung; Herr Schmidt handelte danach.

Zuerst freilich mußte man an die Partei denken — Schmidt ließ sich die Ausweise geben, die sie von Parteistellen hatten, vernichtete sie. Dann nahm er sie zur Hedemannstraße; sie lachten nicht schlecht, als sie dahin kamen: grade gegenüber war die Nazigauleitung! Sie kehrten dem Hause den Rücken, traten in Nummer 25 ein — da war eine große Anzeigenstelle für kommunistische Zeitungen; Will, Biermann und Sander hießen

die Inhaber, die hier tüchtig Geld scheffelten. Der kommunistische Bezirksverordnete wußte recht gut, warum er an diese Tür klopfte: wer soviel verdient durch die Partei, der kann gelegentlich auch mal was ausgeben. Man verstand sich schnell; nach einer halben Stunde schon ließ Herr Sander die beiden Helden in seinen schönen Buick-Wagen einsteigen, fuhr sie hinaus nach Glienicke in seine prächtige Villa.

Eine köstliche Zeit begann für Ali und Erwin. Hier hieß es nicht mehr Schnaps und Bier — Wein gab es und Sekt soviel sie trinken mochten. Man soff die Nächte hindurch, schlief bei Tage, ging zwischendurch ein wenig spazieren oder fuhr im Auto herum. Und sie wurden neu eingekleidet von Kopf zu Fuß — schnieke, schnieke, lobte Erwin.

Das Leben gefiel ihnen; so hätte es ewig dauern können! Aber Drewnitzky, Sekretär der kommunistischen Partei, meinte, daß sie nun eine hübsche Reise verdient hätten, auch müsse man an Sicherheit denken, da die Polizei hinter ihnen her sei. Er fotografierte sie, besorgte ihnen bildschöne Reisepässe; dann fuhr er Ali im Auto dem Süden zu, brachte ihn nach Prag, steckte ihm tschechische Geldscheine in die Tasche. Erwin wurde zunächst nach Frankfurt gebracht, sollte von dort nach Holland fahren.

In Prag wartete die Rote Hilfe auf Ali; eine üppige Kommunistin nahm den armen Verfolgten in Empfang. Karoline Sultistava hieß sie — weiß der Himmel, so sah sie auch aus!

* * *

Im Pavillon 7 lag Horst Wessel, tat nichts andres, als was er stets getan, seit er denken konnte: er kämpfte einen schweren Kampf mit dem glühheißen Willen zu siegen. Den schwersten, fast hoffnungslosen: den Kampf mit dem Tode.

In den ersten Tagen gab es niemanden in dem großen Krankenhause, der nicht stündlich das Erlöschen des jämmerlich flackernden Lebensflämmchens erwartete. Mutter und Schwester saßen herum, warteten, daß sie auf einen Augenblick ihn sehn konnten; nur Hellmut Mingard durfte als Arzt ein wenig länger an seinem Bett bleiben. Dann kam die Erlaubnis, daß Doktor Goebbels ihn besuchen dürfe — warum dem Jungen nicht diesen heißen Wunsch erfüllen, der vielleicht sein letzter sein würde?

Joseph Goebbels kam sofort, setzte sich zu ihm — dieser Mann, dem es nur um eins ging, nur um den wilden Kampf für Deutschlands Erwachen, der bereit war, dafür das Leben von Tausenden zu opfern und sein eigenes dazu. Der keine Furcht kannte und vor nichts zurückschreckte, wenn es für die Sache ging; der Dutzende von Malen an den Schmerzenslagern hingeschlachteter Kameraden gesessen hatte, an ihren Gräbern noch seine wildaufpeitschenden Worte in die Menge schleuderte. Hier saß er bei Horst Wessel, hielt seine Hand — die Ärzte hatten ihm eingeschärft, möglichst wenig zu sprechen und vor allem den Kranken nicht sprechen zu lassen. Er starrte ihn an, erkannte ihn kaum wieder — was hatte die Kugel nur gemacht aus diesem schönen, heldenhaften Jüngling?! Fast unerträglich schien ihm der Anblick. Tief im Verband der Kopf — grauenvoll entstellt das Gesicht. Nur die Augen strahlten, leuchteten

wie immer. Ganz leise bewegten sich die Lippen, flüsterten kaum hörbar immer dieselben armen Worte: „Ich freue mich. — Ich — freue — mich!" Er hätte garnichts zu sagen brauchen — Goebbels sah ihm gut an, was er fühlte, sah, unter Blut und Wunden ein junges, freudiges Lächeln. Und er dachte: 'Er glaubt noch!'

Als er hinausging, draußen der Mutter die Hand schüttelte, glaubte er selber — so stark war der Glaube des Jungen. „Er wird sich durchkämpfen!" sagte er der Mutter.

Es sah wirklich so aus eine Zeitlang, als ob Horst siegen würde in diesem Kampfe mit dem Tode, trotz der grauenhaften Wunden, trotz der Kugeln, die ihm in Kopf und Hals staken und an die man nicht rühren durfte. Aufwärts ging es, das Fieber sank allmählich — endlich konnte man eine Kugel aus dem Kiefer entfernen. In Heilung waren die Wunden; die Zunge, der Länge nach gespalten, verharschte allmählich, tat wieder ihren Dienst. Als Joseph Goebbels das nächste Mal wiederkam, traute er seinen Augen nicht: aufrecht saß Horst im Bett, sprach lebhaft, erzählte.

Offen stand die Tür des Krankenzimmers; draußen auf dem Flur durften die Kameraden vorbeimarschieren im Gänsemarsch, einer hinter dem andern. Sie hoben den Arm, wenn sie an der Tür vorbeikamen, grüßten ihren jungen Sturmführer, warfen einen raschen Blick auf ihn, voll von Liebe und Treue.

„Sehn Sie doch, Doktor, sehn Sie!" sagte Horst. Er lehnte sich zurück, seufzte leicht. „Ah — ohne das wäre es nicht zu ertragen!"

Viele durften nun kommen, Richard Fiedler, Sprengel und der Staf, manche Leute aus seinem Sturm — die

Ärzte begriffen, daß diese kurzen Besuche ihm guten Auftrieb gaben, seinem heißen Willen zum Leben Kräfte liehen. Studenten saßen an seinem Bett, Bäcker und Schlosser, Arbeiter mit Schippe, Hammer und Feile. Auch — Prinzen.

Und die gleiche Liebe drang aus aller Herzen, füllte den Raum, drang durch Flur und Gänge im ganzen Pavillon 7. Nahm Besitz von Professoren und Ärzten, von Pflegern und Schwestern bis zur letzten Schrubbfrau, teilte sich allen Kranken mit, die in Schmerzen in ihren Betten lagen. Immer dieselbe Frage auf allen Lippen: „Wie geht es Horst Wessel?"

* * *

Liebe nur? Nicht weniger groß war der Haß, mit dem man ihn verfolgte — ein Glück nur, daß er nicht hindringen konnte bis zu seinem Bett. Draußen aber, in dem immer noch roten Berlin, tobte er sich umso gründlicher aus.

Die Drahtzieher im Karl-Liebknecht-Haus spielten ihr Spielchen und spielten es gut. Sie fragten nichts nach Ehre und Wahrheit, logen eine Geschichte zurecht, die sie ihren betörten Massen vorerzählten — wußten recht gut, daß die alles schlucken würden. Nachdem man die Mordbande abgeschoben, glücklich in der Versenkung hatte verschwinden lassen, fühlte man sich frei und stark genug, um dem feigen Überfall eine Erklärung zu geben, so schmählich, so niederträchtig und gemein, daß manch ehrlicher roter Bursch sich nicht einmal denken konnte, daß solch erbärmliche Verlogenheit möglich sein könne — und grade darum diese Lügen für lautere Wahrheit nahm.

Ali Höhler — nun, den kenne man doch, schrieb die 'Rote Fahne'. Ein Verbrecher sei es, ein Zuhälter, ein gerichtsbekannter Zuchthäusler. Nie und nimmer hätte der Lump zur kommunistischen Partei gehört — er so wenig wie einer seiner Kumpane. Ein politischer Überfall? Eine Gemeinheit dieser Faschistenhunde sei es, so etwas Rotfront in die Schuhe zu schieben. Um nichts andres handle es sich, als um den Streit zweier Zuhälter, die sich um das Frauenzimmer stritten, von deren Gewerbe sie beide hätten leben wollen! Ein erbärmlicher Lude sei der Horst Wessel, genau wie der Ali — mit dem Unterschied nur, daß dieser mit der Partei nichts zu tun gehabt habe, während der Zuhälter Wessel eine strahlende Leuchte der Nazis sei!

So widerlich war diese giftige Verlogenheit, daß sogar die sozialdemokratische Presse sich entrüstet abwandte, daß auch die linksstehendsten Blätter auf bürgerlicher Seite ihren ehrlichen Abscheu bekundeten und — zum ersten Male! — einem Nazi Gerechtigkeit widerfahren ließen. Nur was auf Moskau schwor, glaubte den niederträchtigen Schwindel, griff auch dies Lügenmärchen willig auf, suchte neue Gelegenheit, die arme verleumdete Partei an den Hakenkreuzlern zu rächen. Und unter den Hunderttausenden Roten fanden sich genug rohe Burschen, denen kein schmählichstes Mittel dazu zu schlecht schien.

So kam es, daß eines Tages die rote Klicke beschloß, in den Garten des Krankenhauses zu dringen, unbemerkt in den Pavillon 7 zu schleichen. Was denn — war der Hund, der Wessel, immer noch nicht tot? Dann mußte man ein bißchen nachhelfen — wozu gab es Bomben und Handgranaten? Nur *ein* solches Ding in das

Zimmer des verfluchten Naziführers, dann war's endgiltig aus mit ihm!

Einem schlug das Gewissen; so kam es, daß Inge im Briefkasten des Pfarrhauses eines Morgens einen Brief fand. Sie zeigte ihn der Mutter nicht; rief Staf IV an, sagte ihm Bescheid — der machte sich mit seinen Leuten sofort auf den Weg zum Friedrichshain, kam noch im rechten Augenblick. Geschrei und Getümmel im Krankenhause — man warf die Roten hinaus. Aber laut schallend erfüllte ihr Geschrei die Gänge und Krankenzimmer: „Nazi verrecke! — Nazi verrecke!" Wenn sie schon die Tat nicht ausführen konnten, so sollte man doch den heißen Wunsch ihrer Herzen kennenlernen: 'Nazi verrecke!'

Von dem Tage an stellte die S.A. starke Wachen, auf den Straßen vor dem Krankenhause, im Garten und im Pavillon 7.

Die roten Klicken spien vor Wut, einen Drohbrief nach dem andern bekamen Mutter und Schwester, unflätigsten Inhalts — sie sollten nur sehn, der Tag würde schon kommen, an dem man die ganze Brut der Wessels ausrotten würde. Die Frauen fürchteten sich nicht — nur um Horst ging ihre Sorge; doch übernahm die vierte Standarte auch ihren Schutz, Tag und Nacht durchstreiften nun Wachen die alte Jüdenstraße.

* * *

Wieder einmal saß Doktor Goebbels bei dem Kranken, hielt seine Hand, sah ihn an mit seinen großen dunklen Augen, diesen Augen, die so leidenschaftlich brennen konnten, wenn er in Riesensälen die Massen zum Freiheitskampfe aufrief, und die nun so lieb, so jungenhaft dreinblickten.

„Er war wieder bei mir, der Prinz", sagte der Kranke, „ihr müßt ihn aufnehmen."

Goebbels wiegte den Kopf. „Es wird kaum gehn, Horst! Die Jugend kämpft in unsern Reihen, Arbeiter und Studenten. Wir dürfen die Bewegung mit nichts belasten, das nach Reaktion riecht!"

Der junge Sturmführer gab nicht nach. Dieser Hohenzollernprinz August Wilhelm sei schon letzten August auf dem Nürnberger Parteitag erschienen, habe es ruhig geschehn lassen, daß man sich herzlich wenig um ihn kümmerte. Wie und wo er nur könne, arbeite er für Hitler und seine Bewegung, erziehe seinen Sohn zu einem echten deutschen Nazijungen. O ja, die Bedenken seien wohl verständlich! Aber man dürfe ihn nicht zurückweisen — jeden ehrlichen Deutschen nähme der Führer auf, da sei kein Unterschied: Prinz oder Arbeiter! Und wenn er, Horst, seinen Sturm aus bekehrten Rotfrontlern gebildet habe, mit roter Schalmeienkapelle durch die Gassen gezogen sei — dann müsse man auch des Kaisers Sohn erlauben, im braunen Hemde mitzumarschieren in ihren Reihen.

„Tun Sie's, Doktor", bat er, „sprechen Sie darüber mit dem Führer. Sagen Sie ihm, daß es mein letzter Wunsch sei —" Er unterbrach sich, zögerte einen Augenblick, lachte dann. Fuhr fort: „Ich meine — für den Fall, daß ich sterben sollte. Das ist ja auch möglich. Aber ich werde ja durchkommen, und dann stehe ich für ihn. Ich sage Ihnen, Doktor, daß Sie keinen bessern, aufrichtigeren S.A.-Mann bekommen werden als den preußischen Prinzen August Wilhelm!"

Joseph Goebbels lächelte. „So brav wie du, Horst?" fragte er.

Der junge Sturmführer nickte. „Wie ich!"

„Gut", sagte Goebbels, „ich werde es dem Führer vorstellen. Werde ihm alles sagen — wie du mir's gesagt hast."

Die Krankenschwester streckte den Kopf durch die Türspalte, warf ihm einen raschen Blick zu. Er verstand ihn gut, stand auf — seine Zeit war zu Ende, der Kranke mußte allein sein.

Wieder traf er die Mutter draußen im Garten. „Was meinen Sie, Doktor, wird er's schaffen?"

Er preßte ihr die Hand. „Ja, ja — er wird's schaffen!"

* * *

Ali Höhler hatte genug von Prag. Was war das für eine Stadt, in der rote Kämpfer von seinem Schlage, Männer, die so Großes für die Partei geleistet hatten, so wenig geachtet und geehrt wurden! Rote Hilfe — er pfiff auf die Rote Hilfe, wenn sie nicht tüchtig Geld ausspuckte. Und dieser Kerl Drewnitzky, der Parteisekretär, der ihn hergefahren hatte, hatte ihn gründlich hereingelegt. Freilich hatte er ihm tschechische Geldscheine gegeben, aber wer konnte denn lesen, was draufstand, wer sollte wissen, was sie wert waren? Nun stellte sich heraus, daß es fast nichts war; in wenig Tagen war er damit fertig. Bekommen hatte der Lump sicher genug für ihn — aber er dachte, daß selber futtern fett mache, steckte das Geld in die eigene Tasche. — Na, dem würde er's schon noch mal stecken, dem Drewnitzky — so eine Gaunerei, ihn zu betrügen, ihn, Ali Höhler! Eine Schande, daß so was sich aufspielte in der Partei! Nun saß er da, langweilte sich tödlich, schleppte sich durch mit

den paar Lappen, die er mühsam herausholte aus der Roten Hilfe. Die Karoline — pah, das Mensch hatte ja selber nichts —

Er sehnte sich zurück nach Berlin — das waren doch andre Zeiten! Wenn man da bei Galsk in der Mulackstraße saß, mit der Klicke kartete, Mollen trank! Geld wie Heu, wozu gab's denn Weiber auf der Welt? Oder draußen in Glienicke, in Sanders feiner Villa — der war noch ein Kerl! Da brauchte man nur zu winken, konnte durchsaufen die ganze Nacht. Hier — verdammt noch mal! — er wußte ja kaum noch, wie das schmeckte, Champagner!

Nee, nee, et jibt nur ein Berlin, dachte Ali Höhler, darum nischt wie nachhause! Er entschloß sich schnell, lief selbst herum und schickte Karoline auf den Trab; so gelang es ihm, Reisegeld zusammenzubringen. Er saß im Zuge, kam glücklich über die Grenze — tadellos reist sich's mit roten Pässen. Je näher er Berlin kam, umso wohler fühlte er sich. Vielleicht ging's schon los an der Spree, lange konnte es ja ohnehin nicht mehr dauern, bis die siegreiche Revolution alles Bürgerpack wegfegte aus Deutschland, bis die Sowjetfahnen von allen Häusern wehten. Dann war ihm ein hübsches Pöstchen sicher zum Dank für seine tapfere Tat, zur Entschädigung für die Verfolgung durch die Polente! Oder vielleicht gaben sie ihm eine anständige Pension — das war ihm schließlich noch lieber. Na, und wenn sie ihn wieder mal brauchen sollten, um so einen schwarzweißroten Hund zu erledigen, sollten sie's nur sagen: er war dabei, ihm war jeder recht!

* * *

Auf und nieder ging's mit dem Kranken. Manchmal schien es, als ob seine stählerne Natur sich durchsetzen würde trotz allem; selbst die Ärzte gewannen Hoffnung und Zuversicht, in allen Zimmern strahlten die Gesichter. Dann wieder sah es trübe aus, Fieber stellte sich ein; nicht über eine Nacht glaubte man ihn hinausbringen zu können. Aber am nächsten Morgen schon lachte wieder ein Sonnenstrahl.

„Jeder Tag ist ein Gewinn, jede Stunde", sagte Doktor Mingard zu Inge, „hält er noch ein paar Wochen aus, wird er sicher durchkommen. Wenn nur keine Blutvergiftung hinzukommt!"

— Obst sandte man ihm, edle Weine, Bücher, Bilder und Blumen, ganze Berge von Blumen. Jeden Strauß nahm er in die Hände, sog seinen Duft ein, las die Karten der Absender. Dann erst schickte er sie hinaus zu den andern Kranken, in allen Zimmern dufteten Horst Wessels Blumen.

„Sieh doch, Mutter", sagte er, „Schneeglöckchen! Einer von meinem Sturm schickt sie, von der Schalmeienkapelle. Und sie kommen nicht vom Süden, sind nicht in Treibhäusern gezogen — der Mann schreibt, daß er sie selbst gepflückt habe draußen im Walde."

„Ja", nickte die Mutter, „nun wird's bald Frühling werden!"

„Frühling", wiederholte er, „Frühling! Dann wird's doch so kommen, wie ihr's damals plantet, als ich zuhause krank lag. Das muß ich dir sagen, Mutter, daß ich alles wieder umschmiß, als ich wegging von euch — auf einmal sah mir alles ganz anders aus. Fest entschlossen war ich, meinen Kampf weiterzukämpfen, grade wie vorher, nichts anzunehmen von alledem, was ihr mir

botet — vielleicht hat mich dafür das Schicksal beim Wickel genommen! Hat mich tüchtig gebeutelt, hat mir gezeigt, daß es nicht mit sich spaßen läßt. Nun aber kommt wieder der Frühling — welcher Tag ist heute?"

„Der fünfzehnte Februar", antwortete die Mutter.

„Der fünfzehnte!" überlegte er. „Hellmut Mingard meint, daß ich sicher noch fünf Wochen hier herumliegen müsse — na, man kennt das, wenn die Ärzte fünf sagen, so meinen sie acht! Einerlei — das würde bis zum halben April sein. Dann reisen wir ein wenig, du, Inge und ich, du sollst mal sehn, wie schnell ich hochkomme, wenn ich nur erst hier heraus bin!"

Er ließ sich einen Bleistift geben und seinen Schreibblock. „Acht Wochen — hochgerechnet acht — das sind sechsundfünfzig Tage. Sechsundfünfzig Striche also — jeden Tag kann ich einen ausstreichen. Meingott — und dann ist Frühling!"

* * *

Wieder einmal rief es an in der Hedemannstraße — Doktor Goebbels möchte doch zum Krankenhaus kommen, zum Pavillon 7; er rief nach Mantel und Mütze.

Der Sekretär machte Einwendungen: der Doktor müsse heutabend im Sportpalast sprechen — so viel sei noch zu erledigen bis dahin, es sei wichtig, daß —

Goebbels schnitt ihm das Wort ab. „Nichts ist so wichtig wie dieser Junge! Bringen Sie alles mit zur Versammlung; wir arbeiten dann die Nacht durch." Er sprang die Treppen hinab, stieg in sein Auto; wie stets drängten sich Leute vor dem Hause der Gauleitung. Sie reckten die Hälse, als er dem Fahrer das

Ziel zurief, riefen ihm zu: „Zu Horst Wessel? — Grüßen Sie ihn — grüßen Sie ihn, Doktor!“ Ein blutjunger S.A.-Mann sprang auf das Trittbrett. „Doktor, man sagt, daß eine Blutübertragung nötig sei! Kann ich das nicht sein? Ich bin ganz gesund, war nie krank im Leben — all mein Blut will ich ihm gerne geben!“

Goebbels nickte ihm zu, drückte ihm die Hand. Er fuhr, was der Wagen nur hergeben wollte, kam zum Friedrichshain. „Wie geht's ihm?“ fragte er einen Arzt, der ihm entgegenkam.

Der sah ihn ernst an, zuckte die Achseln.

„Blutvergiftung?“ fragte er.

„Wir fürchten es“, antwortete der Arzt. „Nur einen Augenblick dürfen Sie zu ihm.“

Joseph Goebbels saß am Bett, erzählte etwas; stand dann auf, entschuldigte sich — keine Zeit habe er heute, die Arbeit dränge. Aber Horst griff erregt seine Hand, flehte: „Gehn Sie nicht weg, Doktor!“

Die Lippen der Krankenschwester zuckten — wie konnte man diesem Jungen etwas abschlagen? „Also bleiben Sie noch ein wenig“, sagte sie. Sichtlich beruhigten den Kranken die Worte.

„Du darfst den Mut nicht verlieren, Horst“, sagte Goebbels. „Auf und ab geht das Fieber, mal ist's besser mit dir, mal ein wenig schlechter. Das ist wie mit unsrer Freiheitsbewegung: zwei lange Jahre lag sie im Fieber — dann ging's endlich aufwärts! Stark und gesund ist sie heute — so wird's auch mit dir gehn.“

Goebbels erzählte — von der Entwicklung der S.A. und der Partei, was in Berlin geschähe und was in München. Auch von Hitler: er habe mit ihm gesprochen wegen des Prinzen, und der Führer willige ein —

Horst griff die ihm hingestreckte Rechte, nahm sie in beide Hände. „Dank, Doktor", flüsterte er. „Und — wiederkommen, bitte wiederkommen —"

*   *
*

Einen kleinen, halberfrorenen Spatz hatte die Krankenschwester im Garten gefangen; nun huppte er auf dem Bett herum, suchte Wärme, schmiegte sich unter die Decke.

Als Inge kam, holte er das Tierchen heraus. „Schau, was ich da habe!"

Der Spatz saß auf seinem Finger, ließ sich ruhig streicheln, zwitscherte vergnügt. „Dem kleinen Kerl ging's verdammt schlecht, Inge, der war auch schon dreiviertel drüben — nun kann er's kaum abwarten, daß Frühling wird. Ich hab ihn Heinzel genannt — deinem Doktor zu Ehren: der soll nun grad so schnell wieder gesund werden — hat ja lang genug auf der Nase gelegen."

Er griff ihre Hand, sagte: „Streck den Finger aus, Inge, er soll dir Glück bringen — hupp hinüber, Heinzel!" Aber der Spatz wollte nicht, flatterte auf, setzte sich still auf den Bettrand.

Ihre Hand zitterte, ihre Lippen preßten sich fest aufeinander. „Horst", begann sie mühsam, „ich muß es dir sagen, wirst es ja doch bald hören. Mein Verlobter ist — ist tot — seit acht Tagen schon."

Er streichelte ihren Arm, streichelte sanft ihre Wangen. „Ingedeern, liebe Ingedeern — wie kann ich dich trösten?"

*   *
*

Keine Besuche mehr — machtlos waren die Ärzte gegen diese gräßliche Blutvergiftung. Zusehends nahmen

die Kräfte ab, kaum konnte er noch essen. Und das Fieber, das brennende Fieber, das ihn nicht mehr freigeben wollte —

Nachts saß die Krankenschwester an seinem Bett, belauschte jeden Atemzug. Ganz schmal waren seine Hände geworden und schneeweiß — diese tapfern Hände, die noch vor kurzem so braun und so stark waren. Hager das Gesicht, scharf und stolz darüber die Nase. Noch einmal funkelten seine hellen Augen auf, blickten hinüber zur Schwester. „Gutnacht — nun will ich schlafen."

Er schlummerte rasch ein nach dem starken Mittel, schlief ruhig ein paar Stunden lang.

Kein Auge ließ die Pflegerin von ihm. Sie merkte gut, wie er träumte, wie er leise lächelte, dann wieder in raschem Schmerz das Gesicht verzog. Manchmal bewegten sich seine Lippen, sie beugte sich nieder, um die Worte verstehn zu können. Bisweilen hörte sie: Wiking, Frontbann — dann ein paar Namen: Rolf, Heinz, Günther — sie begriff, daß er auf Ferienfahrten war — in die Heide und hinauf auf die Berge. Wachau klang es dann, sonnige Wachau; ganz deutlich kam von den todbleichen Lippen der Name: Rosel —

Dann waren es Namen von jungen Burschen, die sie kannte von den Besuchen her — Richard, Albert, Bruno. Auch Befehle hörte sie, scharf und knapp: 'Fünfter Sturm — fertigmachen!'

Immer dazwischen aber, ernst oft und herb, dann wieder kosend und schmeichelnd, kam das eine Wort: 'Mutter!'

Dann war er still, rührte sich nicht, fast verklärt schien der Ausdruck auf seinem Gesicht.

Plötzlich erwachte er, riß die Augen weit auf, atmete tief. Er erkannte sie gleich, sagte: „Schwester — ich habe ein herrliches Leben gehabt."

„Ja", sagte sie, „ja! Und Sie werden es weiter leben!"

Er lächelte. „Das sagte Doktor Goebbels auch — wie mit unserm Freiheitskampf sei es. Zwei Jahre Fieber und wirre Gärung, nun geht's aufwärts, unaufhaltsam zum Sieg! Und so sei's mit mir, ich —"

Sie unterbrach ihn, führte ihm das Glas an die Lippen. „So wird es sein! — Aber nicht zuviel sprechen jetzt — schlafen müssen Sie!"

Gehorsam schluckte er den schweren Trank, verbiß die Schmerzen. „Ja, schlafen — morgen, morgen muß ich besser sein."

* * *

Lange Stunden saßen die Frauen am andern Tage im Wartezimmer; man ließ sie nicht zu dem Kranken. Endlich kam Hellmut Mingard zu ihnen, holte Inge — sie gehörte ja halb zum Bau als Medizinstudentin. Fünf Ärzte standen um das Bett; Inge brauchte nicht zu fragen, sie las in ihren Mienen, daß es aus war mit aller menschlichen Kunst.

Bei klarem Bewußtsein fand sie den Bruder, mutlos zum ersten Male. „Ingedeern", flüsterte er, „nun kannst du das auch für mich tun, was du für Werner tatest."

Er blickte herum, unterbrach sich — nein, die Ärzte brauchten das nicht zu wissen. Aber Inge verstand ihn gut: an sein Begräbnis dachte er.

Kein Wort konnte sie sprechen, nickte nur, preßte seine Hand.

Den ganzen Tag über kämpften die Ärzte, versuchten alles, dem Tode sein Opfer zu entreißen, im letzten Augenblick noch. Sie rangen um Stunden, brachten ihn durch bis zum Abend. Der Professor sagte: „Wenn er die Nacht übersteht, ist doch noch Hoffnung."

Inge saß bei ihm in dieser letzten Nacht; der Bruder bat sie, die Kopfkissen zu richten, ihn ein wenig zu stützen im Rücken. Sie tat es, er dankte ihr leise: „So ist es gut."

Dann schlief er ein. Sie wagte nicht, den Arm fortzuziehen, stützte ihn sanft, hielt ihn so durch die ganze Nacht.

Draußen im Garten warteten S.A.-Männer. Und sie sprachen mit Ärzten und Schwestern, bettelten und flehten, erreichten es schließlich, daß man sie einließ in den Pavillon 7, gegen alle Regel und Ordnung. Dicht gedrängt standen sie auf den Fluren, mucksmäuschenstill, schoben sich vorbei an des Sterbenden Zimmer, sehr langsam, sehr leise, einer um den andern, warfen einen raschen Blick durch die weit offene Tür. Tuschelten draußen mit der Krankenschwester — durften sie nicht hinein, einen kleinen Augenblick nur?

„Inge", flüsterten sie, „Fräulein Inge!?"

Sie wandte den Kopf, sah hinüber. Sie sprach kein Wort, bewegte nicht die Lippen — lag dennoch ein 'Ja' in ihrem Blick?

Sie schlichen herein auf Strümpfen, hielten die Schuhe in der Hand, standen dicht um das Bett.

Der junge Sturmführer erwachte, öffnete die Augen

weit, erkannte die Kameraden. „Sieh doch, Inge“, murmelte er, „wie treu sie sind!“

Am frühen Morgen durfte die Mutter kommen — noch einmal wachte ihr Junge auf. „Liebe Mutter“, flüsterte er, „liebe Ingedeern —“

Still, sanft entschlummerte er in der Frauen Armen —

XI

März 1930.

Wie sie Horst vom Leichenschauhaus heim zu der Mutter bringen. — Schwester Inges Irrgänge in Ministerien und Parlamenten, im Polizeipräsidium und im Reichspräsidentenpalais. — Abschied der Mutter von ihrem Sohne. — Horsts letzte Fahrt: Straßenkämpfe und Kameradenliebe.

Doch nein, man gab der Mutter ihren Jungen nicht frei — nun er tot war, hielt ihn das Gesetz. Er war einem Verbrechen zum Opfer gefallen; so mußte genau festgestellt werden, ob der Tod eine Folge des Mordanfalls war, oder vielleicht doch eine andre Ursache haben könne — das ist sehr wichtig bei Gerichtsverhandlungen, wenn man mit Paragrafen Fangball spielt. Und also durfte der arme Tote nicht heim ins Pfarrhaus, mußte fremde Wohnung beziehn — im Leichenschauhaus. Das mochte tagelang dauern.

Unerträglich war der Mutter dieser Gedanke. „Ich will meinen Jungen", schluchzte sie, „meinen Jungen!"

Da machte sich Inge auf. Tot die Brüder, jetzt war sie der Mutter einziges Kind —

Sie überlegte: hier würde keiner helfen können von der Partei, keiner der S.A. — für deren Bitten würden die Behörden ganz sicher taube Ohren haben. Aber das

Korps vielleicht, dem Horst angehört hatte, die Normannia? Sie sprach mit Hellmut; man erreichte, daß mit der Leichenöffnung ein Alter Herr des Korps betraut wurde — der machte sich sofort an die traurige Arbeit. Nach wenigen Stunden rief das Telefon — Inge atmete auf. Die Leichenöffnung habe stattgefunden, die Todesursache sei nun amtlich festgestellt worden, alle gesetzlichen Vorschriften seien erfüllt. Sie fuhr zum Schauhaus in der Hannoverschen Straße, den Bruder heimzuholen.

Der erste Sturm stand vor dem Hause; die Kameraden trugen den Toten hinaus, hoben ihn auf den Wagen, scharten sich um ihn, brachten ihn nachhause. Zwei Lastwagen voll schwerbewaffneter Schupos folgten dem Zuge, wie den gefährlichsten Mordbrenner ließ die Behörde den armen zerfetzten Toten heimgeleiten. Mit knirschenden Zähnen, verbissenen Mienen sahen es die S.A.-Männer.

Im braunen Zimmer bahrten sie ihn auf. Wie vor drei Monaten war es — flackernde Kerzen, Lebensbäume und Rosenlorbeer umstanden den Sarg — dazwischen die fünf Sturmfahnen der vierten Standarte und die des fünften Sturmes, auch die mächtigen Korpsfahnen Normannias und Alemannias. War doch ein Unterschied: still schlummernd, wie in glücklichem Traume ruhte Werner, sanft eingelullt, in ewigen Schlaf gesungen von der weißen Winterfee — entstellt, den Kopf eng umbunden, lag Horst da, von roter Bubenhand jämmerlich hingemordet.

Die Treppe wurde nicht leer von Menschen; man mußte die Tür oben offen lassen, Sturmkameraden und Korpsburschen versahen den Dienst. Die ersten Blumen

sandte der Kronprinz, einen Busch roter Rosen, sie legten ihn dem Toten in die Hand. Gleich darauf kam ein Kranz vergoldeter Lorbeerblätter — mit der Bitte, sie unter das Haupt ihm zu legen. Dann ging es ohne Unterbrechung, Blumengewinde, Kränze zu vielen Hunderten, mehr, immer noch mehr. Man schrieb, drahtete aus dem ganzen Reich, aus allen Erdteilen, wo nur Deutsche saßen. Arbeiterkinder brachten kleine Veilchensträuße, aus ihren Zellen schrieben S.A.-Leute, die für deutsche Freiheit im Gefängnis saßen. Von dem Kaiserpaar in Doorn bis zu der alten blinden Bettlerin, die an der Ecke des Jüdenhofs hockte — Bauern und Bergleute, Soldaten, Fabrikarbeiter, Lehrer und Beamte, da war kein Stand, in dem nicht heiße Herzen schlugen, Augen sich feuchteten um dieses Jungen Tod.

Männer kamen, Frauen und Kinder, kamen aus allen Teilen Berlins, kamen aus Dresden, Hamburg und München, aus Wien und vom Rhein. Drängten sich, warteten geduldig in Reihen, wollten den Toten noch einmal sehn, eine Bildkarte von ihm nachhause nehmen.

Inzwischen versuchte die Gauleitung, bei den Behörden die Erlaubnis zu einem würdigen Begräbnis zu erlangen — man wies sie überall ab; was man auch vorschlug und vortrug, alles wurde rundweg abgeschlagen. Außer sich kamen die Herrn ins Trauerhaus, erstatteten Inge Bericht — man müsse den Bruder wie einen armen Sünder einscharren, still und heimlich, so verlange es die Behörde. Wenn überhaupt noch etwas zu erreichen sei, so sei sie der einzige Mensch, der das könne.

Sie nickte, machte sich auf den Weg.

Man schickte sie in das Innenministerium Unter den

Linden; sie fragte sich durch von Zimmer zu Zimmer, bis sie die richtigen Herren fand. Alle waren sehr liebenswürdig, aber keiner konnte ihr helfen — jetzt gerade berate man darüber in den Parlamenten: sie solle zum Reichstag fahren. Doktor Goebbels empfing sie; sie erfuhr, daß das Preußenhaus zuständig sei — dort hätten die nationalen Parteien den Antrag gestellt, den Trauerzug zuzulassen. Sie fuhr also zum Landtag: vor einer halben Stunde hatte die schwarzrote Mehrheit den Antrag niedergestimmt — jede Begleitung, jede Ehrenbezeugung blieb verboten.

„Fahren Sie zum Polizeipräsidenten", riet ihr ein Abgeordneter. „Wenn Herr Zörgiebel auch Sozialdemokrat ist, ist er doch ein Mensch; vielleicht gelingt es Ihnen, ihn zu rühren."

Zum Alexanderplatz also, hinein ins Präsidium — wie oft hatte man ihre Brüder hier eingesperrt! Sie ließ sich nicht abweisen, drang vor zum Präsidenten, erzählte, was sie auf dem Herzen hatte. Der Herr nickte, zeigte, daß er gut wisse, wie man sich zu benehmen habe, war höflich und liebenswürdig. Nur, leider, sei er wenig unterrichtet — einen Augenblick bitte, er wolle rasch mit dem zuständigen Beamten sprechen. Er nahm den Hörer, verlangte den Regierungsrat Wunderlich, empfahl ihm die junge Dame aufs wärmste: er würde sie gleich zu ihm schicken. Er lächelte verbindlich: das alleräußerste Entgegenkommen würde sie finden — wenn irgend etwas nicht ganz klappe, solle sie nur zurückkommen, seiner Hilfe sei sie gewiß —

Inge dankte, folgte dem Wachtmeister, der sie führte, saß bald dem Regierungsrat gegenüber. Ungepflegt sah er aus, unrasiert und schmutzig — er lispelte, konnte

keinen Satz zu Ende sprechen, vermied es sorgfältig, ihr ins Auge zu sehn. Sie brachte — zum wievielten Male heute?! — ihre Wünsche vor, holte doch nur ein mißvergnügtes Achselzucken aus Herrn Wunderlich heraus; ihr Besuch war ihm lästig, und er zeigte das deutlich genug. Doch gelang es ihr, wenigstens die Anordnungen zu erfahren, die die Polizei zu treffen für gut befunden hatte: nur sieben Trauerwagen sollten dem Sarge folgen dürfen, jede andre Begleitung sei untersagt.

Sie überlegte, ob sie nicht noch einen Versuch beim Polizeipräsidenten machen solle — er sei sehr beschäftigt, hieß es, könne sie mit dem besten Willen jetzt nicht empfangen, vielleicht später. Sie begriff gut, daß sie hier so wenig erreichen würde wie in den Ministerien und Parlamenten — kam man ihr als Frau und Schwester des Toten auch höflicher entgegen, als den Herren der Gauleitung, so würde sie doch auf diesem Wege nicht einen halben Schritt weiterkommen.

Sie stand auf dem Alexanderplatz, dachte nach. Der Regen goß herab, unbeweglich stand sie da, merkte nicht, daß sie naß wurde bis auf die Haut.

Sie fühlte eine Hand auf ihrer Schulter, jemand sagte: „Wollen Sie nicht in den Torweg treten, Fräulein?"

Sie blickte auf, schüttelte heftig den Kopf. Was sagte der Mann — Torweg, wozu denn? Achselzuckend ging der Schupomann weiter.

Dann war ihr, als ob aus dem Regen des Bruders Stimme klänge — nein, nicht seine Stimme: etwas flüsterte nur, konnte doch die Worte nicht formen. 'Sprich', dachte sie, 'sprich, wie soll ich's nur machen? Wohin soll ich gehn?'

Sehr leise, deutlich doch und unverkennbar, vernahm sie das Wort: 'Hindenburg'.

Hindenburg? Was sollte das nur? Sie machte ein paar Schritte; von dem durchweichten Hut rann das Wasser, klebte den Schleier fest ins Gesicht.

Plötzlich begriff sie, reckte sich auf, rief ein Mietsauto an, das vorbeifuhr, sie hoch hinauf mit Kot bespritzte. „Schnell, schnell! Zur Wilhelmstraße! Zum Reichspräsidenten!"

Der konnte ihr helfen, der würde ihr helfen, der allein! Waren zuhause nicht ein Dutzend Bilder Hindenburgs? Standen auf des Vaters Schreibtisch, hingen darüber an der Wand. Mit Widmungen alle — sie wußte gut, was der Vater in schweren Stunden für ihn getan hatte, wußte, wie sehr sich der Generalfeldmarschall dem Pfarrer zu Dank verpflichtet fühlte. Dank — nun gut, dann konnte er es jetzt zeigen! Meingott, daß sie daran nicht früher gedacht hatte! Wie sinnlos, da unten umherzulaufen, in Ministerien und Parlamenten, Beamte aufzusuchen, von denen jeder einzelne sich nach Möglichkeit drückte vor aller Verantwortung. Hindenburg — der stand ganz oben, ein kleiner Wink von ihm, und alles würde in Ordnung sein!

Leicht war es nicht, da durchzudringen. Wachmänner, Diener und kleine Beamte — man schob sie von einem Zimmer ins andre, hätte sie am liebsten gleich wieder hinausgeschoben. Runzelte die Stirn, rümpfte Nase und Lippen — wagte doch kein unhöfliches Wort gegen dies bleiche Fräulein mit den großen dunkeln Augen, das sich nicht abweisen ließ, das keinem sagen wollte, was es eigentlich wollte, und durchaus darauf bestand, mit Seiner Exzellenz selber zu sprechen. Einer brachte ihr Feder und

Papier — sie solle wenigstens aufschreiben, was sie wolle; das sei strenger Befehl, den müsse man befolgen. Sie setzte sich, schrieb zwei Sätze, bat nur darum, empfangen zu werden. Legte ihre Karte bei, auch die des Vaters; ließ sich einen Briefumschlag geben und verschloß ihn.

Sie wartete; nach einer Weile kam ein Diener: der Herr Staatssekretär lasse bitten.

Staatssekretär — wer war das nun wieder? Man führte sie zu einem Herrn, der ihren Brief offen in der Hand hielt. Er ging ihr entgegen, begrüßte sie, ließ sie Platz nehmen; hielt ihr dann einen kleinen Vortrag, daß er berechtigt sei, den Brief zu öffnen — der Herr Reichspräsident könne sie leider unter keinen Umständen empfangen. Aber er stehe hier an seiner Stelle, es sei genau so, als ob sie mit Seiner Exzellenz selber spräche. Sie möge also ihre Wünsche äußern; was nur in seiner Macht stehe, würde er gerne tun.

Inge Wessel hatte an diesem Tage genug mit hohen Beamten gesprochen, gründlich die Redensarten kennengelernt, die diesen für jede Gelegenheit zu Gebote stehn. Sie schwieg, überlegte — er wird mich auch mit schönen Redensarten abspeisen wollen, dachte sie — ich muß zu Hindenburg, nur der kann mir helfen! Sie riß sich zusammen, zwang sich zur Ruhe.

„Herr Staatssekretär", sagte sie, „dieser Brief war nur für den Generalfeldmarschall von Hindenburg bestimmt und für niemand sonst. Seine Beziehungen zu meinem Vater waren so eng, daß er mich ganz gewiß empfängt, wenn er nur weiß, daß ich hier bin. Ich bitte Sie darum, ihm meinen Brief zu zeigen."

Der Herr stutzte, diesen entschiedenen Ton hatte er nicht erwartet. Er stand auf, verbeugte sich, stellte sich

vor. „Doktor Meißner — ich bin der Privatsekretär Seiner Exzellenz, seine rechte Hand, wenn Sie wollen. Ich handle streng innerhalb meiner Befugnisse, Sie können mir glauben, daß —"

Sie unterbrach ihn. „Was Sie nur wollen, will ich gern glauben, Herr Staatssekretär. Aber Sie müssen mir auch glauben, daß ich nur mit ihm selbst sprechen will und mit keinem andern Menschen. Ich habe eine Bitte, und ich weiß, daß der Generalfeldmarschall sie mir erfüllen wird."

„Seine Exzellenz kann Sie jetzt nicht empfangen", erklärte der Staatssekretär. „Sie wissen nicht, wie die politische Lage ist, was er alles zu tun hat." — Da sei eine außerordentlich wichtige Sitzung des Völkerbundes, alle halbe Stunde müsse man mit Genf sprechen; innenpolitisch seien noch viel wichtigere Geschehnisse zu erwarten: noch in dieser Nacht werde der Innenminister Grzesinski zurücktreten. So sehr er Verständnis habe für ihre Trauer und die der unglücklichen Mutter — denn natürlich wisse er Bescheid, habe das denkbar größte Mitgefühl mit dem Geschick des Bruders — so sehr er bereit sei, rein als Mensch wie als Vertreter Seiner Exzellenz, ihr jedes nur mögliche Entgegenkommen zu zeigen, müsse sie doch einsehn —

'Er wickelt mich ein', dachte sie, 'schöne Worte und nichts sonst — grad wie die andern.' — „Ich muß ihn selbst sprechen", beharrte sie, „geben Sie ihm meinen Brief!"

Der Staatssekretär hob den Brief vom Schreibtisch, schob ihn zurück in den Umschlag. Er nahm einen neuen Anlauf, sagte: „Vielleicht kann ich Ihnen gleich Ihren Wunsch erfüllen — und wir brauchen den Reichspräsi-

denten garnicht erst zu belästigen. Aber wie ist das möglich, wenn Sie nicht damit herauskommen, wenn ich nicht einmal genau weiß, was Sie eigentlich verlangen?"

Immer noch zögerte sie, in dem sichern Gefühl, daß sie nie und nimmer etwas erreichen würde, wenn sie nicht Hindenburg selber sprechen könne. Fand doch keinen Ausweg mehr, kam schließlich heraus mit ihrem Anliegen: trotz des Verbots einen würdigen Trauerzug machen zu dürfen. Der Staatssekretär überlegte einen Augenblick, stand dann auf, entschuldigte sich — er würde in wenigen Minuten zurückkommen. Trat noch einmal an den Tisch, nahm den Brief mit.

Sie saß da in gespannter Erwartung — so hatte sie doch ihr Spiel gewonnen? 'Jetzt geht er zu Hindenburg', dachte sie. 'Wird ihm sagen, daß ich da bin und was ich will — dann läßt er mich kommen!'

Sie fröstelte, ein kalter Schauer schüttelte sie. Sie nahm den Schleier vom Gesicht, zog ihren Pelzmantel fester zusammen —

Die Tür ging; der Staatssekretär kam zurück mit einem andern Herrn, stellte ihn vor — noch ein Staatssekretär, sie verstand den Namen nicht. Begrüßung, höfliche Worte — der Herr bat sie, möglichst eingehend all ihre Wünsche vorzutragen.

Sie seufzte — riß sich zusammen. Wenn es schon unmöglich war, weiter vorzudringen, so mußte sie bei diesen Herrn erreichen, was zu erreichen war. Nur das Ehrengeleit seiner Freunde und Kameraden verlange sie, aller der Menschen, die den Toten liebten — nichts sonst. „Lassen Sie mich zu Hindenburg", rief sie, „ich schwöre Ihnen, daß er im Augenblick die Erlaubnis

geben wird. Er ist es dem Andenken meines Vaters schuldig: niemals wird er sich dieser Pflicht entziehn."

Die Herrn stutzten; so sicher, so überzeugend wirkten ihre Worte. Sie nickten; Doktor Meißner griff den Hörer, ließ sich mit dem Innenministerium verbinden, dann mit dem Polizeipräsidium — man müsse doch feststellen, warum denn in diesem besonderen Falle die sonst selbstverständliche Erlaubnis nicht bewilligt worden sei. Ein Gespräch, noch eins und wieder eins — je mehr sie hörten, umso länger wurden ihre Gesichter.

Inge bemerkte es wohl; still saß sie da, ohne sich zu rühren, kämpfte an gegen eine heftige Müdigkeit, die sie plötzlich befiel. Sie biß die Zähne in die Unterlippe — ich muß ganz wach bleiben, dachte sie.

Wieder sprachen die Herrn auf sie ein, gaben einander die Stichworte, hielten ihr einen langen Vortrag über die Schwierigkeiten der politischen Verhältnisse, die Gespanntheit der Lage und die ganz gewiß damit verbundene Gefahr. Sie saß steif aufgerichtet, sah bald dem einen, bald dem andern ins Auge, erwiderte kein Wort. 'Zwei Herrn Staatssekretäre', dachte sie, 'und eine kleine Studentin!'

Dann faßte sie ein Gähnkrampf; nur mühsam gelang es ihr, ihn zu unterdrücken. Die Herrn mißverstanden es, nahmen wohl an, daß sie absichtlich zeigen wolle, wie sehr ihr Vortrag sie langweile. Der eine Herr sah sie böse an, sehr verändert klang seine Stimme: „Ich frage Sie ernsthaft, Gnädigste, wollen Sie denn einen Bürgerkrieg?"

Es war, als ob dies Wort sie wieder zu sich selber bringe; im Augenblick war ihre Müdigkeit verschwunden. „Bürgerkrieg?" wiederholte sie langsam und sehr betont,

„dies Wort gebrauchten Sie, Herr Staatssekretär, nicht ich. Aber es scheint, meine Herrn, daß Sie beide die Stimmung des Volkes nicht halb so gut kennen wie ich! Das Verbot schafft Unruhen, schafft Bürgerkrieg — nicht aber die Erlaubnis, um die ich bitte. Die wehrhafte Jugend Berlins und des ganzen Reichs hat sich an mich gewandt — und für diese Jugend stehe ich hier, sie bittet Sie durch mich, an dem Trauerzuge für meinen hingemordeten Bruder teilnehmen zu dürfen. Die deutsche Jugend sieht in meinem Bruder nicht den begeisterten Anhänger einer Partei, nur den jungen Freiheitshelden, der für Deutschland sein Leben hingegeben hat. Sein Tod hat Verbände, die sich sonst wenig freundschaftlich gegenüberstanden, oft sich befehdeten, eng geeint — alles, was deutsch denkt, steht hinter mir! Und, glauben Sie mir, diese Jugend wird auf alle Fälle zeigen, daß sie noch lebt — Sie ahnen ja nicht, welche Verbitterung und Verbissenheit, aber auch welche Begeisterung in ihrem Herzen lebt! Sie wird meinem Bruder Horst das letzte Geleit geben trotz aller Verbote. Und wenn die hohe Polizei sie mit Gummiknüppeln zu Boden schlägt und mit Maschinengewehren niederknallt — so werden für jeden Gefallenen zehn andre dastehn! Ihre Polizei wird machtlos sein — dann haben Sie das, wovon Sie reden — dann haben Sie den Bürgerkrieg!"

Sie öffnete ihre Tasche, zog einen großen Aktenbogen heraus, warf ihn auf den Schreibtisch. „Da lesen Sie, meine Herrn, hier haben Sie die Namen der Verbände, die sich bisher schriftlich und mündlich an uns gewandt haben mit der Bitte, teilnehmen zu dürfen. Achttausend Mann der S.A., dann der Stahlhelm, der Waffenring

deutscher Studenten, der Werwolf, die Bismarckjugend — bitte, lesen Sie doch selbst, meine Herrn!"

Die Staatssekretäre nahmen das Blatt auf, steckten die Köpfe zusammen. Doktor Meißner fuhr auf: „Was — der Jungdeutsche Orden? Der ist auch dabei?"

Inge sah ihren Vorteil. „Ja, der auch — glauben Sie, daß ich Sie anlüge, soll ich Ihnen den Brief zeigen? Auch der Kyffhäuserverband ist dabei, auch die Pfadfinder: lesen Sie nur die Liste — Sie werden da manche Verbände finden, von denen Sie sich's nicht träumen ließen. Und wenn ich nachhause komme, werden weitere Schreiben daliegen, Bitten, teilnehmen zu dürfen am Trauerzuge —"

Doktor Meißner unterbrach sie. „Verzeihung, Fräulein Wessel, wer hat die Leitung? Hat sich ein Ausschuß gebildet?"

Sie schüttelte heftig den Kopf. „Nichts hat sich gebildet — ich bin die Leitung, ich bin der Ausschuß!" Sie holte tief Atem, rief laut: „Führen Sie mich zu Hindenburg, meine Herrn! Ich muß ihm sagen, daß hier zum ersten Male seit unserm Zusammenbruch wieder alles zusammensteht, was deutsch denkt. Mein Bruder war Nazi mit Leib und Seele — aber sein Tod hat allen Bruderzwist weggeweht im nationalen Lager — verstehn Sie, was das sagen will? Melden Sie mich beim Präsidenten, nennen Sie ihm meines Vaters Namen — er wird mich empfangen, wie er als kleinen Jungen schon meinen hingemordeten Bruder in Hannover empfing! Er wird mir nicht seine Tür verschließen, mich nicht in Vorzimmern herumsitzen lassen. Führen Sie mich zu Hindenburg — er wird begreifen, was die

deutsche Jugend will, wird mich nicht länger bitten und betteln lassen!"

Die Herrn sahn einander an, verständigten sich mit raschem Blick — Inge empfand gut, daß sie ein Gespräch mit Hindenburg unter allen Umständen verhindern würden. Die beiden wurden sichtlich unruhig, redeten nichtssagende Worte, erklärten schließlich, daß man zu so vorgerückter Stunde keine Entscheidung treffen könne. Sie möge doch morgen früh wiederkommen, dann würde man alles geklärt haben, dann würde vielleicht auch Seine Exzellenz —

„Nein", antwortete sie, „nein, das geht nicht! Zeit genug ist verloren — wenn ich heutabend mit leeren Händen heimkomme, dann muß ich annehmen, daß die Regierung auf dem Verbot besteht. Was daraus entsteht — das mögen Sie verantworten, meine Herrn Staatssekretäre."

Wieder zögerten sie, verlangten noch einmal den Polizeipräsidenten, sprachen lange mit ihm. Doktor Meißner nickte eifrig; als er den Hörer einhängte, schien ihm eine Erleuchtung zu kommen. „Fräulein Wessel", sagte er, „wir wollen Ihnen sehr weit entgegenkommen. Wir gestatten Ihnen jede gewünschte Form und jede Beteiligung — auf dem Friedhofe."

Inge sah ihn groß an — etwas mußte dahinterstecken. „Auf dem Friedhofe?" dehnte sie. „Und was wird aus dem Trauerzuge durch die Straßen?"

Der Staatssekretär lächelte. „Darüber werden Sie sich morgen mit dem Herrn Polizeipräsidenten Zörgiebel unterhalten. Er erwartet Sie, wird alle Einzelheiten mit Ihnen besprechen — auch er wird Ihnen weites Entgegenkommen zeigen. Sind Sie nun zufrieden?"

Einen Augenblick sann sie nach, sagte dann: „Ich weiß nicht. — Führen Sie mich zu Hindenburg!“

Die Herrn zuckten die Achseln.

Sie sah sie an, erhob sich, wandte sich zum Gehn.

„Danke, meine Herrn“, sagte sie.

* * *

Sie kam nachhause; traf Doktor Goebbels, auch Hellmut Mingard, andre noch. Sie berichtete, was sie erreicht hatte, überlegte lange mit den Herrn. Verabschiedete sie dann, als das Mädchen kam, sie zur Mutter zu holen.

„Inge“, sagte die Mutter, „ich will zu ihm. Will hinein zu Horst!“

Sie nahm ihre Hand. „So komm mit!“

Aber die Mutter schüttelte den Kopf. „Wir wollen ihn allein haben, nur für uns — schick die jungen Leute weg!“

Sie nickte, ging hinüber ins braune Zimmer. Trat zu den Ehrenwachen, sagte ihnen, daß sie nun gehn müßten, die Mutter wolle zu ihrem Sohne. Sie führte Bruno ins Nebenzimmer; er solle sich dort auf einen Sessel setzen — wenn die Ablösung komme, Bescheid sagen, niemand hineinlassen zum Toten, bis sie wieder herauskämen.

Sie ging zur Mutter, sagte: „Komm, er wartet auf uns.“

Die Mutter nahm ihren Arm, fragte plötzlich: „Hast du auch zu Abend gegessen?“

„Ja, Mutter“, antwortete Inge. Dann erst fiel ihr ein, daß sie garnichts gegessen hatte, den ganzen Tag über nichts. Was lag daran —

Die beiden Frauen gingen ins Totenzimmer, Inge rückte zwei Stühle heran, Hand in Hand saßen sie, lange Zeit.

Manchmal flüsterte die Mutter. „Horst, Horst, lieber Junge —"

Manchmal schluchzte sie. Tief, herzzerreißend —

Und sie weinte immer, unaufhaltsam, durch die ganze Nacht.

Am frühen Morgen führte Inge die Mutter hinaus, stützte die Wankende, brachte sie zu Bett. „Du mußt ruhen — du mußt! Mußt Kräfte sammeln!"

Sie ging in ihr Zimmer — in den Spiegel fiel ihr Blick. War sie das wirklich — sie, Inge Wessel? Bleich, übernächtig — meingott und die Schuhe, das Kleid! Naß geworden, wieder trocken geworden, über und über mit Kot bespritzt. Sie schellte dem Mädchen, zog sich aus, wusch hastig Hände und Gesicht. „Ein Kleid, Frieda", rief sie, „reine Schuhe! So hilf mir doch, schnell, schnell! Ich muß fort!"

Punkt acht Uhr war sie auf dem Polizeipräsidium. Man ließ sie warten — der Herr Präsident sei noch nicht da. Dann hieß es, daß er in einer wichtigen Sitzung sei, sie gleich nachher empfangen würde — endlich teilte man ihr mit, daß er sehr eilig ins Ministerium gerufen sei. Aber sie möge nur mitkommen, der Herr Regierungsrat sei unterrichtet, würde alles mit ihr erledigen.

Sie folgte dem Beamten — zu Herrn Wunderlich führte man sie; er begann sogleich, ihr die übernacht ausgearbeiteten polizeilichen Bestimmungen vorzulesen. Die Beteiligung der Verbände sei nur auf dem Friedhof gestattet — beim Trauerzuge dagegen verboten. Doch habe man ja sieben Trauerwagen erlaubt —

„Sieben?" unterbrach sie, „ganze sieben? Dürfen es wenigstens Lastwagen sein? Dann brauche ich die allein für die Kränze!"

Der Beamte zuckte die Achseln. „Nur sieben Personenwagen sind erlaubt. Lassen Sie die Kränze doch vorher zum Friedhof schaffen — oder nachher, ganz, wie es Ihnen beliebt, in dieser Beziehung wollen wir Ihnen keine Vorschriften machen. Im übrigen geben wir die Erlaubnis, daß die Studentenkorps mitziehn dürfen im Trauerzuge. Sie sehn also, daß wir Ihnen weit entgegengekommen sind, wenn wir hier sogar Uniformen gestatten."

„Uniformen?" fragte sie. „Studentenkorps? Wie ist das gemeint — dürfen alle Studenten mitziehn?"

Herr Wunderlich schüttelte bedächtig den Kopf. „Das grade nicht — nur die Chargierten der Berliner Korps des Kösener Verbandes, dem Ihr Herr Bruder angehörte — die aber im vollen Wichs und mit ihren Fahnen."

„Ach so", sagte sie, „das wird dann also etwa ein Dutzend sein!"

„Was die Fahnen betrifft", fuhr der Beamte fort, „so wollen Sie sich folgendes merken. Das Flaggentuch muß aufgerollt sein, darf nicht flattern — ein Drittel dagegen darf frei zu sehn sein —"

Inge erhob sich. „Geben Sie mir die Bestimmungen, ich will diese polizeiliche Weisheit zuhaus durchstudieren. Vielleicht haben Sie die Güte, Herr Regierungsrat, mir noch die Windrichtung angeben zu wollen, in der das freie Drittel der aufgerollten Fahnen zu wehen behördlicherseits erlaubt ist — ohne staatsgefährlich zu wirken!"

* * *

Sie standen am Sarge wie Bäume, starr und unbeweglich — S.A.-Männer in ihren braunen Uniformen, Korpsburschen in Wichs mit umgegürteten Schlägern, Berliner Normannen und Wiener Alemannen. Der Sarg war bedeckt mit einer mächtigen Hakenkreuzfahne, darauf lagen die Korpsmützen und seine Sturmführerkappe.

Kurz war die Trauerfeier im Hause: die Sturmführer der vierten Standarte hoben den Sarg auf ihre Schultern. Aber ehe sie noch heraus waren aus dem Zimmer, drang Polizei hinein, verlangte barsch, daß die Hitlerfahne vom Sarge entfernt werde. Die Sturmführer weigerten sich, erregt drängten sich die jungen Burschen zusammen: kein Mensch auf der Welt solle dem Toten die Fahne rauben, die er liebte!

Heftige Worte fielen, vergeblich versuchte der Pfarrer zu vermitteln. Da trat Inge heran; bedrohlich funkelten ihre Augen, sehr leise war doch ihre Stimme. „Herr Polizeileutnant", sagte sie, „draußen auf der Straße haben Sie die Macht, können all das ausführen, was Ihnen befohlen wurde. Dies aber ist meiner Mutter Wohnung, ihr allein steht das Recht zu, den Sarg hier zu schmücken. Niemand hat Sie hergebeten — gehen Sie hinaus mit Ihren Leuten!"

Einen bitterbösen Blick gab ihr der Beamte, senkte ihn doch vor den Augen des jungen Mädchens. Gab seinen Leuten einen Wink, zog sich zurück. Unten im Treppenhaus nahmen sie Posten.

Inge ließ den Sarg hinstellen, eng das Flaggentuch herumwickeln. Ließ Draht holen und Kränze bringen — von allen Seiten wurden sie festgeschnürt, so daß nichts mehr von der Fahne zu sehn war. Einen grünen Sarg

mit Blumen bestickt und mit flatternden Schleifen trugen die Sturmführer hinunter.

Langsam setzte sich der Zug in Bewegung. Hinter dem Toten sieben Trauerwagen, wie es bestimmt war von der Polizei. Uniformen übergenug — aber es waren Schupos, die sie trugen. Mit den Pfarrern fuhr die Mutter, gab ihrem Jungen das letzte Geleit; eng im Arme hielt sie die Tochter.

Still, ruhig ging es durch die nächsten Straßen, die gedrängt voll von Menschen waren; man ließ Wagen und Fußgänger ruhig vorbei, noch wirkte das mächtige Aufgebot der Polizei. Dann, an der Ecke der Weidinger- und Lothringer Straße, änderte sich das Bild, ein wildes Geschrei setzte ein. Die Kommune hatte ihren Plan geschickt genug ausgearbeitet, nur Mädel und halbwüchsige Buben waren hier angesetzt. Sie eröffneten einen Steinhagel; tüchtige Brocken flogen auf den Leichenwagen, an zweien der begleitenden Autos wurden die Scheiben zerschmettert, die Teilnehmer hinten im Zuge mit Steinen überschüttet. Dazwischen ein paar scharfe Schüsse — die Polizei ging vor, drängte die Massen zurück.

Weiter ging es — das Spiel wiederholte sich in der Koblankstraße. Wieder brüllte und heulte der Mob, wieder regnete es schwere Steine von beiden Seiten der Straße. Dann aber stießen die Roten vor, durchbrachen die enge Kette der Schutzleute, machten sich daran, den Leichenwagen und die Begleitautos umzustürzen. Sie zerrten die Fahne aus dem Wagen, in dem die Teutonen fuhren — da waren sie an die Rechten gekommen! Die Korpsburschen sprangen heraus, rissen die stumpfen Paradeschläger aus den Scheiden, ver-

teidigten heiß ihre Fahne in dem ungleichen Kampf. Da kam Ede Weiß heran mit seinem achten Trupp, raste wie ein Besessener auf die Roten ein, hieb die Studenten heraus. Schüsse hüben und drüben, die Schutzleute mußten schwer kämpfen, um Rotfront zurückzuschlagen. Panzerwagen rasselten heran, es schien, als ob die ganze Polizei unterwegs sei.

Dann endlich kamen sie zur Prenzlauer Straße, kamen zum Friedhof von St. Nikolai. „Gleich sind wir da, Mutter", sagte Inge. Sie blickte hinaus, fuhr zusammen — was stand da auf der Kirchhofsmauer? Sie beugte sich schnell vor, deckte mit ihrem Leib das Fenster, daß die Mutter nicht hinaussehn, die Worte nicht lesen konnte, die in riesigen roten Buchstaben die Kommune dort hingemalt hatte: 'Dem Zuhälter Horst Wessel ein letztes Heil Hitler!'

Sie fuhren durchs Tor, stiegen aus — noch in diesem Augenblick machte Rotfront einen neuen Angriff. Die Schutzmannschaft hatte den hier gewiß nicht erwartet, war zur Seite getreten: so brachen die Roten durch, schlugen dicht beim Tor ein paar S.A.-Männer nieder, ehe sie zurückgeschlagen werden konnten.

Gedrängt voll war der alte Friedhof; S.A., Stahlhelm, Waffenstudenten, hundert andre Verbände. Die Frauen schritten hinter dem Sarge, nur mit Mühe konnte man ihnen Platz machen.

Ruhe nun, endlich Ruhe. Auf den Bäumen hockten S.A.-Leute, saßen oben auf den Mauern und standen unten auf beiden Seiten, schirmten mit ihren Leibern den letzten Gang ihres Toten.

Sie kamen zum offenen Grabe, lauschten den Abschiedsworten. Die Pfarrer von St. Nikolai sprachen;

dann legte für den erkrankten Führer Hitler der Osaf, Hauptmann von Pfeffer, einen Kranz nieder. Staf IV sprach, die Vertreter der Korps, manche noch — nur einzelne Worte hörte die Mutter, zerrissene Sätze, die der Wind verwehte.

Sie lösten die Drahtschlingen der Kränze vom Sarge — hier im Reiche des Todes durfte die Fahne der Freiheitsbewegung noch einmal sich zeigen. Sie drängten sich heran bis dicht an die Grube, einen letzten Blick auf den Sarg zu werfen, der nun sich hinabsenkte, sehr langsam, sehr sanft, einen Blick noch auf die Fahne zu werfen, die den geliebten Kameraden umhüllen sollte in ewiger Ruhe. Hinter der Mutter stand, sehr groß und schlank, der Hohenzollernprinz, wehrte nicht den Tränen, die ihm über die Wangen rollten. Einer preßte in heißer Erregung seinen Arm, ein breitschultriger, mächtiger Bursch vom fünften Sturm, der Schipper Bruno — Stand und Beruf, Geburt und Erziehung, alles versank an diesem offenen Grabe. Eines nur blieb: einiger, deutscher Glaube in tiefstem Schmerz.

Zwischen Vater und Bruder senkten sie den Toten hinab.

Die Mutter fühlte: 'Ein Platz ist noch frei — neben dem Vater. Ein Platz für mich!'

Hauptmann Goering nahm Horsts Sturmkappe, die ihm Staf IV reichte, warf sie hinab auf den Sarg. Und die Studenten gaben ihm seine Korpsbänder mit und die Mützen, die dunkelblaue der Normannen, die hellblaue der Alemannen.

Dann sprach Joseph Goebbels. Und er sprach, wie er nie zuvor gesprochen hatte. Keine Rede war es, war wie ein Zwiegespräch mit dem Toten, war, als ob aus seinem Munde der Tote selber spräche.

Atemlos lauschte die Menge; so still standen die Tausende, daß man das Knacken eines dürren Zweiges hörte, den der Märzwind aus einer alten Ulme brach. Und das Empfinden füllte ihre Herzen: er ist garnicht tot, der Tote da, er lebt noch, lebt wie wir, mitten unter uns.

Die Mutter hörte: „— — und wenn dann die S.A. zum großen Appell versammelt steht, wenn jeder einzelne aufgerufen wird, dann wird der Führer auch deinen Namen rufen, Kamerad Wessel! Und alle, alle S.A.-Männer werden antworten wie aus einem Munde: 'Hier!' — Denn die S.A. — das ist Horst Wessel!"

Weich wurde seine Stimme, still und bittend, sehr eindringlich doch. „Hier steht eine deutsche Frau, steht die Mutter Werner Wessels und Horst Wessels. Zwei herrliche Söhne hatte sie einst, nun ruhen beide im Grabe. Kein Mensch auf Erden kann dich trösten, Mutter, aber das sollst du wissen: deine Söhne sind wir alle!"

Die Mutter hörte: „— — Stürme werden marschieren, braune Stürme, endlos, endlos. Trommeln dröhnen, Pfeifen jubeln, leuchtend wehen die Hakenkreuzfahnen über allen Gassen. Einer ist da, die Hand am Gurt, den Sturmriemen unterm Kinn — der marschiert mit, ein junges Lachen auf den roten Lippen und im hellleuchtenden Auge. Der mag es sein oder jener — keiner kennt ihn vielleicht, und doch ahnt ihn jeder. Einst war er ein Wanderer zwischen zwei Welten, zwischen dem Gestern und dem Morgen, zwischen dem was war und dem was kommen wird. War ein Kämpfer für das erwachende Deutschland, für Freiheit und Brot. War ein junger Held — und wird uns immer sein, was er war, uns und bald auch dem ganzen großen Vaterlande:

ein junger, strahlender Held! Wo immer Deutschland ist, da bist auch du, Horst Wessel —

„Gleich, gleich werden unsere Fahnen tief sich neigen über dich, mein junger Kamerad, und über das Flaggentuch, das dich einhüllt. Dann aber wird es sein, als ob du das Wort riefest, das du uns lehrtest, das stolze Wort: 'Die Fahnen hoch!' Und die Fahnen werden wieder steigen, wie du es willst, vom Tode hinauf zum heißen Leben — und mit ihnen wird dein Geist heraussteigen aus der Gruft, wird tief dringen in unsere Herzen, in uns leben für alle Zeit, solang wir atmen dürfen!"

Staf IV hob die Hand: tief hinab senkten sich Banner und Standarten. Küßten noch einmal den Toten, rauschten wieder hoch, wehten im Abendwinde. Die dumpfen Trommeln wirbelten; dann klang es weit über den alten Friedhof:

„Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern find'st du nit —"

* * *

Die zwei Frauen fuhren nachhause; immer wieder blieb der Wagen stehn, kam nur sehr langsam weiter in den Straßen, auf denen sich immer noch, Kopf an Kopf, die Menschen drängten: in die roten Massen hinein schoben sich nun die Wellen der Tausende, die vom Begräbnis kamen. Die Polizei, die für den Trauerzug zum Friedhof alle Vorbereitungen getroffen, in dichten Scharen für Schutz gesorgt hatte, hatte auf den Rückweg kaum gerechnet, glaubte wohl, daß sich der Mob inzwischen verlaufen würde, der doch nur immer stärker ange-

wachsen war. Gleich an der Kirchhofsmauer kam es zu heftigen Kämpfen; S.A., Stahlhelmer und Studenten drängten die Kommunisten in die Nebenstraßen ab. Die Schupomannschaften wurden unruhig; ohne sichere Führung und Befehl wußten sie nicht recht, was sie tun sollten, fickfackten herum. Dann, ganz plötzlich, besannen sie sich, drangen kraftvoll in die Menge, schlugen nieder, was sie erreichen konnten: Teilnehmer an der Trauerfeier und völlig unbeteiligte, harmlose Leute, die von ihrer Arbeit kamen.

Die Mutter griff Inges Arm. „Sieh doch", rief sie, „sieh doch! — Ist nicht genug Unheil geschehn?"

Inge blickte durch die Wagenscheibe. Rechts und links floh die Menge vor den Gummiknüppeln der Polizei; grade vor ihnen schrie eine alte Frau gellend auf, sank zu Boden, schwer getroffen von einem wuchtigen Kopfhieb.

Sie kamen zum Alexanderplatz; wieder gab's eine minutenlange Stockung. Dicht geballt schob sich die Masse die Treppe hinunter zur Untergrundbahn, stand festgekeilt, konnte nicht mehr weiter. Und die Schupo jagte heran, schlug nieder, was sie nur treffen mochte, wahllos, sinnlos. Knüppelte, knüppelte —

Wilde Flüche zerrissen die Luft, gellende Schreie der Weiber und Kinder —

Beide Augen schloß die Mutter, preßte die Hände eng vors Gesicht. Nur nichts mehr sehn, nichts mehr hören!

Heim kamen die Frauen, stiegen die Treppe hinauf; sehr ruhig war das Pfarrhaus. S.A.-Männer hatten den Mädchen geholfen, hatten auf Inges Geheiß alles in Ordnung gebracht während man auf dem Friedhof war. Wie früher sahn die Zimmer aus, alles war, wie

es sonst gewesen, friedlich und still. Die Mutter ging durch die Wohnung, blickte umher — wie fremd sah das aus, wie leer schienen die Räume!

Sie ging über den Flur — unwillkürlich griff sie eine Klinke — öffnete die Tür. Da lagen die Äpfel — viele schöne Äpfel, gelbgrüne und rote. Sie schluchzte herzzerbrechend — ah, nie wieder würden ihre Jungens sich ihre Äpfel holen. Werner nicht, Horst nicht — nie, nie wieder!

XII

Frühjahr 1930.

Die Mutter träumt von ihren Söhnen. — Die Mörder werden gefangen und abgeurteilt. — Totenwache auf dem Friedhof von St. Nikolai: Liebe und Haß über das Grab hinaus. — Warum Horst Wessel sterben mußte.

Tage, Tage und lange Wochen —

Wie gelähmt war die Mutter, eine bleierne Schwere lag auf ihr; in dumpfer Ergebung saß sie da, die Hände im Schoß. Oder sie sprang auf, lief durch die weiten Räume — schaute wirr umher mit suchenden Blicken, wußte doch, daß sie nie das finden würde, was sie suchte. Kam dann zurück, setzte sich hin, schluchzte und stöhnte.

— Hellmut Mingard zuckte die Achseln. „Schlafmittel? Gewiß — geben Sie ihr, soviel Sie wollen, Inge! Proben Sie aus, was am besten hilft; ich lasse gleich noch ein paar Röhrchen und Kapseln aus der Apotheke schicken. Aber damit schaffen wir's nicht — Ablenkung braucht sie."

Inge wiederholte bitter: „Ablenkung?! — Und in welcher Apotheke soll ich das holen? Nichts in der Welt wird die Mutter je wieder ablenken."

„Sie muß sich beschäftigen", riet der junge Arzt, „muß arbeiten. Einerlei was — nur arbeiten."

Inge versuchte es; kämpfte gegen die schwerlastende Teilnahmslosigkeit der Mutter, die alles weit von sich wies, was um sie vorging, die nur in der Vergangenheit, nur mit ihren Toten noch lebte. Doch schien alles vergeblich, immer drückender lastete auf ihr diese starre Dumpfheit. Jeder Tag, jede einzelne Stunde war ein Opfer für sie — und gut war es, wenn sie vorüber waren. Inge verzweifelte schon — und in dieser Verzweiflung fand sie zum ersten Male ganz unbewußt ein paar Worte, die die Mutter aufrüttelten. Drei Tote hatte Inge verloren in diesen drei Monaten, hatte sich doch stets zusammengerissen, Haltung bewahrt, hatte nie einem Menschen gezeigt, wie es in ihr aussah — und der gequälten Mutter erst recht nicht. Nun war sie zu Ende mit ihrer Kraft.

Ohne Übergang fast, aus überströmendem Herzen rief sie: „Ungerecht bist du, ungerecht! Bin ich denn nicht dein Kind, bist du nicht auch *meine* Mutter? Sag doch, hast du das ganz vergessen? Mutter, Mutter — ich bin auch noch da!"

Aufschluchzend, aufgelöst in Schmerz warf sie sich nieder, kniete, grub ihren Kopf in der Mutter Schoß. Weinte —

Da verstand die Mutter. Sie zog ihr Kind hoch, küßte die Tränen von den Wangen. „Ja, ja — du bist mir geblieben — mein Letztes und Einziges."

Von diesem Augenblicke an tat sie alles, was man von ihr verlangte, sorgte wieder für Haushalt und Wohnung, wie sie sonst getan.

Dann, eines Tages, ging sie zum Schreibtisch, zog

die weiten Schubladen auf, die übervoll lagen mit Briefen, die aus aller Welt gekommen waren, immer noch kamen — von Weihnachten bis heute. Sie nahm ein paar heraus, begann zu lesen — ließ sie fallen, stützte den Kopf schwer in die Hände. Faßte sich wieder, ordnete — das ging Werner, dies ging Horst an. Und sie beantwortete die Briefe, schrieb nun jeden Tag ein paar Stunden —

Doktor Mingard machte ein bedenkliches Gesicht. „Ich weiß nicht, ob das gut ist! Sie quält sich maßlos, jede Seite, die sie liest, jede Zeile, die sie schreibt, reißt ihre Wunden auf."

Inge sagte: „Und doch soll man sie lassen. Sie schläft nun ruhig, braucht selten noch ein Schlafmittel. Und diese Briefe verbinden sie den Toten und doch zugleich dem Leben: jedes gute Wort, das sie liest, all die Liebe, die wildfremde Menschen ihren Jungen zeigen, tun ihrem armen Herzen wohl."

* * *

Inge kam von der Universität, lief gleich ins Zimmer zur Mutter. Der Pfarrer von St. Nikolai saß bei ihr: sie schienen in lebhaftem Gespräch, stockten doch bei ihrem Eintritt. Man begrüßte einander, sprach ein paar Worte, dann empfahl sich der Pfarrer.

„Nun, Mutter, was ist's?" fragte Inge. „Warum wart ihr so schweigsam auf einmal? Geheimnisse?"

Die Mutter schüttelte den Kopf. „Ach — es war nur Unsinn. Ich träume so viel — immer von den Jungen. Auch heute Nacht wieder — ganz hell und ganz deutlich."

„Und da hast du dem Pfarrer den Traum erzählt", erwiderte Inge, „und mir nicht?"

Sie nickte. „Ja — ich dachte, er könne mir vielleicht eine Deutung geben. Du — du bist doch ein modernes Mädel, studierst Medizin — du würdest mich am Ende nur auslachen."

Inge nahm ihre Hände. „Nein, Muttchen, ich lach dich gewiß nicht aus. Also sag's schon!"

Die Mutter erzählte — zweimal schon habe sie denselben Traum gehabt. Nichts Besonderes — ganz einfach sei es gewesen: ihr Heimatort an der Weser — sie und die Großmutter seien über die Wiese gegangen. Hinten ein paar Weiden — da habe Werner gestanden, habe Geige gespielt. Geige, ja — das sei ihr ganz natürlich vorgekommen, ob er gleich im Leben nie gefiedelt, nur Klavier gespielt habe und zur Laute gesungen. Aber so herrlich schön habe er gegeigt, so überirdisch — die Großmutter habe geflüstert: 'Werner — welch großer Künstler bist du!' — Das sei alles.

Inge drückte ihre Hand; sie fühlte gut, wie dieser Traum der Mutter wohl tat. „Nun — und was hat der Pfarrer dazu gesagt?" fragte sie. „Hat er's dir gedeutet?"

Sie nickte, lächelte ein wenig. „Er meinte, daß es wohl zeugen könne von der Glückseligkeit des Lebens da drüben. Glaubst du das, Inge?"

Die Tochter streichelte sanft ihre Wangen. „Vielleicht ist es so, Mutter, wer mag das wissen?"

* * *

Die Mutter sagte: „Da ist wieder so ein Brief — daß ich Patenmutter werden soll bei einem kleinen deutschen Jungen. Soll ich's annehmen?"

Inge nickte: „Gewiß, Mutter, das darfst du nicht abschlagen, und wenn's noch so viel silberne Löffel kostet!

Wieviel kleine Horst-Wessel Müllers und Horst-Wessel Schulzes schreien nun schon herum im Vaterland? Bald wird Wessel ein Vorname werden, so gut wie Hans und Peter! Schade nur, daß sich noch kein Mädel gemeldet hat, das durchaus Wesseline heißen will — man könnte es Linchen rufen."

Die Mutter lächelte. „Diesmal soll der Bub Horst-Werner heißen nach beiden Jungen. Hoffentlich wird was Rechtes aus ihm."

Auf dem Tisch lag die Zeitung, Inge nahm sie auf, blickte hinein. Sie erschrak, warf der Mutter einen raschen Blick zu — nein, die war ruhig, hatte gewiß das Blatt noch nicht angesehn. Sie nahm es rasch auf, ging aus dem Zimmer.

Auf dem Flur traf sie das Mädchen. „Haben Sie die Zeitung hineingebracht?"

Das Mädchen schüttelte den Kopf. „Nein — Frau Doktor nahm sie selbst aus dem Kasten."

„Sie müssen aufpassen", sagte Inge. „Immer erst mir die Zeitung bringen — wenn ich nicht da bin, schaun Sie selber nach, was drin steht! Die Mutter darf so etwas nicht zu Gesicht bekommen."

Sie hielt ihr das Blatt hin, zeigte auf die große Überschrift: „Die Mörder Horst Wessels verhaftet!"

* * *

Einen Klickenbruder nach dem andern fing die Polizei, Erwin Rückert, Ali Höhler und die beiden Jambrowskis. Faßte auch Else Cohn und in Mainz die Witwe Salm. Man kannte nun die Namen aller Beteiligten — die Verhafteten verpfiffen ihre Freunde nach Herzenslust;

bald würde man die ganze Gesellschaft beisammen haben.

Aber die kommunistische Presse erzählte ruhig weiter ihre Lügengeschichten, wich keinen Schritt zurück, gab nichts zu, hetzte tapfer drauf los. Über den Tod hinaus verfolgte der rote Haß das hingemordete Opfer: immer wieder versuchten die Klicken auf das Stückchen Erde zu dringen, das seine letzte Heimat war, den alten Friedhof von St. Nikolai. Sie beschmierten die Kirchhofsmauern mit unflätigen Beschimpfungen, zerrissen Kränze und Schleifen. Staf IV übernahm den Schutz; die jungen Burschen des ersten, zweiten und fünften Sturms lernten einen neuen Dienst kennen: Tag und Nacht den Gottesacker zu bewachen. Sie standen am Eingangstor, verteilten sich an den Mauern, standen um das frische Grab: gute Schildwachen ihren geliebten Kameraden Horst und Werner.

* * *

Im Bombenschloß saßen Hans Sprinckstub, der Adjutant der vierten Standarte, auch die Sturmführer, Fiedler vom ersten und Protsch vom zweiten Sturm. Mit ihnen der Barrikadenalbert — als einfacher S.A.-Mann tat er nun im siebzehnten Sturm Dienst.

„Also heutnacht laßt mich Wache schieben", sagte Sprengel. „Hast lange genug unter mir gedient, Richard, da kann ich jetzt bei dir Dienst tun. Schließlich war ich ja auch mal im ersten Sturm."

„Hätt'st ihn heute noch", rief Sprinckstub, „wenn du nur die Schnauze halten könntest; das verdammte Mosern wird dir noch Kopf und Kragen kosten. Alle haben dich gern, alle wissen, daß du ein Prachtkerl bist

— aber wo sollten wir hinkommen, wenn jeder kleine Sturmführer seine eigne Predigt halten will?"

Barrikadenalbert seufzte. „Das hat mir meine Mutter hundertmal erzählt — das kommt davon, sagt sie, wenn das Ei klüger sein will als die Henne! Na — ich tu ja nun Buße. — Also wie ist's, Richard, kann ich Wache halten an Horsts Grab?"

Fiedler nickte. „Natürlich kannst du." Er zog sein Merkbuch aus der Tasche, blätterte. „Heutnacht — da wird der Bruno vom fünften Sturm dabei sein — du kennst ihn ja. Er kommt um zehn hierher; da könnt ihr zusammen zum Friedhof gehn — Wache von zehn bis zwei, beste Zeit, was Schauriges zu erleben."

„Mitten in Berlin!" rief Sprengel. „Wer hat denn schon was erlebt?!"

„Ich nicht", sagte Willi Protsch. „Aber ein Vergnügen ist's nicht. Und wenn nicht der Name Wessel auf dem Grabstein stände, würde ich mich herzlich bedanken."

Der Barrikadenalbert sah ihn erstaunt an. „Du, Abd el Krim? Das hab ich nicht gewußt, daß der Führer des zweiten Sturms, in dem Horst heranwuchs, vor irgendwas Angst hätte!"

„Angst?" rief Protsch. „Wer spricht von Angst? Ich war im Feld, in Frankreich und Rußland und später im Baltenland — hab nie was davon gemerkt. Aber dies — dies komische Gefühl hab ich nie erlebt in all den Kriegsjahren, das ich zweimal hatte, als ich Nachtwache stand auf dem Kirchhof von St. Nikolai."

„Recht hat er", meinte Sprinckstub. „Wirst es ja selber merken."

Sprengel zuckte die Achseln. „Was soll ich denn merken? Ist jemals etwas geschehn — habt ihr etwas gesehn?"

„Garnichts!" sagte Richard Fiedler. „Wir nicht und keiner. Solange der Friedhof bewacht wird, hat sich kein Roter mehr da blicken lassen, nachts nicht und beitag erst recht nicht. Man steht nur da und paßt auf, unterhält sich. Immer dieselben Gespräche bei allen — über Horst und Werner, das ist ja selbstverständlich. Man macht sich Bewegung, versucht, sich warm zu halten, erzählt sich Geschichten — und natürlich Gruselgeschichten, da man ja doch mal auf dem Friedhof ist. Der kennt die und der jene — alles dummes Zeug! Schließlich schweigt man — und trotz allem Gescheitsein wird's einem unheimlich. Man hört was — lauscht, man glaubt was zu sehn und guckt sich die Augen aus. Schließlich ist man froh, wenn's vorbei ist! Protsch hat recht: jeder drängt sich, die Grabwache zu übernehmen — zum zweiten Male würde sich keiner melden, wenn's nicht für Horst und Werner wäre."

„Na, einer schon!" rief Willi Protsch. „Der Krause von meinem Sturm —"

Sprinckstub unterbrach ihn. „Der Staf hat mit dem Osaf gesprochen — der S.A.-Befehl ist heraus: von heute ab darf er nicht mehr auf den Friedhof."

„Warum denn nicht?" fragte der Barrikadenalbert.

Protsch sagte: „Man sieht, daß du Zwangsferien gehabt hast, Albert — da kommt man rasch heraus. Der Krause — die ganze S.A. nennt ihn nur noch den Friedhofkrause, wie sie mich Abd el Krim nennen! Er sprach kein Wort mehr und war einfach nicht wegzuschlagen vom Grabe, Wache oder nicht, Tag oder Nacht. Und nun stellt euch vor, daß der Mann da am Grabe ein fremdes Mädel trifft, die Blumen brachte für Horst und Werner! Da fand er plötzlich die Sprache wieder. Er

redete mit ihr — erzählte ihr von den toten Kameraden. Ich hab die zwei ausgefragt — sie wissen selber nicht, wie das kam, wie ein Traum sei es gewesen! — Aber nach einer halben Stunde waren sie verlobt. Wollen heiraten in vier Wochen — glauben beide, daß ihr Sturmführer selbst sie zusammengegeben habe."

Bruno kam, sie machten sich auf den Weg; der Adj.-Staf geleitete sie zur Prenzlauer Straße. Sie gingen die Kirchhofsmauer entlang, begrüßten die S.A.-Posten, die immer zu zweien alle fünfzig Schritt aufgestellt waren und auf und nieder schritten. Es schlug zehn Uhr, als sie zum Tor kamen; die Wachen grüßten, erstatteten Bericht: nichts sei vorgefallen; dann öffneten sie das Tor, gingen auf den Friedhof.

„Was?" rief Albert. „Wir sollen hier draußen Wache schieben, auf der Straße? Dazu hab ich mich nicht —"

Sprinckstub unterbrach ihn. „Fängst du schon wieder an zu mosern? Befehl vom Staf: erst zwei Stunden Wache am Tor, dann am Grabe. Meinst du, für dich gäb's Extrawürste?"

„Na, reg dich nicht auf", sagte Sprengel, „hab's ja nicht gewußt. Darf man rauchen?"

„Hier draußen, soviel du willst", antwortete der Adj.-Staf. „Am Grabe natürlich nicht."

Die abgelöste Grabwache kam; sie meldeten, daß alles ruhig sei, nichts vorgefallen. Nur aus der Selbstmörderecke habe man wieder —

Der Adj.-Staf unterbrach sie: „Schon gut – kann ich mir denken. Nun macht, daß ihr nachhause kommt, Kinder!"

Sie verabschiedeten sich; als sie fort waren, fragte Sprengel: „Was ist das mit der Selbstmörderecke?"

Sprinckstub lachte. „Die liegt ganz am Ende, nach Südosten zu; sie kommt in allen Wachberichten vor, die der Staf sammelte. Da tut sich nämlich allerhand; man hört von dort merkwürdige Geräusche, sieht auch helle Lichter oder tiefe Schatten — nur weiß man nicht recht, was. Der Staf ist der Sache nachgegangen, hat festgestellt, daß es auf dem ganzen Friedhof gar keine Selbstmörderecke gibt — das hindert nicht, daß sie alle doch daran glauben. Je mehr Gruselgeschichten man sich hier draußen erzählt, umso mehr erlebt man da drinnen. Eine ist immer dabei — die von dem Mädchen, das den Stock ins Grab steckte!"

„Kenn ick!" rief Bruno, „det is bei uns in die Priegnitz geschehn, wo ick als kleener Junge war — im Nachbardorf."

„Gewiß!" nickte Sprinckstub. „Da — und auch in allen andern Dörfern in Deutschland! Unsre Urgroßmütter haben sich das schon in den Spinnstuben erzählt."

„Im Fischerkietz weiß man nichts davon", meinte Sprengel. „Also schieß man los."

Der Adj.-Staf schüttelte den Kopf. „Laß es dir von Bruno erzählen — ich muß nun gehn."

Die zwei setzten sich auf die Bank am Tore, brannten sich Zigaretten an. „Hast du schon mal Wache gestanden?" fragte Albert. „Am Grabe, meine ich?"

Bruno nickte. „Einmal erst — mit Pantel vom ersten Sturm."

„Na, und habt ihr was erlebt?" fragte Sprengel.

„Nich jrade erlebt", meinte Bruno, „nur so allerhand Varricktes ham wa jehört. Det klagt da manchmal un jurjelt. — Soll ick dir die Jeschichte erzählen von det scheene Meechen mit den Stock?"

„Nee, laß man", sagte Albert, „verwahr sie für deine Brautens auf, die glauben sie vielleicht!" — Er tat einen tiefen Zug aus der Zigarette, fuhr dann fort: „Weißt du noch, wie wir in Pasewalk waren, wie wir da im Schützenhaus —" Er unterbrach sich. „Ach, das kannst du ja nicht wissen, damals warst du ja noch bei den Roten, und der Horst hatte dir noch kein Licht aufgesteckt. Also hör mal zu, Junge."

Er erzählte. Immer neue Erinnerungen, Geschichten von Horst Wessel; jede kleinste Einzelheit haftete fest im Gedächtnis. Er sprach sich warm — Horst, Horst, immer wieder Horst, als ob es nichts andres gäbe auf der weiten Welt. Der beste war er, der tapferste, der einzige — nie wieder würde die S.A. einen solchen Mann haben!

Er sprang auf, lief hin und her, setzte sich wieder zu dem Kameraden. „Horst — meingott, Horst Wessel — Mensch, das wirst du ja nie begreifen können, was der war!"

Bruno entrüstete sich. „Det bejreif ick janz jut! Ick hab mit ihm jearbeit' — ick hab ihn jrade so jern wie du ooch!"

Der Barrikadenalbert starrte ihn an, schlug ihm auf die Schulter. „Ja, ja — dich hat er aus der Erde rausgeholt, als er Schipper war. Daß du ihn gekannt hast, das ist das größte Glück, das dir im Leben beschert war — na, und meins auch!"

Er schwieg eine Weile, fuhr dann fort: „Hast du auch den Werner gekannt? Der war in meinem Sturm, der liebe Junge! Ich sag dir, Bruno, wenn der lachte, dann ging die Sonne auf, wenn's auch in Strömen vom Himmel goß." Und wieder erzählte er, von Werner und von Horst, von ihren Abenteuern bei Sturmfahrten und in Versammlungen, im Polizeipräsidium und auf den Straßen des nächtlichen Berlin.

Plötzlich fragte er: „Weißt du, warum sie mich abgesägt haben als Sturmführer?"

Bruno nickte. „Det weeß doch jeder von uns! Weil de dir de Schnauze vabrennt has mit dein ewijet Mosern und Stänkern!"

Der Barrikadenalbert wiegte den Kopf. „Na ja, recht hast du! Als ich den Prinzen in Nürnberg sah in seiner Stahlhelmeruniform, da hab ich mir eingebildet, daß das nie und nimmer gut tun würde. Da hab ich bei meinen Sturmabenden das Maul aufgerissen, hab auch ellenlange Briefe geschrieben an die Gauleitung und nach München — hab großartig gewarnt vor der Gefahr, hab gesagt, daß man die Tür fest schließen müsse vor jedem Versuch der Reaktion, bei uns einzudringen. Als ob der Führer das nicht besser beurteilen könne, als ob er meinen Rat nötig habe! Mensch, wenn ich doch damals schon mit Horst Wessel drüber gesprochen hätte! All die Zeit über hab ich mir vorgeredet, daß ich doch recht hätte — hab erst die Augen aufgemacht, als ich einmal bei Horst im Krankenhaus war — grad als ich wegging, kam der Auwi zu ihm. Aber richtig begriffen hab ich's erst beim Begräbnis, als du oller Dreckschipper neben ihm standst und seinen Arm packtest!"

„Au Backe!" rief Bruno. „Det war der Prinz, der lange Lulatsch?"

Sprengel nickte. „Gewiß war er's — und du hast ihm mit deiner Quadratpratze in aller Freundschaft den Arm gequetscht, daß er sicher noch sechs Wochen lang braun und blau war. Da ist's mir aufgegangen, welch ein Rindviech ich war — und daß immer noch ein Stück Proletenneid in mir stak!"

Bruno sah ihn groß an. „Wie meenst 'n det? Ick

un du, wir sind doch alle beede janz jewöhnliche Proleten."

Der Barrikadenalbert schüttelte heftig den Kopf. „Da irrst du! Proleten gewiß, aber keine ganz gewöhnlichen, sowenig, wie der Auwi ein ganz gewöhnlicher Prinz ist! Siehst du, Bruno, nicht auf das, was uns trennt, kommt es an, nur auf das, was uns bindet! Und wenn das die heiße Liebe zu Deutschland ist, dann ist's ganz gleich, ob du aus dem Potsdamer Schloß stammst oder aus der Mulackstraße. Dann seid ihr zwei Brüder, der Prinz und du — das ist's, was ich begriffen habe, als sie Horst Wessel in die Gruft senkten."

* *
*

Die Ablösung kam; die beiden gingen auf den Friedhof, lösten am Grabe die Wachen ab. Der Barrikadenalbert sprach nicht mehr, stand da mit verschränkten Armen, den Kopf gesenkt, starrte still auf das Grab. Eine Viertelstunde verging nach der andern — er rührte sich nicht.

Einmal bückte er sich, brach ein paar Blätter von dem jungen Efeu, barg sie sorgfältig in seiner Brieftasche. Er blickte zu dem Kameraden hinüber, sagte scheu, wie zur Entschuldigung: „Für meine Mutter! Eins von Werner, eins von Horst."

Wieder stand er da, tief versunken, wurde dann unruhig, lief auf und nieder auf dem schmalen Wege. Zog die Schachtel aus der Tasche, nahm eine Zigarette, steckte sie doch gleich wieder ein. Blieb plötzlich stehn vor Bruno, sagte: „Also erzähl mir schon deine Geschichte!"

Der Kamerad begann; er war froh, sich sprechen zu hören. Da war ein hübsches Bauernmädel in lustiger

Gesellschaft — man erzählte sich Gruselgeschichten von Beinhäusern und Totenäckern. Das Mädel lachte: sie habe keine Angst. „Da meente eener, denn könnte se ja man ihr Tuch umwickeln un uff 'n Kirchhof een' Stock in det frische Jrab stecken. Det tat se denn auch, aber wieder is se nich jekommen. Wie se nu lange jenug jewart' ham, da jingen se denn alle nachkucken. Da lag det Meechen und war janz dot. Wie se nämlich den Stock rinjesteckt hat, da hat se 'n Zippel von det Umschlagtuch mit erwischt un mit rinjesteckt. Un denn hat se woll nich jleich losjekonnt un hat sich jedacht, det der Dote ihr festhalten täte — na, un denn hat se ebent der Schlag jeriehrt."

Er blickte den Kameraden an, wartete, daß der etwas sagen sollte. Aber Sprengel stand wieder da wie zuvor, starrte unbeweglich auf das Grab.

Bruno faßte ihn am Arm. „Mensch, wach doch uff! — Hast woll jarnischt jehört, wat?"

Der Barrikadenalbert schüttelte ihn ab. „Laß mich!" Er murmelte still vor sich hin — nur die beiden Namen verstand Bruno: Horst, Werner — Horst, Werner — immer wieder —

* * *

Sprengel lief umher, stand dann wieder wie festgebannt. Bruno versuchte nicht mehr, ihn zum Sprechen zu bringen; er sah ihm zu, machte auch zuweilen ein paar Schritte, lauschte auf die Geräusche, die von draußen herüberdrangen. Da hupte ein Auto, dann hörte er ein Motorrad rattern — einmal auch ein paar Schreie von der Prenzlauer Straße her. Dann stieg der Mond auf, Bruno schielte hinauf — ein dünner, schwindsüchtiger Neumond, der kaum durch die Wolken drang.

Wie er sich umwandte, dem Barrikadenalbert den Rücken kehrte, hörte er plötzlich aus der Südostecke des Friedhofs ein schlurfendes Geräusch, so, als ob man eine schwere Kiste über die Wege ziehe. Dann ein langhingezogenes Schluchzen — nein, das war es nicht, es mochte eher ein Wimmern sein. „Det is jrade wie det letzte Mal", murmelte er, „wat det nur sein mag?"

Er lauschte angestrengt — das ebbte ab, schwoll wieder an; nun glaubte er, deutlich genug, ein Seufzen und Stöhnen zu hören. Dann schien ihm, als ob sich da etwas hin und her bewege, sich heraushebe aus den Büschen, gleich darauf wieder ganz unten über den Boden krieche. Er kniff die Augen zusammen — nichts erkannte er, weder Form noch Gestalt, nur so einen hellen Schein, der sich vorwärts bewegte und wieder zurück. Nebel? dachte er, oder vielleicht ein grauweißes Tuch?

Dann kam ihm der Gedanke, es könnten ein paar Rotstürmler sein, die da Gespenster spielten. Um sie dorthin zu locken vielleicht, Reißaus zu nehmen über die Mauer, damit ihre Genossen sich derweil über das ungeschützte Grab hermachen könnten?

Er stieß seinen Kameraden in die Seite, deutete mit dem Arm nach Südost. „Mensch, Albert — siehst du nischt?"

Sprengel fuhr auf, blickte hinüber. „Nein", sagte er.

„Un hören tuste ooch nischt?" flüsterte Bruno.

Aber der Kamerad schüttelte unwillig den Kopf. Der is blind und taub, dachte Bruno, der hat nischt im Kopp als Horst Wessel! — Grade jetzt hörte er wieder, lang hingezogen, ein klägliches Wimmern.

„Jieb deine Knarre her", verlangte er, „mach doch!"

Der Barrikadenalbert zog die Pistole aus der Tasche,

gab sie ihm. „Da nimm, du Walroß! Und laß mich zufrieden mit deinem Blödsinn!"

Bruno nahm die Pistole, hielt sie ungeschickt in der Faust, entsicherte nicht einmal. Noch nie hatte er so ein Ding in der Hand gehabt. Aber er stand da mit vorgestrecktem Arm, lauschte, lauschte, ließ nicht einen Blick von den Büschen dahinten, von wo die Gefahr drohte. Mochten das Menschen dahinten sein oder — oder — sonst was: er war bereit, mochte kommen, was wollte.

Nur auf das Grab starrte der Barrikadenalbert. Versunken schien alles, nur er war noch da und die Toten in der Erde — verbunden für alle Ewigkeiten ihm und allen Kameraden. Er überlegte nicht mehr, dachte nichts, fühlte nur, empfand nur das eine: Horst Wessel —

* * *

Punkt zwei kam die Ablösung, Willi Protsch und ein Mann seines Sturms.

„Was willst du mit dem Schießeisen?" fragte Protsch. „Ist was vorgefallen?"

„Nee, eijentlich jarnischt", antwortete Bruno. „Ick hab mir nur einjebildet, det da hinten —"

Der Sturmführer ließ ihn stehn, rief Sprengel an — der rührte sich nicht.

„Albert — bist du angewachsen?" rief er.

Keine Antwort — da faßte ihn Protsch, schüttelte ihn kräftig. Sprengel fuhr auf, sah ihn verständnislos an. Dann ermannte er sich, nickte heftig, machte ein paar taumelnde Schritte.

„Nimm seinen Arm, Bruno", befahl Protsch. „Laß ihn nicht los — sieh zu, daß du ihn richtig nachhause bringst."

Die beiden gingen über die Straßen; immer wieder

blieb Albert stehn, immer wieder zog der Kamerad ihn weiter. „Komm", sagte er, „komm schon, deine Mutter wartet uff dir."

Da erwachte Sprengel. „Was sagst du — meine Mutter?! Laß sie doch — auf was wartet sie schon? Auf einen Kerl, der nichts wert ist, auf ein Stück Mist nur — pah, auf den Barrikadenalbert! Der kommt immer noch früh genug! — Aber ich sag dir, ich kenn eine andre Mutter, die wartet auch auf ihren Sohn — auf den besten, den herrlichsten — wartet auf Horst! Und wird vergeblich warten, heute und morgen und immer!"

Sie kamen zum Fischerkietz; vor der Tür zog Bruno die Pistole aus der Tasche, hielt sie dem andern hin. Der Barrikadenalbert streckte die Hand aus, ließ sie dann wieder sinken. Sagte langsam: „Steck sie nur ein — gib sie mir ein andermal. Heut könnt es geschehn, daß ich —"

Er sprang ins Haus, schlug die Tür hinter sich zu.

* * *

Siebzehn Angeklagte saßen auf den Bänken; sie nahmen die Sache nicht sehr ernst; spielten Theater, so gut es gehn wollte — nun ja, was konnte ihnen schon groß geschehn? Ein halbes Dutzend gewiegter Anwälte verteidigte sie, die sich auskannten in kommunistischen Verteidigungen, gottja, schließlich war es doch nur so ein lumpiger Faschistenhund, dem man eine proletarische Abreibung verabfolgt hatte! Daß er dann sechs Wochen später im Krankenhause gestorben war — was konnten sie schon dafür?

Sehr langmütig war der Vorsitzende, zuvorkommend und duldsam.

„Angeklagter Wilhelm Jambrowski", fragte er höflich, „was wollte man denn eigentlich in der Wohnung des Studenten?"

„Wir wollten den Bengel ebent raussetzen, weiter jarnischt!" antwortete Jambrowski.

„Wer sollte denn hinaufgehn?" fragte der Landgerichtsdirektor.

„Na, wer sich jrade meldet", meinte der Angeklagte. „Det war ejal! Ick weeß bloß noch, det die Else Cohn ruffjing un runterkam — un denn später war'n wa drin in de Küche."

Der Vorsitzende blätterte in den Akten. „Auf der Polizei gaben Sie an, daß zwei von Ihnen Revolver bei sich hatten. Geben Sie das heute auch zu?"

Jambrowski schüttelte den Kopf. „Nee — eener hatte bloß so'n Ding mit."

Da lachte die Anklagebank. So ein Unsinn — als ob sie zu Horst Wessel hinaufziehn würden mit nur einem Revolver! Für so dumm würde sie ja das Gericht doch nicht halten.

Wütend sah Jambrowski sich um. „Wat jebter denn so an? Ick kann ma doch ooch ma vaquasseln!"

Der Landgerichtsdirektor nickte, fragte weiter: „Wer waren denn die Leute in der Küche, die dann zu dem Zimmer Wessels gingen?"

„Zwee davon waren Ali und Erwin", antwortete der Angeklagte, „wer die andern waren, weeß ick nich. Un ibrijens: hätt ick det allens vorher jenau vorausjesehn, denn hätt ick mir rechtzeitig vaduftet."

— Ali Höhler seinerseits pfiff auf berlinische Gemütlichkeit, er hatte sich einen andern Rutsch zurechtgelegt. Er kannte sich aus vor Gericht aus langer Erfahrung, wußte

gut, daß man da der Presse und dem Publikum was schuldig ist. Er sprach wie gedruckt, schleimte sich gründlich aus in einem geschwollenen Hochdeutsch, verzierte jeden Satz mit schönen Redensarten, lächelte wohlgefällig, wenn er 'an Hand' sagen konnte, 'in Anbetracht', 'in dieser Beziehung' und solch wohlklingende Worte. Man mußte doch zeigen, daß man gebildet war — wer weiß, wozu das gut war in der Partei! Er sagte: „Was die Pistole angeht, so ist Ihnen die 08-Pistole wohl bekannt als eine Pistole großen Formats. In Anbetracht meiner Vertrautheit mit derselben holte ich dieselbe aus der Tasche und entsicherte dieselbe."

Viele Stunden lang redete er; geduldig hörte das Gericht ihm zu. Der Vorsitzende fragte: „Und was machten Sie nach der Tat?"

Ali versuchte ein möglichst ernstes Gesicht. „Da gingen wir wieder in unser Lokal und besprachen an Hand unserer Erinnerungen das leider in gewisser Beziehung so traurig geendet habende Ereignis."

— Wenig Zeugen nur — die Angeklagten leugneten ja nicht, suchten sich höchstens in Einzelheiten zu entlasten. Verschwunden waren vor Gericht die Lügengeschichten der roten Presse: jetzt war es auf einmal eine politische Angelegenheit — nur aus ehrlicher Überzeugung heraus hätten die Täter gehandelt. Wenn das schon Strafe verdiene, so verdiene es doch auch Achtung vor der lautern Gesinnung. Ali Höhler betonte, daß er den 'leider durch Umstände zum Opfer Gewordenen' ja nicht einmal gekannt habe, nie vorher von ihm gehört habe. Nur darum habe es sich für ihn gehandelt, eine arme alleinstehende Witwe zu schützen —

Der Staatsanwalt stellte seine Anträge, die Anwälte hielten ihre Verteidigungsreden — sie bedankten sich aufs wärmste bei dem Herrn Vorsitzenden für seine vorbildliche Art der Verhandlungsführung. Und Ali Höhler und seine Genossen gaben durch laute Zurufe ihre Zustimmung zu erkennen. — Wenn das nicht helfen würde!

Nun, ganz so niedrig, wie sie erwartet hatten, fielen die Strafen nicht aus. Aber immerhin — über die Jahre würde man auch schon wegkommen. Und eine Amnestie würde ja doch nächstens kommen —

* * *

Sorgfältig hielt Inge alle Zeitungen fern; nicht ein Wort las die Mutter über die Gerichtsverhandlungen. Sie tat ihre Arbeit wie zuvor, lebte nur im Gedächtnis ihrer Jungen. Sie dachte nichts anders, schrieb ihre Briefe, empfing die alten Kameraden und Freunde. Sie unterhielt sich mit ihnen, ruhig und still; weinte erst, wenn sie allein war.

Immer wieder träumte sie — sann lange nach, überlegte, was ihre Träume wohl bedeuten mochten. Selten nur sprach sie darüber.

Aber sie fühlte tief, wie eng sie verbunden war ihren Toten. Fühlte sich ihnen, am hellen Tage oft, so nahe, daß sie plötzlich aufhorchte, sicher, daß einer von ihnen über den Flur liefe, hinten die Kammertür aufreiße, um herüber zu kommen ins Zimmer, den frischen Apfel in der Hand — Werner oder Horst! Nachts aber, wenn sie wach lag, woben sich Schleier um sie her, schienen in weichem, mattem Scheine die Grenzen zu verwischen — die ewigen Grenzen zwischen Leben und Tod. Leise

wiederholten ihre Lippen das Goethewort, das ihr Mann so gern gebrauchte; still flüsterte sie: „Und solang du das nicht hast — dieses: Stirb und Werde! — bist du nur ein trüber Gast — auf der dunklen Erde!"

Sie grübelte darüber in langen Stunden — was bedeutete es wohl, dies geheimnisvolle, seltsame: Stirb und Werde? Dies Wort, das alle Menschenvernunft des Alltags ins Gegenteil kehrte?! Werde und Stirb — so war das Menschenleben; konnte es einen tiefverborgenen Sinn geben, der aus dem Sterben heraus erst alles Leben schuf?

Sie fand ihre Lösung, schlicht und einfach, fand sie heraus aus dem treuen Glauben ihrer Kindheit: Auferstehung — drüben vielleicht, wer weiß wo und wie — und zugleich auch hier auf Erden und mitten unter uns — Auferstehung!

Eine weite Wiese sah sie im Traum; zwei hohe Büsche wuchsen darauf, über und über bedeckt mit weißen Blüten. Und darüber sah sie, in den Lüften schwebend, ihrer Heimat Namen. Nein — sie sah das nicht: ein sanfter Klang nur war das Wort.

Und die Blüten waren viele, viele weiße Lilien. Lähmende Angst faßte sie — dann eine stille, wehmütige Ruhe.

Sie fühlte: aus der Heimat wob sich das wehe Bild, und die Heimat war sie, war die Mutter. Aus grüner, frischer Jugend wuchsen zwei Büsche — ihre Söhne, ihre beiden herrlichen Jungen. Und trugen Lilien des Todes.

Aber sie blühten und leuchteten im heiligen Licht, wiegten die Blumenköpfe, lebten, lebten dennoch, hinaus über allen Tod.

* * *

„Horst, Horst!" flüsterte die Mutter. Sie saß am Schreibtisch ihres Mannes, schob den Brief zur Seite, den sie eben geschrieben hatte — an einen Kameraden ihres Jungen. Sie dachte: soviel Tausende kämpfen in der S.A. — warum mußte es i h n treffen, gerade ihn, den Besten? Wie dumm, wie blöd, wie feig ist doch das Schicksal!

Sie wußte gut, unentrinnbar ist es, grausam und hart — was nutzt da alles Hadern?

Schicksal — gab es denn ein Schicksal? Eines, das blind ist und taub, ein fernes, unnahbares Bild mit steinernem Herzen, bar jeden Gefühls für das maßlose Weh gequälter Menschenkinder —?

Sie seufzte tief; ihr Blick fiel auf die Predigtbücher ihres Mannes. Sie fühlte: eine Gottheit gibt es, gibt einen Gott —

Was da stand in den Büchern, das kannte sie gut; so manchen der Predigten hatte sie gelauscht, wenn sie vor der Kanzel saß, oft genug die andern gelesen. Und sie wußte: was er sprach, das waren nicht schöne Redensarten, klingende Sätze — das waren Worte, die tief aus seinem Herzen kamen. Aus dem Herzen des Mannes, dessen starken Glauben sie teilte, des Mannes, den sie liebte und nie vergessen würde im Leben. Aus dem Herzen des Vaters von Horst und Werner —

Sie nahm eins der Bücher, suchte nach einer Stelle, fand sie bald: 'Nichts geschieht vergebens', las sie, 'Gott weiß, was er will.'

Dann, dann war auch das, was geschah, nicht vergebens geschehn? Dann geschah es aus tiefstem Ratschluß des Ewigen und geschah zu einem Zweck und zu einem guten Zweck. Denn der Gott, der ihre Seele erfüllte, der Gott, den ihr Mann predigte und lebte — der war ein guter Gott!

Zweck, Absicht — was konnte das sein? Aber ehe sie noch begann, darüber nachzugrübeln, sah sie leuchtend und hell einen Satz. Wie im Traum war es: nur dem Gefühl begreifbar schwebten klingende Worte vor ihren Augen, hüllten sie ein in zarten Nebel, nahmen Besitz von ihrem ganzen Sein. Ja, ja, das war die Antwort:

„Damit Deutschland lebe — darum mußten sie sterben!"

* * *

So klar schien ihr alles, so einfach! Im schweren, fast hoffnungslosen Kampfe stand, seit dem furchtbaren Niederbruch, das nationale Deutschland. Stand, nach außenhin, immer noch gegen eine Welt von Feinden, die kein Mitleid kannten, das zertretene, wehrlose Volk bis zum letzten Blutstropfen aussaugten, Tag um Tag neue Tribute erpreßten. Und kämpfte im Lande gegen übermächtige Gegner, die für ihre Parteien sorgten, für ihre Klassen und die eigenen Taschen, Leute, die die Macht, die ihnen des Volkes schwerste Unheilsstunde in den Schoß warf, nie gutwillig hergeben würden! Immer andere nationale Führer hatten ihr Bestes gegeben und nichts erreicht — immer noch herrschte heillose Zerrissenheit in ihren Reihen. War nicht auch Horst durchgegangen von einem Verband zum andern, bis er erkannte, wo die Stoßkraft des deutschen Willens sich sammelte — in der jungen, glühenden Freiheitsbewegung?! Welch ein Kampf einer kleinen Handvoll von Männer gegen alle Macht und Gewalt!

Horst Wessel aber, ihr Sohn Horst, war der Auserwählte: er mußte sterben, sterben auf so grausame, so qualvolle Art, damit sein Tod ein Weckruf werden,

fest alles zusammenschweißen sollte, was deutsch dachte. Ihn traf das Los, in der ersten Reihe zu stehn, vorzueilen mit seiner Schar im heiligen Frühling des Volkes. Aus seiner Brust klang das Lied, das nun Millionen schon sangen: 'Die Fahnen hoch — die Reihen dicht geschlossen —'

'Sturm, Sturm, Sturm!' — Wie oft hatte Horst das herausgeschmettert, wenn er mit seinen Kameraden hinten in seinem Zimmer saß! 'Sturm, Sturm — läutet die Glocken von Turm zu Turm! — Läutet die Männer, die Greise, die Buben — läutet die Schläfer aus ihren Stuben — läutet die Mädchen herunter die Stiegen — läutet die Mütter hinweg von den Wiegen! — Dröhnen soll sie und gellen, die Luft — rasen im Donner der Rache — läutet die Toten aus ihrer Gruft: Deutschland erwache!'

Gerechter Gott — wie hatte Horst die Glocken geläutet! Und sein Tod, sein furchtbarer Tod war sein letzter, gewaltiger Glockenruf, war der erste gellende Weckruf, den ganz Deutschland hörte!

Darum, darum mußte er sterben!

Und damit dieser Ruf noch lauter, noch wilder schalle, noch stärkeren Widerhall finde überall in deutschen Landen, darum mußte noch vor ihm der junge Werner sterben mit seinen Kameraden — so wollte es Gottes Ratschluß!

* * *

Wieder träumte die Mutter. Hochaufgerichtet ein riesenhaftes Kreuz, am Querbalken durchflochten mit einem Hakenkreuz. Horst stand darunter in seiner braunen Sturmtracht; er hielt die Kappe in beiden Händen, sah ernst hinauf.

Nie wieder verließ sie dies Bild. Sie sah es tagsüber in stillen Augenblicken, sah es in tiefer Nacht, wenn sie schlaflos dalag.

Und sie wußte: wenn des Volkes Jammer ein Opfer verlangt — immer sind es die Tapfersten, sind es die Edelsten und Besten, die auserwählt sind.

Und immer, immer ist dies das Ende: unten am Kreuz steht eine Mutter.

Nachwort

Es ist mir eine liebe Pflicht, allen denen meinen Dank auszusprechen, die mir bei diesem Buche geholfen haben. Vor allem dem Führer der deutschen Freiheitsbewegung, Adolf Hitler; er war es, der mir vor Jahresfrist im Braunen Hause die Anregung gab, der mich bestimmte, den 'Kampf um die Straße' zu schildern, ein Kapitel deutscher Geschichte zu schreiben, das weiten Kreisen unseres Volkes trotz der fast täglichen Berichte in allen Blättern in seinem eigentlichen Wesen dennoch völlig unbekannt geblieben ist. Dieser Kampf ist trotz aller Maßnahmen der Regierungen, der Gerichte und der Polizei keineswegs beendet; zählt doch die Hitlerbewegung allein über dreihundert Tote und viele Tausende von Verwundeten. Wenn heute die S.A. die Straße beherrscht, so hat sie das mit Strömen von Blut erkauft: sie ist sich durchaus bewußt, daß es noch manchen Blutstropfen kosten wird, diese schwer erkämpfte Herrschaft zu behaupten. Die S.A. unterschätzt den roten Gegner gewiß nicht, sie weiß, daß er Kraft und Mut genug hat, jeden Tag den Kampf wieder aufzunehmen; sie weiß auch, daß noch immer breite Bürgerschichten diesem Kampf verständnislos gegenüberstehn, auch jetzt noch nicht begreifen können, daß ohne die

sichere Herrschaft über die Straße eine gefestete staatliche Macht nicht denkbar ist. Wenn heute den Wahlstimmen nach gerechnet sich Nationalsozialismus und Kommunismus im Verhältnis von etwa acht zu drei gegenüberstehn, so sah das in den Tagen Horst Wessels in der roten Hochburg Berlin ganz anders aus: auf ein halbes Hundert Rote kam knapp ein einziger Nazi. So konnte dieses verlorene Häuflein nur kämpfen, wie es eben kämpfte; à corsaire corsaire et demi, wie Bismarck gern sagte: jeder einzelne Schlag mußte doppelt zurückgegeben werden.

Wenn es daher dem Führer der Freiheitsbewegung am Herzen lag, diesen zunächst fast hoffnungslosen Kampf geschildert zu sehn, so wußte er genau, was er damit wollte. Dies Ringen ging ja nicht nur gegen einen an Zahl weit überlegenen Gegner, sondern wurde auch von allen Mittelklassen mit unverhohlenem Mißtrauen betrachtet, ohne jedes Verständnis dafür, daß das erst verlachte und verachtete, dann beschimpfte und bespiene Häuflein Braunhemden für die eigene Sache nicht mehr stritt als zugleich damit auch für die Sache aller Schichten, die noch einigermaßen deutsch und nicht bewußt international empfanden. Die Straße gehörte damals ganz unbestritten den Roten. Als die Freiheitsbewegung daran ging, ihnen diese Herrschaft streitig zu machen, tat sie es mit jedem Rechte auf ihrer Seite — eine Tatsache, die durch lange Jahre von allen geleugnet wurde und auch heute noch völlig verkannt wird. In dem Augenblick, in dem der Führer der Bewegung erklärte, daß er nur auf streng gesetzmäßigem und verfassungsmäßigem Weg die Macht erstrebe, wurde auch sein Kampf um die Straße 'legal' — während dieser

Kampf auf kommunistischer Seite, die nie ein Hehl daraus machte, daß sie mit allen nur erdenkbaren Mitteln, rechtmäßig oder nicht, um die Macht kämpfe, von Anfang an ein illegaler sein mußte. Heute ist dieser Streit — einstweilen wenigstens! — beendet; der Wunsch des Führers der Freiheitsbewegung, ihn so geschildert zu sehn, wie er wirklich war, war daher naheliegend: er wollte das noch frische Feld beackert, ungetrübt noch im Gedächtnis Lebendes einem allzu schnellen Vergessen entrissen sehn.

Ich habe dann meinen Dank auszusprechen der S.A., von ihrem Stabschef angefangen über Standartenführer und Sturmführer bis zu den einfachen S.A.-Männern, die noch Seite an Seite mit Horst Wessel kämpften. Ich habe viele Stunden mit ihnen zusammengesessen, mir immer wieder erzählen lassen; ihre jungen Gesichter strahlten, wenn sie von ihrem Kameraden Horst Wessel sprachen. Und zuletzt meinen Dank, nicht den kleinsten, der Mutter des Toten, Frau Margarete Wessel und ihrer Tochter; sie wurden nicht müde, immer neuen Stoff für meine Arbeit zu bringen. So standen mir die Tagebücher Horst und Werner Wessels zur Verfügung, ihre Briefwechsel, ferner die Standartenbücher, die Sammelmappen des Scherl-Archivs und des Korps Normannia sowie die Mitteilungen des Wiener Korps Alemannia, des Bismarckbundes und mancher anderen Verbände: jedem einzelnen, der mir so half, gebührt mein Dank.

Längst hat sich um den jungen Dichter des Liedes 'Die Fahnen hoch —' eine Legende gesponnen; tausend kleine Geschichten werden von ihm erzählt. Es wäre leicht gewesen, die eine oder andre einzufügen; das

hätte dem Charakter als 'Volksbuch', den ich meiner Arbeit geben wollte, gewiß nichts geschadet. Ich habe absichtlich darauf verzichtet; was ich erzählte, ist mehr als genug, den wilden, heißen und doch so romantischen Kampf um die Straße zu schildern, die glühende Kameradschaft der S.A.-Stürme und ihres jungen Helden Horst Wessel. Und es hat obendrein den Vorzug — wahr zu sein.

Ich möchte hier auf die eigentümliche Ähnlichkeit des Lebenslaufs Horst Wessels mit dem eines andern Freiheitskämpfers und Freiheitsdichters hinweisen — Theodor Körners. Studenten beide, standen sie ihren Mann in jeder Leibesübung, waren vertraut mit jeder Waffe — waren es doch die Folgen eines Duells, die Körner von Leipzig und Berlin vertrieben. Beide gingen nach Wien — ein für norddeutsche Studenten gewiß nicht alltäglicher Schritt, beide lernten dort die einzige Frau kennen, die sie je in ihrem kurzen Leben liebten. Beide stellten 'Leier und Schwert' in den Dienst der deutschen Freiheit, beide fielen im gleichen Alter für Deutschland und beide durch deutsche Kugeln in Feindesdienst, in dem von Paris damals, in dem Moskaus heute. (Denn auch die Kugel, die den Lützower Jäger bei dem Dorfe Lützow niederstreckte, war aller Wahrscheinlichkeit nach nicht eine französische, sondern stammte aus der Büchse eines Soldaten der Rheinbundtruppen, die dem Korps des Marschalls Davoust unterstellt waren!) Sie erfreuten sich beide einer ganz ungewöhnlichen Liebe und Anhänglichkeit all derer, die sie kannten, sie lebten fort im Gedächtnis ihres Volkes durch ihre glühenden Freiheitslieder: deutscher Jugend und deutscher Kameradschaft wurden Heiligtümer ihre Grabstätten.

Auf dem alten Friedhofe von St. Nikolai zu Berlin hebt sich der Denkstein Horst Wessels und seines Bruders Werner; diesen ehrt auch im Riesengebirge, bei der Prinz-Heinrich-Baude, das Mal, das ihm Kameradentreue setzte. Überall im Reiche tragen Jugendheime den Namen Horst Wessels, in der Pfalz führt eine alte Burg, die heute Jugendheimzwecken dient, den Namen Horst-Wessel-Burg. Und als jüngst Mussolini dem römischen Jugendverband den Namen 'Horst Wessel' verlieh, ehrte er damit das Andenken eines Jünglings, der grade für den Duce das Ideal verkörperte, der zugleich Student war und Arbeiter, Sänger und Kämpfer, der das Buch in der einen Hand trug und die Muskete in der andern: Libro e moschetto — fascista perfetto!

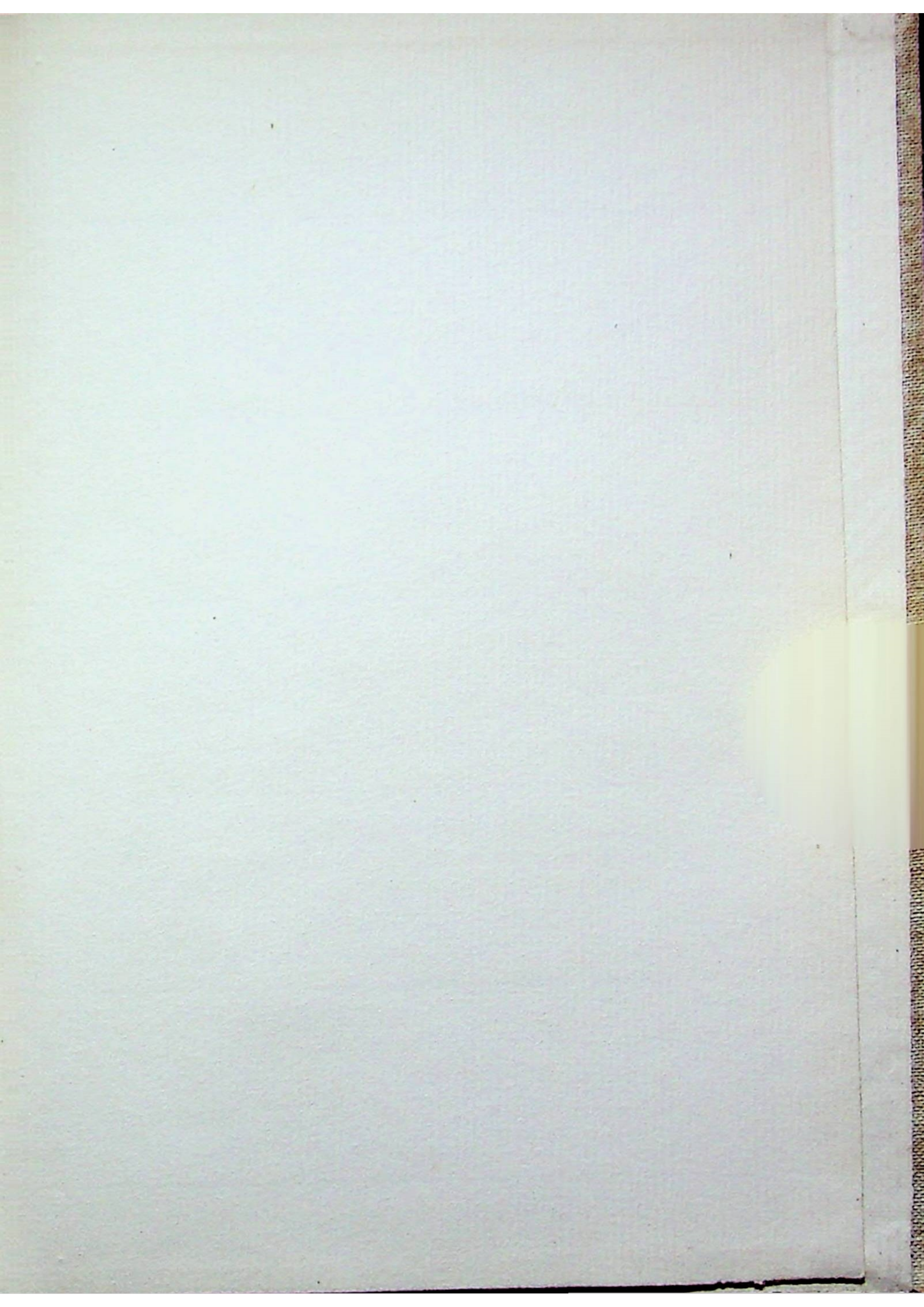
Wie sehr sich der Ideengang Horst Wessels — und gewiß ganz unbewußt! — dem des Duce sowohl wie dem des deutschen Führers Adolf Hitler näherte, erhellt aus seinen Tagebüchern wie aus der Handvoll Lieder, die er schrieb. Immer wieder betonten die beiden Volksführer das Revolutionäre ihrer Bewegungen, konnten nicht Nachdruck genug darauf legen, daß sie ebensosehr gegen den Marxismus in jeder Gestalt wie auch gegen jede Form eines überalteten Liberalismus und der Reaktion kämpften. Genau dasselbe finden wir bei Horst Wessel: er wächst weit über seine gutbürgerliche Umgebung hinaus, singt seine Lieder in gleichem Atem gegen 'Rotfront' und 'Reaktion'. Heute singen Millionen sein Kampflied in etwas veränderter Form; die eine Zeile lautet: 'Bald wehen Hitlerfahnen über allen Straßen —'. Man mußte diese sanftere Fassung wählen, weil die Gefahr drohte, daß das ganze Lied

sonst verboten würde. Horst Wessel dachte auch hier revolutionär, seine ursprüngliche Fassung hieß: 'Bald wehen Hitlerfahnen über Barrikaden'. Jeden Augenblick war er sich seiner besondern Aufgabe bewußt, die 'Kampf um die Straße' lautete; er verband dabei mit dem Revolutionären die glühende Liebe zum Vaterlande. Wenn je ein deutscher Jüngling das Hitlerwort in sich aufnahm: 'Vergessen Sie alles, Stand, Beruf, Herkunft, vergessen Sie Konfession und Erziehung, nur vergessen Sie nie: Deutschland!' — dann war es Horst Wessel!

15. September 1932

Hanns Heinz Ewers

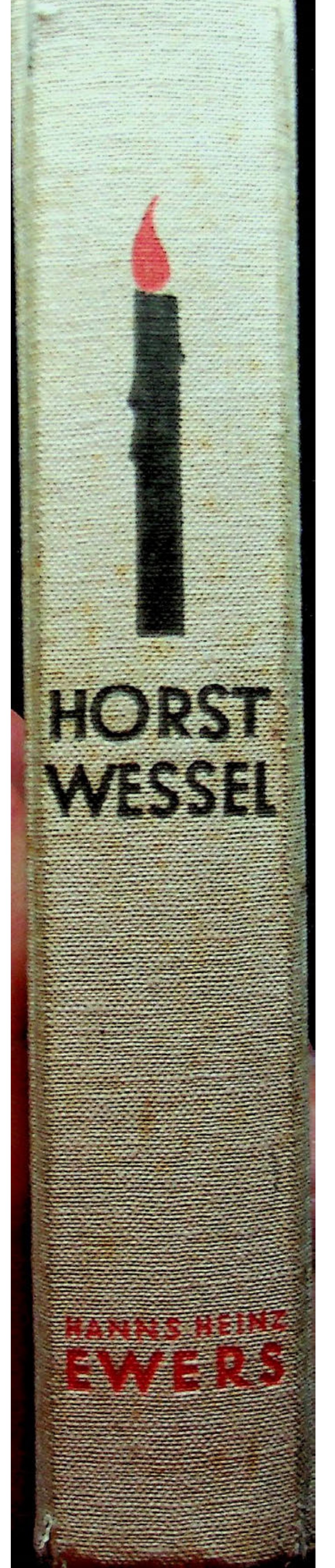
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart



HORST WESSEL

VON

HANNS HEINZ EWERS


HORST
WESSEL
HANNS HEINZ
EWERS

